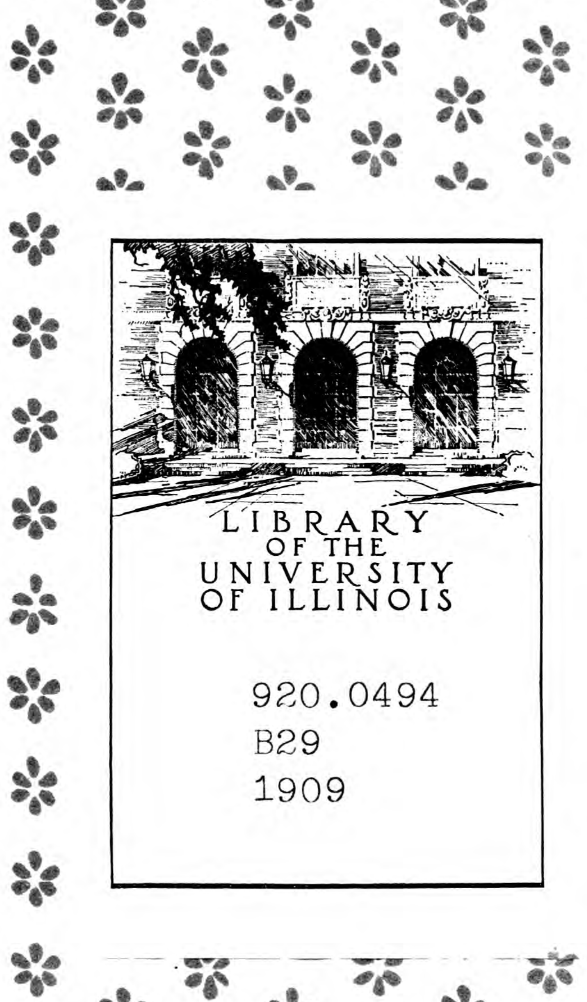
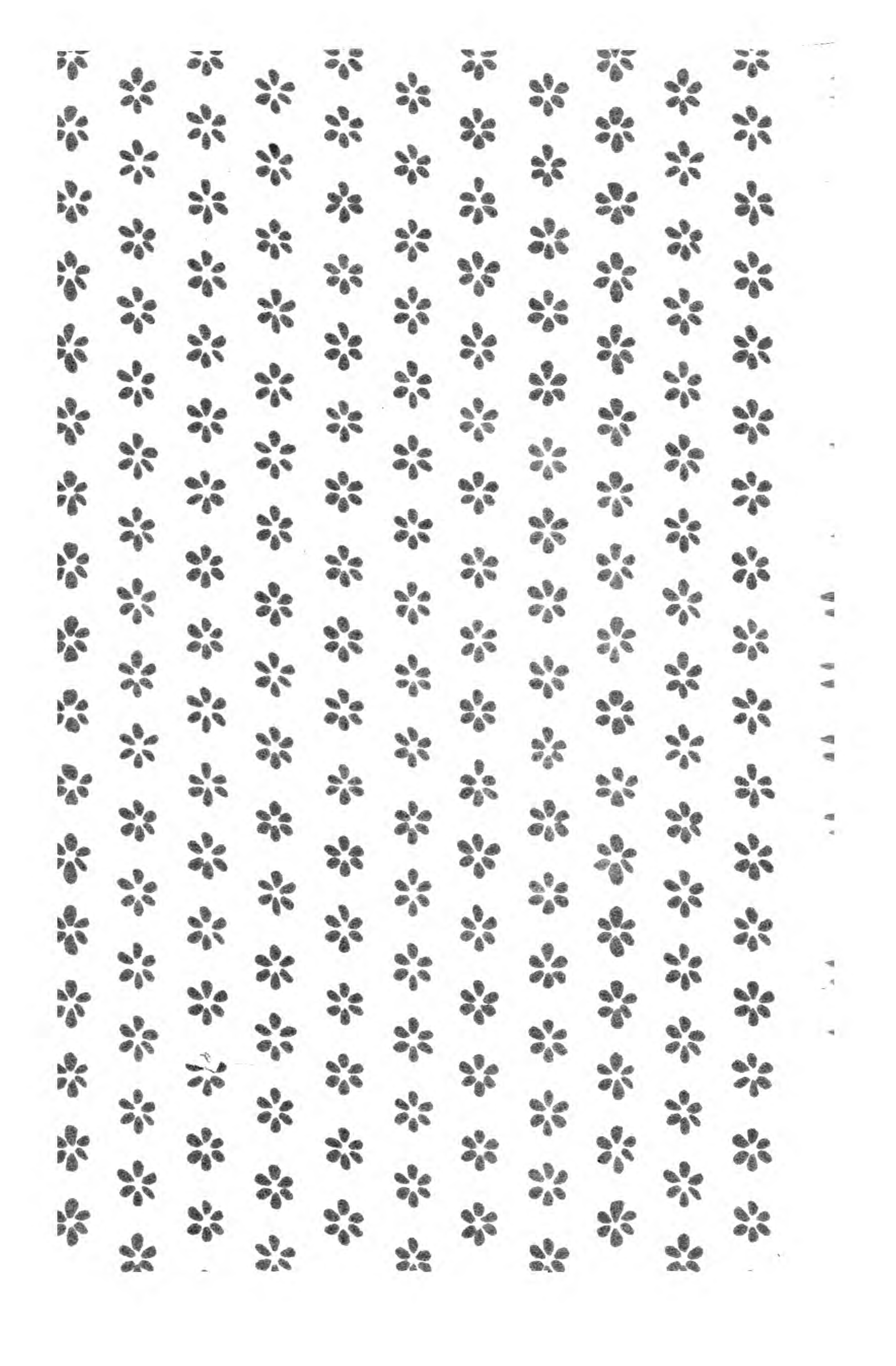
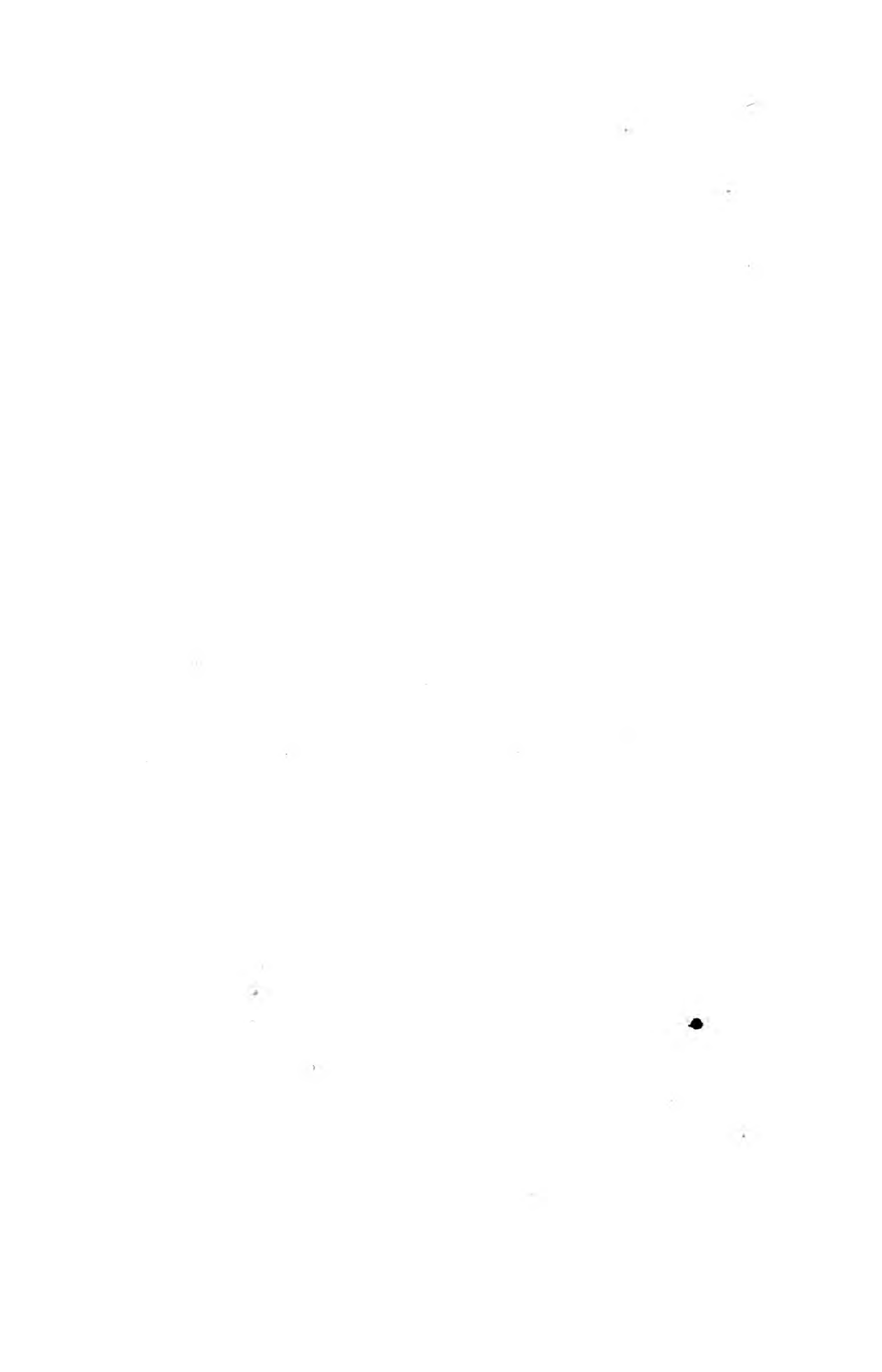
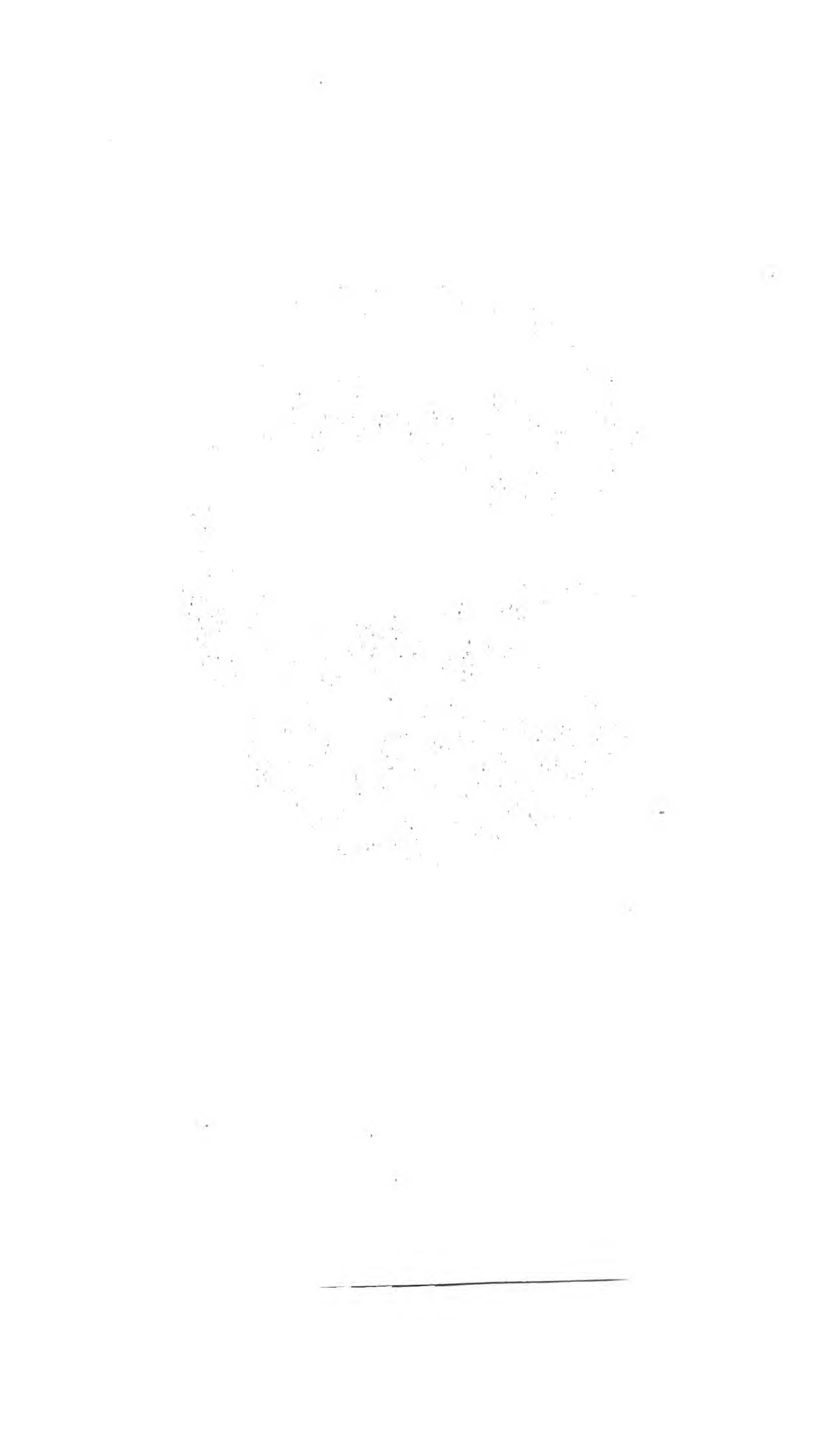

Basle
Jahrbu







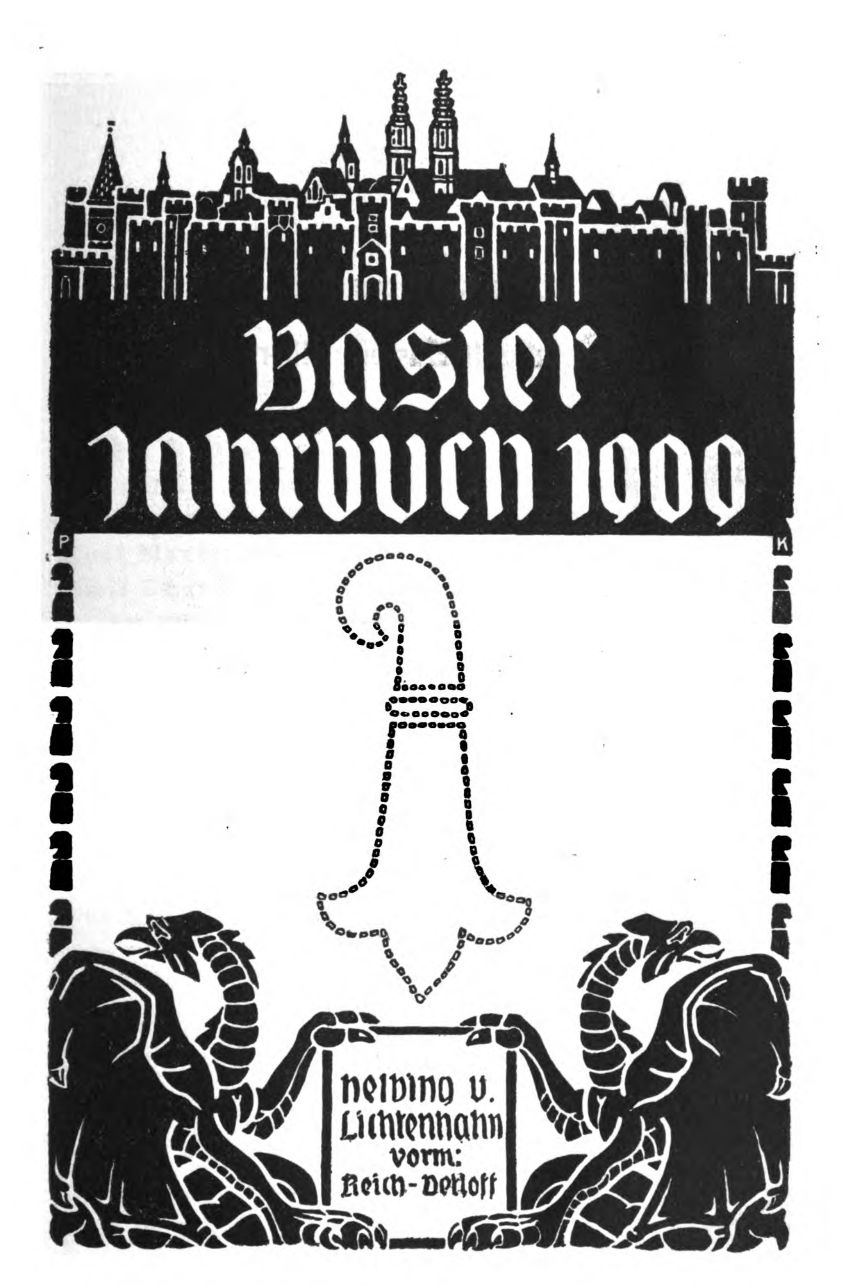






Samuel Ryhiner.

Lichtdruckanstalt Alfred Ditisheim, Nachf. v. H. Besson, Basel.


Basler
Jahrbuch 1909
P
K
Helbing u.
Lichtenhahn
vorm:
Reich-Detloff

Herausgegeben von
Albert Burckhardt-Finsler, Albert Geßler
und August Huber.

Buchschmuck von Paul Kammüller (Basel).

Druck von Friedrich Reinhardt, Basel.

Inhaltsverzeichnis.







Die Bürgermeisterwahl im Jahre 1811.

Peter Burckhardt, Samuel Ryhiner und Peter Ochs.

Von C. D. Bourcart.

Wenn auch die Geschichte der Schweiz und speziell Basels während der Mediationszeit keine sehr erfreulichen Bilder darzubieten vermag, so ist es vielleicht doch nicht ganz ohne Interesse, die Anstrengungen der früheren Anhänger der Helvetik zu verfolgen, wenn sie sich bemühen, trotz allen Schwierigkeiten, trotz der ungünstigen öffentlichen Stimmung und trotz den tyrannischen Tendenzen des allmächtigen Vermittlers etwas von ihrem früheren Einfluß zurückzuerobern und einen liberaleren Geist in die Regierung ihres Vaterlandes einzuführen. Einen besonders kräftigen Anlauf nahm zu diesem Zwecke diese Partei im Jahre 1811, als es sich darum handelte, den verstorbenen streng konservativen Bürgermeister Andreas Merian zu ersetzen, bei welchem Anlasse auch der frühere helvetische Direktor und damalige Ratsherr und Deputat Peter Ochs einen letzten Versuch gemacht zu haben scheint, an die Spitze seines Heimatstaates zu gelangen.



Im Frühjahr 1803 war die durch Bonaparte der Schweiz verliehene Mediationsverfassung in Kraft getreten und in Basel, wie in den übrigen Kantonen, wurde zur Konstituierung der neuen Behörden geschritten; dem neugewählten Großen Rat lag die Aufgabe ob, den Kleinen Rat und aus dessen Mitte die beiden Bürgermeister zu ernennen. Peter Burckhardt-Forcart oder, wie er sich gewöhnlich nannte, Peter de Hans Balthasar Burckhardt[1]), ehemaliger Bürgermeister, und dessen Schwiegersohn Samuel Ryhiner[2]), bisheriger helvetischer Regierungsstatthalter, kamen dabei, offenbar gegen ihren Willen, in die gleiche Wahl für eine Ratsherrenstelle und, da in zwei Skrutinien keiner von beiden das absolute Mehr erhalten hatte, mußte das Los zwischen ihnen entscheiden; es fiel zugunsten Ryhiners aus. Großratspräsident Münch[3]) erklärte hierauf, es dürften bei den ferneren Ratsherrenwahlen keine Stimmen mehr auf P. Burckhardt fallen, da Schwäher und Schwiegersohn nicht zusammen im Kleinen Rat sitzen könnten, und so war P. Burckhardt auch von der Bürgermeisterwahl ausgeschlossen, weil ja der Bürgermeister aus der Zahl der Mitglieder des Kleinen Rats genommen werden mußte. Zwar erklärte Ryhiner sofort und wieder in der folgenden Großratssitzung am 20. April, in der die Bürgermeister gewählt werden sollten: „daß er, wie er sich schon einmal geäußert, von der Kleinen Ratsstelle abbitte"; diese Abbitte wurde indessen nicht angenommen, *bis die zwei Bürgermeister gewählt und der Kleine Rat konstituiert sei*, so daß auch Ryhiners Verzicht die Wahl seines Schwiegervaters zum Bürgermeister nicht mehr ermöglichen konnte.[4]) Zu Bürgermeistern wurden zwei Vertreter der konservativen Richtung gewählt: Bernhard Sarasin[5]), der kürzlich Basels Vertreter in der *Consulta* zu Paris gewesen war, und Andreas Merian[6]), ehemaliger Oberstzunft-



meister. Bei beiden Wahlen hatten sich die Stimmen der Opposition auf den Namen Ryhiners vereinigt.

Wie es kam, daß bei der Wahl in den Kleinen Rat gerade Schwiegervater und Schwiegersohn, von denen feststeht, daß sie im besten Einverständnis lebten, einander gegenübergestellt wurden, ist nicht genau ersichtlich; gegen ihren Willen geschah es gewiß[7]) und es mögen allerlei politische und persönliche Intriguen mitgespielt haben, über die sich höchstens Vermutungen aufstellen ließen, zu welch letzteren allerdings die Ereignisse, wie sie sich im Jahre 1811 abspielten, einigen Anlaß geben könnten.

Als es sich nämlich darum handelte, den am 25. Februar 1811 verstorbenen Bürgermeister und Alt-Landammann Andreas Merian zu ersetzen, wurde in ganz gleicher Weise, wie acht Jahre früher, Samuel Ryhiner seinem Schwiegervater P. Burckhardt entgegengestellt, und zwar wieder ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen. Ryhiner weilte damals in Paris[8]), wahrscheinlich nur zu seinem Vergnügen, und durch einen Brief seines intimen Freundes Dagobert Gysendörfer[9]) erfuhr er erst dort den ziemlich plötzlichen Tod des Bürgermeisters Merian; im gleichen Schreiben wurde er aufgefordert, „ein stattliches Gratulationsschreiben in Bereitschaft zu halten, um solches an die neue Exzellenz (seinen Schwiegervater) abgehen zu lassen“; denn, schreibt Gysendörfer, „in der Überzeugung, daß Du die Ehrenstelle nicht annehmen, die Beförderung des H. Schwähers aber mit Vergnügen ansehen würdest, haben sich bereits die Chefs der Stimmenden auf ihn vereinigt...“[10])

Die Kandidatur P. Burckhardt's scheint zunächst vom Bürgermeister Bernhard Sarasin ausgegangen zu sein[11]) und zuerst allgemeinen Anklang gefunden zu haben. Burckhardt selbst ließ sich offenbar nicht ungerne dazu portieren, wenn er



auch pro forma einige Bedenken äußerte; da er aber bei den Vertretern vom Lande eine beliebte und von seinen langen Aufenthalten auf seinem Landgute Maienfels bei Pratteln wohlbekannte Persönlichkeit war, so hatte er alle Aussicht, ohne Schwierigkeiten gewählt zu werden; hiezu kam noch, daß er in der übrigen Schweiz eine hochangesehene und beliebte Persönlichkeit war; dies war keineswegs zu übersehen, da ja der jetzt zu wählende Bürgermeister im nächsten Jahre Landammann der Schweiz werden sollte.

Wie es nun kam, daß bei der ersten Wahl nicht Peter Burckhardt, sondern S. Ryhiner gewählt wurde, ergibt sich aus den hier publizierten Briefen, namentlich aus den intim gehaltenen Mitteilungen des Dagobert Gysendörfer an seinen Freund Ryhiner in Paris.

Die Hauptschuld am vorläufigen Mißlingen der Kombination trug offenbar deren eigener Urheber, Bürgermeister Sarasin, indem er einerseits viel zu indiskret für seinen Kandidaten eintrat und andrerseits durch schroffes und feindseliges Auftreten dem Orismüller Schäfer[12]) gegenüber seine Sache bei den Vertretern vom Lande verdarb. Ein zweiter Faktor aber, der gegen P. Burckhardts Wahl wirkte, war die geheime Opposition, die von Peter Ochs[13]) ausging, eine Opposition, der selbstsüchtige Absichten nicht ganz fremd gewesen zu sein scheinen. Ob Ochs schon im Jahre 1803 gegen P. Burckhardt tätig gewesen ist, ist aus den vorhandenen Quellen nicht ersichtlich, jedoch scheint es nicht ausgeschlossen, wenn man die Ähnlichkeit der Situationen in Betracht zieht; ein großer Freund P. Burckhardts wird Ochs kaum gewesen sein, kritisiert doch Peter Vischer (des letzteren Schwager) den Bürgermeister Burckhardt in seinem Tagebuch außerordentlich scharf und nennt ihn einen „alten Geck".[14])

Aus Gysendörfers Brief vom 26. März kann man übrigens



die Kombination des Deputaten Peter Ochs so ziemlich herauskonstruieren: er mußte wissen, daß sein Name in der Schweiz damals keinen guten Klang hatte und, da ihm auch Napoleon nicht mehr gewogen war[15]), so konnte er nicht wohl auf die mit dem Amte eines Landammannes verbundene Bürgermeisterstelle reflektieren, „wohl aber mag er die 2. Bürgermeisterstelle, wenn Du die erste angenommen hättest, beabsichtigt haben“[16]), schreibt Gysendörfer. Bürgermeister Sarasin hatte nämlich erklärt, wenn P. Burckhardt nicht gewählt werde[17]), so würde er, Sarasin, seine Entlassung nehmen, und auf diese Eventualität scheint somit Ochs spekuliert zu haben; er hätte dann wohl diejenige Bürgermeisterstelle erhalten, mit welcher das Landammann-Amt nicht verbunden gewesen wäre, wobei er dennoch Aussicht haben konnte, diese höchste Würde später einmal, bei günstigeren Zeitläufen, zu bekleiden.

Nachdem nun aber Ryhiner die ihm dargebotene Ehrenstelle am 18. März 1811 ausgeschlagen hatte[18]), wurde P. Burckhardt's Kandidatur von neuem und diesmal mit mehr Geschick und Glück betrieben, so daß er am 26. März mit 78 Stimmen von 96 Votanten zum Bürgermeister erwählt werden konnte.[19])

Fragen wir nach den Gründen, welche Ryhiner wohl veranlaßt haben mögen, die höchste Ehrenstelle, die sein Vaterland zu vergeben hatte, von sich zu weisen, so scheinen uns verschiedene Motive auf seinen Entschluß eingewirkt zu haben. Zunächst mag seine Handlungsweise durch Rücksicht auf seinen Schwiegervater und die indiskrete Art, wie er selbst gegen seinen Willen vorgeschlagen worden war, beeinflußt worden sein; dann wird ihm die Erinnerung an jene Septembertage des Jahres 1802, da er als helvetischer Regierungsstatthalter vor dem Aufruhr seiner eigenen Mitbürger nach Liestal hatte fliehen müssen, wenig Lust zum Regieren gelassen haben[20]); ferner hatte ja auch die Aussicht, die sich ihm eröffnet hätte,



für einen so charakterfesten und liberal gesinnten Mann wenig Verlockendes, wenn man bedenkt, wie gerade damals die Schweiz nicht viel mehr als ein Vasallenstaat Frankreichs war; endlich würde Ryhiner offenbar nur sehr ungern seine Tätigkeit als Appellationsrat, die ihm zusagte, gegen die mit so viel Repräsentation verbundene Würde eines Landammannes der Schweiz eingetauscht haben; er war schon lange Witwer und seine einzige Tochter war ihm erst ein Jahr vorher im Alter von 19 Jahren entrissen worden, so daß sich auch seine häuslichen Verhältnisse für die gesellschaftliche Rolle eines Landammannes weniger eigneten. Ob Ryhiner auch fürchtete, der nötigen Muße zu entbehren, um sich dem Jagdvergnügen wie bisher zu widmen, der Jagd, welcher lange und eingehende Abschnitte von Gysendörfers Briefen an seinen Freund gewidmet sind[21]), mag dahingestellt bleiben.

Wir glauben nun nicht, daß der Entschluß Ryhiners für Basel ein bedauerlicher gewesen sei; in andern Zeiten hätte er wahrscheinlich einen vorzüglichen Bürgermeister abgegeben und, hätte er damals, als die Restauration und Reaktion einsetzten, an der Spitze des Staates gestanden, wer weiß, ob er nicht einige Errungenschaften der Helvetik und der Mediation hätte retten und so seinem Vaterlande manche schwere Prüfung, welche die Zukunft bringen sollte, ersparen können.

Peter Burckhardt andrerseits war im Jahre 1811, seinem Charakter nach, der richtige Mann für das Bürgermeistertum. Anton von Tillier schreibt von ihm[22]): „Burckhardt besaß übrigens mehr die Eigenschaften eines liebenswürdigen Weltmannes und Gewandtheit in der Leitung gewöhnlicher laufender Geschäfte als jene Kraft und jenen hohen Geist, welche das Recht auf die Benennung eines ausgezeichneten Mannes geben. Wo es darum galt, durch geschmeidiges Ausweichen den Zorn oder die Willkür des übermächtigen Vermittlers zu



entwaffnen, war er mehr an seiner Stelle, als wenn es sich darum gehandelt hätte, wie in Spanien, die schlummernde Kraft des Volkes zu heldenmütigem Widerstande zu begeistern und diesen verzweifelten Anstrengungen durch einsichtsvolle Leitung ein nicht erwartetes Übergewicht zu verschaffen. . . ." — Diesem Urteile liegt eine im ganzen richtige Beurteilung des Charakters P. Burckhardt's zugrunde; Tillier, der jene Zeiten selbst miterlebt hatte, mußte übrigens am allerbesten wissen, daß im Jahre 1811 der Moment, „die schlummernde Kraft des Volkes zu heldenmütigem Widerstande zu begeistern", längst vorbei war, und daß, wer ein solches Wagnis unternommen hätte, sein Vaterland nur in noch größeres Elend, ohne jede Aussicht auf Erfolg, gestürzt hätte.

Ob Peter Burckhardt, von seinem persönlichen Standpunkte aus, richtig handelte, als er diese Stelle annahm, ist eine andere Frage. Er war im Jahre 1811 70 Jahre alt und genoß nicht mehr die ehemalige körperliche Frische. In seinen letzten Jahren hatte er das Aussehen eines alten Männleins und in den Jahren 1812—1813 verlor er noch das eine Auge.[23]) Der Tod seiner Gattin im Jahre 1808 war ihm ein herber Verlust gewesen und mußte die ihm nun obliegenden gesellschaftlichen Pflichten schwerer erscheinen lassen als ehedem. Die Bürgermeisterstelle hatte er schon früher mit Würde und Erfolg bekleidet, er konnte also, namentlich in so schweren Zeitläufen, nicht viel mehr Ehre einernten, als er sich schon erworben, und dennoch übernahm er die verantwortliche Stellung ohne vieles Zaudern. P. Burckhardt muß die Überzeugung gehabt haben, daß er seinem Vaterlande gerade jetzt mit seiner gemäßigten, lavierenden Politik besser dienen könne als andere, und dann „der Kitzel zu der Stelle", wie sich Gysendörfer ausdrückt[24]), war auch für ihn groß; eine gewisse Eitelkeit und Ehrsucht ist beinahe bei allen Staatsmännern jener Zeit, und zwar in



allen Parteilagern, wahrnehmbar und kann P. Burckhardt nicht zum besondern Vorwurf gemacht werden. Aus Gysendörfers Briefen spricht übrigens ein gewisses mitleidiges Wohlwollen und eine Nachsicht gegen die Schwächen eines alten Herrn, aus denen wir schließen dürfen, daß Burckhardt nicht mehr auf der ganz gleichen geistigen Höhe stand, wie ehemals. Wenn auch die Amtsführung des neuen Bürgermeisters von Basel und Landammannes der Schweiz im großen und ganzen eine weise und der politischen Lage entsprechende gewesen ist, so fällt doch jedenfalls der Glanzpunkt seiner politischen Laufbahn viel mehr in die Zeiten seines ersten Konsulates in den 1790er Jahren, wo er mit wirklichem diplomatischen Geschick Basels Staatsschifflein glücklich um die zahlreichen Klippen der Revolution und der ersten Koalition lenkte.

Die hier folgenden Korrespondenzen befinden sich nun teilweise in den Papieren des P. Burckhardt auf der hiesigen Vaterländischen Bibliothek, teilweise im Archiv des Auswärtigen Amtes in Paris[25]), zum größeren Teil stammen sie aber aus dem in Privatbesitz befindlichen schriftlichen Nachlaß des Samuel Ryhiner. Die auch auf der Vaterländischen Bibliothek befindlichen zahlreichen Gratulationsschreiben, die hier nicht publiziert werden, haben nur insofern Interesse, daß sich auch eine ganze Anzahl Gratulationsbezeugungen aus der Landschaft und aus der übrigen Schweiz einstellten[26]), unter letzteren solche von freimaurerischen Freunden, wie Alt-Seckelmeister K. Hirzel in Zürich, da bekanntlich P. Burckhardt Großmeister der Freimaurer schottischen Systems in der Schweiz war.[27]) Ob sich bei der ganzen Wahlangelegenheit freimaurerische Einflüsse geltend machten, haben wir aus den uns zu Gebote stehenden Quellen nicht feststellen können.[28])



J. R. Forcart-Weiß an Peter Burckhardt.[29])

28 février 1811.

„P.P. Ayant passé hier soir, au retour de la tabagie, chez M. Wieland pour apprendre sa façon de penser de la proposition qui vous a été faite de la part de M. Sarasin[30]) par l'organe de Streckeysen[31]), je crois devoir vous en rendre compte. Il m'a témoigné de la manière la plus franche qu'il sera charmé si vous pourrés vous y décider, mais qu'il ne sauroit approuver la façon dont on s'y est pris, vu que le trop de publicité qui en résultera pourroit vous compromettre et donner lieu à un homme tel que Ochs[13]) de dire tout haut qu'on a intrigué pour vous, que, pour éviter cela, il engagera M. Sarasin[5]) à mettre plus de réserve dans ses mesures et il pense que, si vous y acquiescés, il suffira que l'on dise que vous ne vous refusés pas absolument à vous faire élire au Petit Conseil pour l'être. Cependant il m'a ajouté qu'il savoit fort bien que MM. les conseillers Stehelin[32]), A. Merian[33]) et Stehlin[34]) étoient très portés en votre façon, mais qu'aucun de ces messieurs n'étoient capables, d'après leurs principes, de se mettre en avant et qu'il conviendroit d'employer encore d'autres personnages. Voilà, mon cher frère, en raccourci ce que j'ai retenu de mon entretien avec M. Wieland.

(sig.) F. W."

Graf Auguste de Talleyrand, französischer Gesandter in der Schweiz, an den Minister des Äußern in Paris.[35])

3 März 1811

Laut Mitteilung werde der Große Rat den Alt-Bürgermeister Burckhardt[1]) zum Bürgermeister ernennen, oder, wenn dieser ablehne, „M. Ehinger[40]), négociant très riche et



homme très estimé!" Wer von beiden — das sei gleichgültig und man brauche nichts zu dieser Wahl zu sagen. „On craignait que M. Ochs[13]) qui, pendant la révolution, a travaillé au traité de paix entre la France et la Prusse, ne fût élu, mais on dit que son esprit turbulent l'a fait mettre de côté."

Dagobert Gysendörfer an S. Ryhiner.[36])

Basel den 4 Merz 1811

„. . . . . . Der vor einem Jahr schon geahndete Fall ist nun eingetreten und unser schwacher Staat ist durch den unerbittlichen Tod seiner schwachen Stütze beraubt worden. H. Landammann Merian ist nicht mehr; nach einem kaum 24 stündigen Anfall von Krankheit hat er verwichenen Montag Abends um 8 Uhr zu seyn aufgehört und Donnerstags darauf ist seine Hülle mit allen nur möglichen Ehrenbezeugungen in der St. Theodors Kirche zur Erde bestattet worden.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht,
Alles schwind't im Lauf der Zeiten
Und versink't in finstre Nacht.
Ehre, Macht und Ruhm sind eitel,
Eines Weltgebieters Scheitel
Und das zitternd' Haupt am Pilgrimstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab.

Mathison.[36a])

Wir wollen nun dem Todten die Ruhe gönnen und der Lebenden gedenken: schon vor der Begräbnis wurde Deines H. Schwäher Papas als seines Nachfolgers im Publico vielfältig erwähnt, und er hat sich seither geäußert, daß er die Sache gehen lassen wolle. In der Ueberzeugung, daß Du die Ehrenstelle nicht annehmen, die Beförderung des H. Schwähers aber mit Vergnügen ansehen würdest, haben sich



bereits die Chefs der Stimmenden auf ihn vereinigt. Künftigen Donnerstag ist nun Große Raths Versammlung, wo er dann ohne allen Zweifel zum Rathsherrn und nachher zum Bürgermeister erwählt werden wird. In der letzten Klein Raths Sitzung ist gracieusement erkennt worden, daß künftigs zwey obrigkeitlichen Häuser auf dem Münsterplatz ohnentgeldlich denen jeweiligen HH. Bürgermeistern zu Bewohnung übergeben werden sollen.

Du kannst nun, lieber Freund, ein stattliches Gratulationsschreiben in Bereitschaft halten, um solches alsobald nach Ankunft des künftigen Couriers an die neue Excellenz abgehen zu lassen. Ich hatte die Ehre vorgestern en famille bey ihm zu Mittag zu speisen; er läßt Dich herzlich grüßen und, ungeachtet des ihm bevorstehenden, soll die Partie Wisck (sic) künftigen Sommer auf dem Meyenfels nichts darunter leiden.

Wenn seine etwas voreilige Designation aus Besorgniß einer andern Wahl im Publico zu Stadt und Land wirklich großes Vergnügen macht, so wird dieses hingegen von Seiten der Familie nicht getheilt; denen Frauenzimmer bangt vor dem Landammann Jahr und der honneurs Macherey und bey den Herren mögen andre Bedenklichkeiten obwalten. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so ändern diese Contrarietäten nicht das geringste in seinem einmal gefaßten Entschluß, und wir wollen zum besten der Sache hofen, daß seine künftige Geschäftsführung einen liberaleren Gang und liberalere Gesetze herbeyführen werden. Dixi. . . . .
. . . .

(sig) Dag. Gysendörfer.

P. S. Was, wie ich erst vernehme, bey mehreren Stimmfähigen des Großen Raths einige Bedenklichkeiten erregt und die Stimmenzahl für den H. Schwäher Papa vermindern dürfte



ist, daß Du, lieber Freund, durch seine Promotion an das Bürgermeisterthum von der Appellation ausgeschloßen würdest, und sie sagen, daß ihnen weniger am Bürgermeister als an einem einsichtsvollen Appellations Richter gelegen ist. Vielleicht wird aber auch dieser Anstand zu beidseitiger Zufriedenheit gehoben werden können. Vale. —"

J. R. Burckhardt (z. Kirsgarten) an P. Burckhardt.[37])

Zurich 5 mars 1811.

Monsieur le Bourguemaître,

„Mon fils Gédéonme donne une nouvelle qui me fait tellement plaisir que je ne saurois remettre à vous le témoigner, Monsieur, en attendant d'avoir l'honneur de vous en assurer *sous peu* bien plus positivement.

Veuillez agréer, etc.

(sig.) Burckhardt, col[l]."

Bürgermeister & Rat von Basel an S. Ryhiner.[38])

Basel 9 Merz 1811

„Wohlweiser Herr Bürgermeister,

Zur Wiederbesetzung der durch das Absterben Jhro Excellenz des H. Alt Landammann und Burgermeister Merians erledigte Stelle eines Burgermeisters unseres Cantons, wurde E. E. und W. W. Großer Rath auf den 7ten dieses versammelt und den 8ten zu der Wahl eines E. Hauptes geschritten.

Eure Weisheit belieben aus dem angeschlossenen Auszug Großen Raths Protocolli zu ersehen, daß das Volk, welches wir zu administrieren haben, die wahren Verdienste zu würdigen weiß, da dessen Representanten mit einer solchen überwiegenden Mehrheit Hochdieselben zuerst zu einem Mitglied



des Kleinen Raths und sodann zu allgemeiner Freude zu dieser wichtigen und ehrenvollen Stelle gewählt haben.

Angenehm ist es für uns, E. Weisheit an unserer Spitze zu sehen, und groß sind die Erwartungen unserer Mittburger von Hochdieselben beseelenden längstbekannten Rechtschaffenheit und Vaterlandsliebe. — Aber nicht nur ist durch diese Wahl unserm Canton ein würdiger Vorsteher, sondern der ganzen Schweiz ein Bundeshaupt gegeben worden, welches Kraft und Wille in sich vereiniget, deren Verfassung und Rechte handzuhaben und zu schüzen.

Es ist zwar kein geringes Opfer, welches das Vaterland von E. Weisheit fordert, allein die vorzüglichen Eigenschaften, welche sich in Ihnen vereinigen, das gute so Hochdieselben an dieser Stelle wirken, der Ruhm so Sie dem Vaterland schaffen können, berechtigen dasselbe Ihre Talente in Anspruch zu nehmen, uns aber zu dem Wunsch, daß E. Weisheit uns bald mit Wohlderer Gegenwart beehren, diese wichtige Stelle lang und vernügt bekleiden und denjenigen Seegen einärnden mögen, welcher jedem wahren und rechtschaffenen Patrioten gebührt.

Wir ꝛc."

Dagobert Gysendörfer an S. Ryhiner.[36])

Basel Samstags den 9 Merz 1811

„Durch Deinen Bruder[39]) wirst Du bereits, mein lieber Freund, die unerwartete Wendung vernommen haben, welche Deine Ernennung zur Raths Herrn Stelle der Bürgermeister Wahl gegeben hat. Das heutige officielle Raths Schreiben theilt Dir nun den äußerst ehrenvollen Ruf mit, den Du mit 80 Stimmen zu dieser hohen Stelle erhalten hast. Allgemein wäre die Freude, wenn nicht viele besorgten, daß Du sie ausschlagen dürftest. Ob Du nun dem gemeinen besten das Opfer



Deiner glücklichen Independenz bringen wolltest, wird Deine Antwort entscheiden. Du wirst der Zuschriften in Menge erhalten, wodurch man Dich durch allerdings triftige Gründe zur Annahme wird zu bewegen suchen. Ich meines Orts glaube Deiner Gesinnungen über diesen Gegenstand genugsam zu kennen, um mich aller raisonnemens darüber enthalten zu sollen. Ich will mich also blos auf eine geschichtliche Relation beschränken, die Du mit Recht von mir erwarten wirst.

Gewiß ist, daß H. Bürgermeister Sarasin[5]) durch sein unkluges Benehmen der Sache Deines H. Schwähers[1]) vieles geschadet hat; statt dieselbe in der Stille aber mit Nachdruck zu betreiben, hat er blos Lermen vom E. Kämmerlin aus geblasen, Briefe von Bern vorgewiesen, welche des H. Bürgermeister Burckhardt[1]) als eines äußerst würdigen künftigen Landammanns erwähnten, voreilig erklärt, daß er seine Entlassung im Fall dieser nicht ernennt werden sollte, geben werde, hingegen aber nichts gethan, um sich einiger Stimmen der Cantons Räthe ab dem Land, welche doch die Mehrzahl ausmachen, zu versichern, und was das unverzeihlichste ist, aus altem Groll gegen den Orismüller Schäfer[12]) die gewünschte Wahl manquieren machen; denn dieser kam in der Absicht nach Basel, um für Deinen H. Schwäher zu stimmen; er würde auch noch mehrere Landleute geworben haben; aber Ihro Weisheit erklärten, daß Sie eine Scene machen und aus dem Rath laufen würden, wenn Orismüller erscheine, und so hat man diesen letztern, um einen Scandal zu vermeiden, bereden können auszubleiben. — Mehrere nun, die einerseits Seiner Weisheit für ein und allemal gerne los seyn wollten, und deren Eigenliebe oder Eitelkeit anderseits nicht wohl vertragen konnte, daß ein ehemaliger Collega plötzlich wieder über sie primieren solle, haben, obschon sie bestimmt wissen mußten, daß Du die Stelle nicht annehmen werdest, den Coup gemacht, Dich zum Raths



Herrn ernennen zu lassen, um den Schwäher Papa auszuschließen und ihn für die Zukunft zu degoutieren.

Deine Ernennung zur Bürgermeisterwürde gieng nun per longa majora wirklich von Herzen und viele hoften, daß Du, auf eine so schmeichelhafte Art erwählt, sie nicht wohl ausschlagen könntest.

Gleich nach der Bürgermeisterwahl beehrte mich H. Deputat Ochs[18]) mit einem Besuche, sagte, er nebst mehreren Collegen würden Dir schreiben und Dich zur Annahme zu bestimmen trachten; was er Dir aber nicht schreiben könne, mich hingegen ersuche Dir zu melden, seye diß, daß wenn Du allenfalls aus Consideration für Deinen H. Schwäher refusiertest, dieser Erwägungsgrund nicht von Gewicht seyn könne und Du ihm vielmehr ein künftiges désagrément ersparen würdest, indem die Landsleute, durch H. Sarasins Benehmen mißstimmt, nimmermehr für seinen Protegierten sich verstehen wollen. Er, H. Ochs, suche für sich nichts und würde die Stelle Krankheits und ökonomischer Umstände halber nicht annehmen, H. Ehinger[40]) habe sich entschuldiget und dann würde ein H. Minder[41]) oder Schorendorf[42]) wahrscheinlich mit Deinem H. Schwäher zum Stich kommen; Du möchtest diß also wohl bedenken. Relata refero. —

Unterdessen hat H. Ochs die Oberst Ehrichter Stelle wieder angenommen von der H. Ehinger[40]) abgebeten hat ! ! !

Daß Du nun nach allen diesen Vorfällen etwas näheres und directes wegen der Zukunft von Deinem H. Schwäher zu vernehmen wünschest, konnte ich nicht bezweifeln und ich soll hoffen, daß Du, lieber Freund, den Schritt, den ich gethan habe, billigen werdest.

Ich stattete ihm diesen Morgen einen Besuch ab und sagte ihm: Unsrer Freundschaft glaube ich schuldig zu seyn, ihm in Deinem Namen vorläufig zu erklären, wie leyd es Dir thun



werde zu erfahren, daß man Deine Abwesenheit benutzt und einen Coup gemacht, der gewiß, wenn Du hier gewesen wärest oder ihn nur ahnen hättest können, niemals statt gehabt hätte; ich wisse aus ehvorigen Unterredungen von Dir, wie sehr Du gewünscht, daß er dem gemeinen besten das Opfer bringen und sich dieser Stelle unterziehen möchte und wie sehr es Dich gefreut haben würde, wenn die Sache auf eine graciöse Art, wie es hätte geschehen sollen, gegangen wäre, ꝛc. ꝛc. Unterdessen seye der Coup keineswegs gegen seine Person, sondern vielmehr gegen H. Sarasin gemacht worden, dessen Benehmen unklug gewesen, ꝛc. ꝛc. So vergoldete ich ihm die Pille. — Ich seye nun im Fall Dir zu schreiben und überzeugt, daß, wenn Dich einigermaßen etwas trösten könne, es nur die Erklärung wäre, daß er sich der künftigen Wahl nicht entziehen wolle; ich wisse wohl, daß man kaum diese Zumuthung mehr machen dürfe, aber er möchte doch das ganze bedenken ꝛc. ꝛc. ꝛc. Es schien mir, daß Dein H. Schwäher diese Aeußerungen äußerst wohl aufnahm; er sagte mir, daß, was wir bereits wissen, er nur beredt worden, die Sache gehen zu lassen und diß nur zugelassen habe, weil man's ihm ans Herz gelegt habe, wegen einer andern allgemein gefürchteten Wahl.[43]) Er wünschte nun sehr, daß Du den Ruf annehmen möchtest rücksichtlich des ganzen sowohl als auch seiner, der neuerdings sonst in Verlegenheit kommen werde. Er glaube aber, Dich genug zu kennen, um vorzusehen, daß Du nicht entsprechen werdest (mit angeführten wichtigen Gründen). Nun habe er sich schon zu viel prononciert, sonderheitlich würde aber auch etwas indelicates gegen Dich scheinen, wenn er nun plötzlich, fals Du ausschlagen werdest, sich ganz zurückzöge. Bis dahin seye er ganz passiv geblieben und, sollte eine neue Wahl vorgenommen werden müssen, so werde er vorerst trachten, sich sicher zu stellen, um nicht zum zweiten Mal zu echouieren; ohne diese Gewißheit würde er sich ent-



schuldigen. Er läßt Dich herzlich grüßen, schreibt Dir aber nicht, weil — es die Sache so mit sich bringt und jede Art, jede Wendung von andern mißdeutet werden könnte. Während dem Lauf unsrer Unterredung hat er immer mit ofner Geradheit gesprochen und alles umständliche vermieden, auch zuweilen gescherzt, so zum Beispiel sagte er, daß wenn er Bürgermeister geworden wäre, er die zuverlässige Hofnung hätte haben können, fals die Schweiz französisch würde, Maire zu werden; denn er habe in den Zeitungen gelesen, daß die Bürgermeister von Hamburg und Lübeck dazu ernennt worden.

Du bist nun, lieber Freund, über alles, was ich Dir mitzutheilen wußte, instruiert. Den gegen H. Bürgermeister gethanen Schritt habe ich nicht aus Drang von Zudringlichkeit oder Einmischungs Liebhaberei gethan, sondern weil ich ihn im gegebenen Fall Deinetwegen schicklich glaubte. Hätte ich mich wider Vermuthen geirrt, so will ich es mir für mein ganzes übriges Leben zu einer großen Warnung dienen lassen. Du wirst mit dem rückgehenden Courier so viel zu beantworten haben, daß ich Dich zum voraus bitte, mir lieber etwas später, aber weitläufiger, zu antworten. Leb wohl, einen herzlichen Gruß an Heusler und von Speyr.

(sig.) Gysendörfer.

Wenn Du ausschlägst, so erwähne beyder Stellen, der Bürgermeister und Rathsherrn Stelle, sonst giebts wieder einen Coup."

Johannes Zäslin an S. Ryhiner.[44])

Basel 9 Merz 1811

„Werthester und Hochgeschäzter Herr Bürgermeister,

Die in mir entstandene Empfindung des Vergnügens durch die vorgestrige und gestrige Wahl Sie an diejenige Stelle und Würde unsers Cantons erhoben zu sehen, die nach



meiner innigsten Ueberzeugung in Ihre Hände, besonders unter jetzigen Umständen, am vorzüglichsten gelegt zu werden geeignet wäre, fordert mich dringend auf, nicht sowohl Ihnen bey der damit verbundenen (jedoch für Sie, wann Sie nur immer wollen, nicht so schwer fallenden) Last, als vielmehr dem Vaterland aufrichtigist Glück zu wünschen und zugleich den sehnlichsten Wunsch zu äußern, daß es Ihnen gefallen möge, diese mit einem ausgezeichneten Zutrauen erhaltene E. Stelle anzunehmen und zu behalten. Immer bestehet bey mir noch die angenehme Hofnung, daß Sie, wann nicht zu unüberwindtliche Hindernisse sich entgegen stellen, durch dero disfahlsigen Entschluß dem allgemeinen Wunsche Ihrer Freunde, worunter auch ich mich zehlen zu dörfen um die Erlaubniß bitte, entsprechen werden. — Zwar sind mir dero bisherige Aeußerungen und Ansichten in Betref unserer allgemeinen und Local-Verhältnissen nicht unbekannt, auch meine vorgestrige, gleich nach Ihrer Erwehlung in Kleinen Rath, bey Ihrem speciellen Freund Herrn Gysendörfer gemachte Anfrage konnte mir nicht die beruhigende, meinem Wunsch angemessene Antwort gewähren, allein ich kenne, und dies schon von längerer Zeit her, Ihre Eigenschaften, Vaterlands-Liebe und Festigkeit, ich weiß, daß Sie Wille und Kraft besitzen, das Beste sowohl zu wählen als auszuführen, wann es nur immer möglich ist. Nun ist der Anlaß dazu vorhanden: Mögen so viele Ihrer Freunde nebst mir in unsern Hofnungen auf Sie uns nicht getäuscht sehen!...

(sig.) Johannes Zäßlein."

Hans Georg Stehlin an S. Ryhiner.[45])

[ohne Datum][46])

„Es sind mir verschiedene Beyspiele bekannt, daß Dinge in Erfüllung gegangen sind, die ich vorher nicht erwarten durfte und Erfahrung giebt mir Muht an Euch, lieber Ryhiner!



diese Zeilen zu schreiben ohne im geringsten Euren Ansichten vorzugreiffen, sondern nur die meinigen nebst einigen Bemerkungen über die hier vorgefallene Bürgermeisterwahl zu äußern.

Allervorderst muß erklären, daß ich an Eurer Ernennung nicht Schuld bin, sondern ich stimmte der Machenschaft bey, den H. Alt-Burgermeister Burckhardt in Kleinen Rath zu ziehen und dann an die Spitze zu stellen. Allein die Majora wollte absolut anders und als der Kleine Rath ergänzt war, so war auch die Burgermeisterwahl die natürlichste Folge.

So viel wir hier zu beobachten im Stande sind, mus die politische Lage der Schweiz noch immer precair erscheinen; sie war es aber schon lange und sehr wahrscheinlich kann sie es noch lange bleiben. Der Absicht unser Unabhängigkeit theilen wir das Schicksal mit allen Staaten des Continents (! ?) nur mit dem Unterschied, daß die Abhängigkeit weniger als bey andern Völkern gefühlt wird und wir in sehr vielen Rücksichten mit dem ersten Volke der Erde nicht tauschen würden. Diese Betrachtungen haben mir den Muht schon oft wider und die Gedult verlängert, wenn ich im Begriffe war, das Staatsfuhrwerk zu verlassen; einen andern Trost fand ich an der Seite redlicher und geschickter Mitarbeiter, und bis jetzt hat die Erfahrung vast immer bewiesen, daß durch zweckmäßiges Zusammenwirken jedes Ziel erreicht werden kann. Zwey wichtige Stüzen des Staats stehen in unserm Kanton noch aufrecht: die Finanzen und die Justiz; Militair und Polizey sind von minderm Belang, und wenn Erziehung und Unterricht bis jezt verwahrlost wurden, so mögen Ursachen Schuld seyn, die nun zum Theil gehoben sind, und ich schmeichle mir in dieser Rücksicht mit der Hofnung einer nahen Verbesserung.

Niemand wird die Bürgermeisterwürde als leicht betrachten, obschon sie jezt 2 bis 3 mal mehr Mühe erfordert als



nöthig wäre, weil man sich gar zu gerne in Kleinigkeiten mischte. Ihr würdet in dem ersten Monat die Hälfte Verhöre abschaffen und dagegen die wichtigern Gegenstände in Anregung bringen, die seit Jahr und Tagen liegen geblieben.

So wenig es mir zusteht über Eure Qualität als Staatsman ein Wort zu sprechen, so darf doch hingegen versichern, daß alle redlich gesinnten Männer sich gerne und mit Eifer an Euch anschließen würden, um das Opfer so viel möglich zu erleichtern, welches Ihr dem Vaterland durch die Annahme dieser Stelle bringen müßtet. Eure Stelle im Appellationsrath ist gewiß wichtig und dieses Tribunal hat seit kurzem bedeutende Stöße ausgehalten, indessen ist doch H. Em.[47]) dahin gewählt worden und auch der Bürgermeister presidiert die Hälfte der Zeit.

Ueber die Landammansstelle habe weniger zu sagen; die Etiquette würde Euch etwas genieren, die Geschäftsführung weit weniger; aber eben die étiquettes erfordern ein Haus mit ameublements und besonders jemand der es besorgt, daher beförchte hier die meisten Bedenklichkeiten und gegen diese habe ich leider die wenigsten Gründe; wollte ich mich erkühnen diese Höhe zu erklimmen, so müßte an's Heurathen denken und dazu ist es zu späth; in Eurem Alter könnte es noch angehen.

Da unsre Neuigkeiten Euch nicht überraschen werden, so förchte ein negatifer Entschluß möchte schon gefaßt seyn und da es doch mit einer Antwort nicht so sehr pressiert, so wollte bitten, diese für uns wichtige Angelegenheit einige Tage unentschieden liegen zu lassen, die Schwierigkeiten mit etwas leichterem Gewicht abwägen, die Schattenseite nicht allzudunkel in's Auge fassen, der Hofnung Raum geben, daß sich alles bessern könne und endlich aus der Geschichte aller Zeiten die veste Ueberzeugung fassen, daß jede Crisis ihre Periode hat und daß nach jedem Sturme sich die Wellen von selbst wider



in ihr Niveau sezen müssen. Die äußerste Gefahr, die uns bedrohen kann, ist der Untergang unsres Schiffgens; aber es scheint mir ziemlich einerlei, ob man in der Cajute oder am Ruder untergeht; oder sollen wir auf ein ander Schiff kriegen, wo auch nur Löcher zugestopft und Segel geflickt werden müssen und wo alles schon lange durchnäßt ist? — Theilen wir lieber das Schicksal mit unserm Vaterland und, wenn dasselbe noch mehr in's Gedränge kommen sollte, so halten wir desto vester zusammen!

Diese Zeilen empfehle Eurer Nachsicht, wünsche gute Gesundheit und frohen Muth — meine Empfehlung an H. Sam. Heusler. Bleibet der achtungsvollsten zc.

(sig.) Stehlin d. R."

Joh. Heinrich Wieland an S. Ryhiner.[48])

Bâle 9 mars 1811.

„Je n'ajouterai qu'un mot à la lettre de l'ami Stehlin pour vous assurer que je partage ses sentiments et pour vous exhorter de céder à nos vœux. Toutes mes facultés vous seront vouées et je me mettrai à quatre pour vous épargner des ennuis et des longueurs qui sont très séparables de la place qu'on vous supplie d'accepter.

Agréez, etc.

(sig.) Wieland."

Fürstenberger an S. Ryhiner.[49])

Basel den 9 Merz 1811

„Das war ein verdammter Streich. Dem Macher[50]) desselben ist es nicht unerwartet, daß Sie obenan stehen und so fährt er fort seine Eyer zu legen und zwar in doppelter Reihe, um seine Bruth gedeihen zu machen. Um ihr schädliches Auf-



kommen zu verhindern soll nicht Ihr erster und einziger, aber doch auch ein Bewegungsgrund seyn, die Stelle anzunehmen. Erinnern Sie sich, wie ich mit Widerwillen Sie Statthalter werden sah und mit Widerwillen Rathsherr. Itzt ist die Sache ganz anders, wiewohl auch kein Schleck und niemalen ein Schleck. Aber sind wir denn in der Welt um Schleck zu haben? Ist doch im geistigen Genuß, in der Anwendung seiner moralischen und intellectuellen Kräften zu einem edlen großen Zweck, der Selbstzufriedenheit unendlich viel. Wird doch irgendeinmal Ihr Tagwerk anfangen müssen; denn glauben werden Sie nicht, daß Sie es schon vollführt haben, auch nicht, daß einem jeden das seinige zu thun oder nicht zu thun unbedingt frey stehe, sondern vielmehr, daß er nur deßwegen da seye, um sich zu üben, nur deßwegen viel habe, damit er viel benutze. —

Nun denn, wo in der Welt ist eine Aufforderung zu seinem Tagwerk je deutlicher ausgesprochen worden, als bey Ihrer Wahl? Somit rufe ich Sie auf, abgesehen von allen andern Rücksichten, Ihrer Bestimmung zu folgen und Ihre Stelle in der Reihe der wirkenden Potenzen einzunehmen. — Leben Sie wohl und thun was recht ist.

(sig.) Fürstenberger."

J. Rudolf Stähelin an S. Ryhiner.[51])

[B a s e l] den 9 Merz 1811

„Werthester Herr Bürgermeister,

Neben einem officiellen Schreiben, das Ihnen Ihre Ernennung zu der höchsten Würde unsers Standes anzeigt, werden Sie deren vermuthlich noch viele andere erhalten, die Ihnen über den Gang dieser Erwehlung nähere Details geben und Sie mit Wärme, vielleicht auch mit Ungestüm auffordern werden diese Stelle nicht auszuschlagen. Ich will Keines von beyden thun, sondern, in der Ungewißheit in deren Ich mich



über Ihre bisartigen Gesinnungen befinde, Sie lediglich bitten, die Sache wol zu überlegen, Sich genau zu prüfen, ob Sie nicht glauben bey dem beinahe unbeschränkten Zutrauen, das Sie von unsrer höchsten Behörde genießen, schuldig zu seyn, dem Vaterland dieses, ich will es freymüthig bekennen, für Sie in allen Rücksichten große Opfer zu bringen. Ich bin überzeugt, Sie werden so handeln, wie es einem Mann von Ihrem Caracter geziemt und will also ruhig und hoffnungsvoll Ihrem Entschlus entgegen sehen.

Leben Sie recht wohl ꝛc.

(sig.) Stähelin"
3 H.

Peter Ochs an S. Ryhiner.[52])

Bâle 9 février[53]) 1811.

„Monsieur le Bourguemaître,

Si vous aimez vos amis (et le nombre en est considérable), si vous aimez votre canton, si vous aimez la Patrie, vous accepterez et vous sacrifierez vos loisirs et votre indépendance. Il est temps que l'esprit infernal qui nous a travaillé depuis 1783[54]) tombe avec celui qui le fomentoit et il n'y a que vous qui puissiez l'étouffer pour toujours. En un mot, *vous tenez dans vos mains nos destinées pour un siècle.* Ce n'est point à la légère, *mais après une sérieuse et mûre délibération* que je m'exprime ainsi. Croyez, au reste, que nous nous ferons un devoir sacré de contribuer, autant qu'il sera en nous, à vous alléger les fonctions de la dignité qui vous a été conférée de la manière la plus honorable. Non, je ne doute point que votre cœur reconnoissant n'apprécie le vœu bien prononcé de tant d'autres qui y applaudissent avec enthousiasme.



C'est dans cette douce persuasion que je finis par vous prier d'agréer les assurances, etc. (sig.) Pierre Ochs."

Christoph Bernoulli an S. Ryhiner.[55])

„Hochverehrtester Herr,

Basel 9 Merz 1811

Mag es auch noch so anmaßend und dreist seyn, aus der allgemeinen Stimme der Freude und des Frohlockens die meine bis zu Ihnen vorzudrängen, — das sehnliche Verlangen in Ew. Wohlgebohren das Oberhaupt unsers Staates künftig verehren zu können, scheucht zu gewaltsam jede Rücksicht des Anstandes und der Bescheidenheit zurück. Regte sich nur der Wunsch, Ihnen die aufrichtigste Theilnahme eines Ihrer wärmsten Verehrer an den Tag zu legen, wäre es nur die Begierde, den Ausdruck des allgemeinen Jubels zu vergrößern, ich würde sie zu unterdrücken suchen. Was streicht mehr die herrschenden Gesinnungen Ihrer Mitbürger aus, als die einstimmige Ernennung von Ew. Wohlgebohren zur erhabensten Stelle unsers Vaterlandes, und jedes Fest, das Ihrer wartet, wird Ihnen unverkennbar beweisen, daß das erfreute Herz aller Einwohner ihm den höchsten Glanz verleihen wird.

Was aber unaufhaltsam mich antreibt, Ihnen diese Zeilen einzureichen, ist die bange Besorgnis, die alle Guten, alle Rechtschaffenen, alle Freunde des Vaterlandes beängstigt, daß Sie vielleicht durch Ausschlagen jener hohen Stelle die frohen Aussichten nur zu bald wieder zernichten möchten, die, so lange verschwunden, plötzlich nun eines Jeden Gemüth erheben und erfreuen: und so schwach auch alle meine Bitten seyn mögen, so wenig ich mir schmeicheln darf, auch nur kleinen Einfluß auf Ihren Entschluß zu haben, so würden mich auf immer Vorwürfe quälen, wenn ich aus Schüchternheit auch einen hofnungslosen Versuch ungewagt ließe.



Habe ich jemals Beredtsamkeit mir gewünscht, je gewünscht klar und deutlich alle Gebrechen und Bedürfnisse unsers Staats einzusehen, so wäre es jezt, und lebhafter als niemals fühlte ich jezt das Glück Ihnen so nahe bekannt zu seyn, daß ich ohne Verdacht der Schmeichelei Ihnen sagen dürfte, wie der Staat nur in Ihnen den Mann von Kraft und Charakter, von Einsichten und weisem Verbesserungssinne finden kann, dessen er in so hohem Grade bedarf. Habe ich je gewünscht, eine bedeutende Stimme zu haben und im Namen vieler auftretten zu dürfen, so ist es jezt.

Doch vielleicht darf ich es einigermaßen; vielleicht gestattet mir mein Beruf, mich wenigstens als ein Organ des künftigen Geschlechtes zu betrachten, und ich bin überzeugt, daß Sie auch dieses verehren. Als solches wage ich denn nur die Bitte: Werfen Sie einen Blick auf alle Anstalten unserer künftigen Bürgerwelt! einen Blick auf Universität und Schulen! einen Blick auf den kläglichen Zustand derselben, auf die verachtete Lage aller Wissenschaft, auf den ersterbenden Sinn für alles was Bildung und Gelehrsamkeit heißt! auf alle die traurigen Folgen, welche bereits der mächtige Arm lange herrschenden Obskurantismus gehabt! und wie drohend die Gefahr einer rettungslosen Erniedrigung ist! Darf man nicht denken: jezt oder nimmer? Nicht hofen, daß das Schicksall endlich müde ist zu zeigen, wie Thorheit neue Thorheit erzeugt?

Erfüllen Sie, hochverehrter Herr, nur diese Bitte, so bin ich beruhigt und mit froher Zuversicht darf ich erwarten, daß mit Ihrem Regierungsantritte eine neue glorreiche Epoche für die Kultur unsers Vaterlandes anheben wird.

Mit diesen belebenden Hofnungen erlauben Sie mir zu seyn

Ew. Excellenz 2c.

(sig.) Chr. Bernoulli."



Graf Auguste de Talleyrand, französischer Gesandter in der Schweiz, an den Minister des Äußern in Paris.[35])

11. März 1811

Zum großen Erstaunen aller Welt, und auch der Basler selbst, wurde Ryhiner gewählt. Talleyrand glaubt nicht, daß die übrigen Direktorialkantone oder die kleinen Kantone diese Wahl begrüßen werden. Ryhiner[2]) befindet sich augenblicklich in Paris. „M. Ryhiner s'est trop montré partisan de la révolution française pour que ce choix plaise généralement... ... On dit cependant que M. Ryhiner est un homme d'esprit, qu'il a beaucoup de moyens, de caractère. Il peut, comme tant d'autres, être revenu des idées révolutionnaires et devenir un très bon Landamman..." Er gehört zu den ersten Familien und besitzt ein ansehnliches Vermögen. Man fürchtet, daß, wenn er nicht annimmt, die Volkspartei, die ihn gewählt hat, ihre Stimmen auf den Advokaten Ochs[13]) vereinige, „homme généralement méprisé", und über den Barthélemy[56]) mehr als jeder andere könne Auskunft erteilen. —

S. Ryhiner an Peter Ochs.[57])

Paris 15 mars 1811.

„Je retrouve dans la lettre que vous me faites l'honneur de m'écrire à l'occasion de ma nomination les sentiments d'amitié que vous m'avez si souvent témoignés et, dans les expressions trop flatteuses qu'elle contient, cette prévention qui en est l'effet.

Quoiqu'il ne me reste qu'un moment pour y répondre je ne voudrais pas vous laisser apprendre indirectement ma résolution bien décidée de ne pas accepter la place dont on a bien voulu m'honorer.



Je suis infiniment sensible de la marque distinguée que mes concitoyens ont bien voulu me donner de leur confiance et de la part que vous y prenez.

Veuillez agréer, Monsieur le Député, l'assurance, etc."

S. Ryhiner an Bürgermeister und Rat von Basel.[58])

Paris den 18ten Merz 1811

„Tit.

Durch dero hochverehrliche Zuschrift vom 9ten dieß übersenden mir hochdieselben mit den verbindlichsten Ausdrücken begleitet meine Ernennung zum Rathsherrn und Bürgermeister unsers Kantons.

So schäzbar und schmeichelhaft dieses höchste Zeichen von Zutrauen und Gewogenheit für mich ist, so muß ich dennoch E. W. M. G. H. H. andurch auf das bestimmteste erklären, daß überwiegende Gründe obwalten, warum ich diese beyden mir übertragenen Ehren Stellen nicht annehmen kann.

Geruhen Hochdieselben die Empfindungen meines wärmsten und innigsten Dankgefühls huldreich aufzunehmen und erlauben Sie, daß ich mich Ihrem Wohlwollen ehrerbietigst empfehle.

Ich verharre 2c."

Nikolaus Rudolf von Wattenwyl an Peter Burckhardt.[59])

Berne le 20 mars 1811.

„Monsieur le Bourguemaître,

Je viens d'apprendre avec une satisfaction véritable que M. Rihiner (sic) n'a pas accepté la place que lui avait déféré le Grand Conseil du Canton de Bâle. Je ne vous exprimerai pas, Monsieur, les sentimens que ce choix avoit fait naître chez moi[60]) : mais je me crois un devoir



sacré vis-à-vis de ma patrie de vous adresser, Monsieur le Bourguemaître, les sollicitations les plus pressantes, afin que vous veuillez bien faire au bonheur de la Confédération le sacrifice de votre personne et vous rendre aux sollicitations de vos concitoyens qui sûrement désireront vous mettre en élection pour la charge de Bourguemaître et futur Landamman qui aura lieu en conséquence de la non-acceptation de M. Rihiner.

En vous demandant, Monsieur, cet assentiment, j'exprime le vœu de tous les hommes considérés de notre gouvernement et je vous offre l'hommage, etc.

(sig.) Le Gén[l] de Watteville,
ancien Landamman de la Suisse."

Peter Burckhardt an N. R. von Wattenwyl.[61])

Bâle 23 mars 1811.

„Votre Excellence,

Si je suis flatté audelà de l'expression de tout l'obligeant contenu de votre précieuse lettre, la connoissancc intime que j'ai de ma foiblesse n'en sera aussi peu diminuée que les sentimens de reconnoissance que je conserve ponr vôtre propension et bonne opinion nullement méritée que Votre Excellence me manifeste et dont je suis bien éloigné d'être digne. Si la première fois, en me soumettant aux sollications d'une partie de mes concitoyens, malgré mon âge avancé, infirmités et convaincû de mon insuffisance, je ne me suis refusé, je ne pouvois pas prévoir qu'on s'attacheroit â mon gendre contre son gré assez énoncé, sans quoi je m'aurai aussi bien excusé comme en 1803 où on nous fit subir â tous deux la même scêne. Il me peine qu'il ne l'accepte, il en auroit été, quoique méconnû, â tous égards digne; il me considéra toujours



comme son propre père et aussi je le chéris comme mon fils. Maintenant, par trop de confiance, Votre Excellence m'exhorte, ainsi qu'une partie de mes concitoyens, â me soumettre déréchef dans mon âge avancé, insuffisant â opérer pour le bonheur de la patrie, â quoi la bonne volonté seule ne peut pas suppléer. Je me résigne ainsi â ce que la divine Providence décidera et me soumets â la volonté de mes concitoyens. Tout est cependant fort indécis; nos votans sont régis par la cabale â laquelle je prends aussi peu de part que la première fois; la majorité de la campagne devient de plus en plus prépondérante chez nous et, si on intrigue pour quelqu'un autre, je suis tout prêt â lui faire place et rentrer dans ma tranquilité, convaincû que cette tache difficile sera infiniment mieux remplie dans la vigueur de l'âge et avec des talens et connoissances supérieures à ma foiblesse connûe.

Pénétré de reconnoissance, etc."

Dagobert Gysendörfer an S. Ryhiner.[62])

Basel den 26 Merz 1811

„Dein Ausschlagen, lieber Freund, der Dir angebotenen hohen Stelle hat mich keineswegs verwundert, wohl aber würde ich es im entgegengesetzten Fall gewesen seyn. Deine beyden Briefe vom 15ten und 20ten diß verdanke ich Dir bestens; des mir gegebenen Auftrags bey denen betreffenden Herren und Freunden, welche Dir bey diesem Anlaß zugeschrieben haben, habe ich mich bereits entledigt; sie empfehlen sich Dir sämtlich.

Der Kitzel des H. Schwäher Papas[1]) zu der L. Stelle hatte sich, wie es mir geschienen, durch die stattgehabten Contrarietäten nur vermehrt; diesen Morgen ist er aus der peinlichen Ungewißheit ebenfalls auf eine ehrenvolle Art gezogen worden. Er wurde nemlich von 92 votierenden sogleich mit 68 Stimmen



zum Rathsherrn und dann mit 78 Stimmen zum Bürgermeister erwählt. In der ersten Wahl wurde ihm H. Appellationsrath Licenciat Thurneisen[63]) nur mit 13 Stimmen und in der zweyten H. Deputat Ochs[13]) auch mit 13 Stimmen (vermuthlich den gleichen) entgegengestellt. Du siehst also hieraus, lieber Freund, daß Deine Ernennung keineswegs das Werk einer Cabale, sondern des allgemeinen Wunsches ware, und viele glaubten vielleicht, daß sie Dir diese Art von Dankbarkeitsbezeugung für Deine ehemals geleisteten Dienste und deswegen ausgestandne Unannehmlichkeiten schuldig seyen.

H. Ochs hat diese Wahl für sich nicht briguiert, wohl aber mag er die 2te Bürgermeisterstelle, wenn Du die erste angenommen hättest, beabsichtigt haben. Daß er dismalen für Deinen Schwäher gearbeitet hat, weiß ich bestimmt; warum er sich nicht entschuldiget hat[64]), ist mir ein Räthsel.

Der neuerwählte H. Bürgermeister ist auch sofort zum Deputirten auf die Tagsatzung ernennt worden; während ich diß melde, sitzt er noch im Rath; ich werde ihm Nachmittags meine Aufwartung machen. . . . .
. . . .

Nachmittags. Ich komme soeben von Deinem H. Schwäher, wo ich auf eine ausgezeichnet freundschaftliche Art empfangen worden bin; er ist ganz rayonnant und die gratulierenden strömen in Menge herbey; ich habe den Auftrag, Dich seinerseits herzlich zu grüßen. Wegen Deiner Appellations Stelle ist nichts in Anregung vor Rath gekommen; so wie ich aber von Freunden und Fremden höre, so ist es gar keine Frage, daß Du wegen dem neuerwählten H. Schwäher abtreten müssest; wenn je die Sache zur Sprache gebracht werden sollte, so würdest Du von Raths wegen in dieser Qualität bestätigt werden. . . . .

très à la hâte

(sig.) Gysendörfer."



R. R. von Wattenwyl an Peter Burckhardt.[65])

Berne 28 mars 1811.

„Monsieur le Bourguemaître,

Je remercie Dieu de ce qu'il a inspiré vos électeurs d'une manière favorable à notre patrie; je félicite celle-ci et le canton de Bâle d'avoir à sa tête l'année prochaine un magistrat aussi respectable et estimé, etc.[66])...

(sig.) Le Génl de Watteville."

Graf Auguste de Talleyrand, französischer Gesandter in der Schweiz, an den Minister des Äußern in Paris.[35])

29 März 1811

Mit großer Majorität wurde durch den Großen Rat Burckhardt[1]) gewählt. „M. Bourcard me paraît réunir non seulement le suffrage des Bâlois, mais celui de tous les cantons."

S. Ryhiner an Peter Burckhardt.[67])

Paris le 1er avril 1811.

„Monsieur et très honoré beau-père!

La nouvelle de votre nomination que j'ai reçue hier par mon ami Guisendeurffer (sic) m'a fait un sensible plaisir et je m'empresse de venir vous le témoigner. Dès longtemps mes inclinations autant que mon devoir me portèrent à prendre une part bien sincère à tout ce qui touchoit mon beau-père et elle est encore augmentée à cette occasion par les circonstances; j'ai l'honneur de vous assurer qu'il m'a bien tardé d'apprendre cette élection si favorable, en tous sens, à notre canton et qu'on avoit retardée si mal à propos. Veuille le ciel vous conserver



longtemps et votre santé et vos forces, ce sont les seuls vœux qui me restent à faire!

Quant à mon séjour icy, je ne puis en général qu'en être très content et, si j'ai trouvé bien des choses au-dessous de mon attente, il y en a d'autres qui l'ont surpassé; je me réserve le plaisir de vous en entretenir à mon retour qui ne tardera plus longtemps.

Je vous prie, etc.

(sig.) Ryhiner."

J. R. Burckhardt (z. Kirsgarten) an P. Burckhardt.[68])

Ernthalden ce 6 avril 1811.

„Monsieur le Bourguemaître,

Voudra bien s'assurer du plus sensible plaisir que j'ai de son élection, que j'en félicite notre Etat qui, plus que jamais, a besoin de gouvernans aussy éclairés qu'intègres; aussj puisse-t-il répondre avec sagesse à cet heureux choix et vous laisser jouir, Monsieur le Bourguemaître, longtems avec satisfaction et contentement de cette place méritée à tant de titres.

Permettés que j'aie l'honneur de vous demander la continuation de cette bienveillance des anciens tems dont j'eus si souvent à m'en louer et d'oser vous assurer, etc.

(sig.) Burckhardt, col[l]."

Peter Burckhardt an S. Ryhiner.[69])

Bâle, 6 avril 1811.

„Monsieur mon très honoré et très cher fils!

Certainement sensible aux nouveaux témoignages de votre précieuse et constante amitié je ne puis que vous assurer que j'aurois bien plus désiré â vous adresser mes



vœux, vous en auriés été bien plus digne; ce n'est pas dit en vain, c'est le cœur et le sentiment qui parle chez moi. Si jamais j'eusse pu croire que vous pourriés vous rendre aux vœux unanimes de vos concitoyens qui, comme moi, vous estiment, je n'aurois sûrement pas consenti aux suffrages qu'on me donna, je l'ai assez déclaré; mais persuadé que, malgré vos talents connus, vous n'incliniez pas â vous soumettre â accepter cette dignité et que vos amis me confirmèrent, je me laissai entraîner, me résignai â me sacrifier dans ma tranquillité avec le peu de temps que j'aurai encore â vivre, nonobstant ma certitude de mon insuffisance.

Si j'eusse désiré, par mes sincères sentimens, de vous voir élever â cette dignité, â la garder et remplir, je me suis déclaré avant et après que je souhaiterois qu'on me manifestât quelqu'un qui la désireroit pour céder de suite mais, tellement sollicité que je fus, je me soumis â porter de rechef ce fardeau honorable exposé â fléchir sous son poids faute de suffisance â le soutenir.

Soyés certain, mon chérissime fils, que nonobstant ces sincères déclarations, je ne ressens pas moins la réalité de vos sentimens et que tout ce que vous me dites soit de cœur; pussé-je seulement correspondre â une partie de mes devoirs.

Je partage, au reste, avec vous la satisfaction que devés éprouver d'être au centre des nouvelles merveilles du monde, où cependant votre discernement ne vous empêche d'entrevoir la destruction de celles qui les précédèrent ainsi que le laps des siècles le commanda dans tous les temps. S'il me fera un plaisir sensible de vous revoir, de profiter surtout dans ma carrière renouvelée, quoique bien différente, de vos sages lumières, je ne pourrai que



vous louer de prolonger votre instructif séjour jusqu'â ce que vous ayés épuisé tout ce qui peut intéresser votre bon goût.

Ma famille est aussi sensible â votre souvenir que moi â celui de votre société amicale et compatriote.

M. de Speyr[70]) reviendra-t-il bientôt? N'a-t-il pas tenté â faire une bonne œuvre â vous engager â entrer dans notre société? Vous y deviendriés un aussi digne membre. Je n'aimerois pas voir prendre le 1er degré ici, mais j'aimerois vous le voir prendre dans l'étranger pour ensuite vous transmettre des connoissances qui vous satisferoient, qui ne vous pèseroient pas et dont j'ai la certitude que vous seriés satisfait et vous en seriés si digne![71])

Recevés l'assurance etc. (sig.) Bourcard."

Anmerkungen.

1) Peter Burckhardt, Sohn des Ratsherrn Hans Balthasar B. und der Valeria Beck, geb. 25. August 1742, gest. 24. März 1817, verehelicht mit Anna Forcart; Schwager Isaak Iselins; Schwiegervater Samuel Ryhiners. Mitglied der Helvetischen Gesellschaft seit 1766; Mitbegründer der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft 1777 und der Lesegesellschaft 1787. — 1772 Großrat, 1784 Ratsherr, 1789 Oberstzunftmeister, 1790—98 Bürgermeister; 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung, 1803 Großrat, 1811—12 Bürgermeister, 1812 Landammann der Schweiz; Großmeister der schweiz. Freimaurer des rektifizierten schottischen Systems. Über P. B. siehe: H. Buser, Basel in den Mediationsjahren. Neujahrsblatt der Gemeinnützigen Gesellschaft Nr. 82 (1904), S. 18.

2) Samuel Ryhiner, Sohn des Samuel und der Rosine Werthemann, geb. 1. Sept. 1766, gest. 21. April 1847, verehelicht mit: a) 1786 Anna Maria Burckhardt, Tochter des Bürgermeister P. B.; sie starb 1792; b) 1819 Anna Elisabeth Gemuseus, Witwe des Joh. Burckhardt. 1791 Großrat, 1798 Präsident des (helvetischen) Distriktsgerichtes Basel, 1802—03 helvetischer Regierungsstatthalter von Basel, 1803—39 Mitglied und seit 1832 Präsident des Appellationsgerichtes.



[3]) Friedrich Münch, Sohn des Großrats Heinrich Münch und der Esther Bulacher, geb. 6. August 1729, gest. 27. November 1808, verehelicht: a) mit Anna Duvoisin; b) mit Ursula Thurneysen; wurde 1747 M. A., bewarb sich 1749 um die Professur für Moralphilosophie, entsagte 1753 der Theologie und übernahm die Bäckerei seines Vater; 1754 Großrat, 1769 Ratsherr, 1777 XIIIer Herr und Dreierherr, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung; 1803 Ratsherr, Staatsrat und Dreierherr.

[4]) Über diese Vorgänge s. Staats-Archiv Basel, Großratsprotokoll 1803—11, S. 5, 19, 21.

[5]) Hans Bernhard Sarasin, Sohn des Philipp S. und der Elisabeth Burckhardt, geb. 7. Okt. 1731, gest. 15. Dez. 1822, ledig. J. U. L. 1764 Landvogt zu Münchenstein, 1780 Großrat, 1781 Appellationsherr, 1794 Ratsherr, 1796 Deputat und Gesandter übers Gebirge, 1797 eidg. Repräsentant nach Lauis und zu Bonaparte; 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung, Abgeordneter Basels zur Consulta zu Paris, 1803 Bürgermeister, dankte 1812 ab als 81jähriger Greis.

[6]) Andreas Merian, Sohn des Pfarrers Andreas M. und der Dorothea Beck, geb. 19. Sept. 1742, gest. 25. Febr. 1811, verehelicht 1771 mit Margarete Iselin; cand. jur., 1768 Kanzlei-Sekretär, 1776 Großrat, 1783 Stadtschreiber, 1790 Oberstzunftmeister, demissioniert Januar 1798, 1799—1800 als Gegenrevolutionär nach Frankreich in Gefangenschaft, 1802 Präsident der Municipalität und der Verwaltungskammer, von den Reaktionären eingesetzt, Abgeordneter zur Tagsatzung nach Schwyz; Nov. 1802 bis März 1803 auf der Flucht, um sich nochmaliger Verhaftung zu entziehen, 1803—11 Bürgermeister, 1806 Landammann der Schweiz.

[7]) Vergl. Brief P. Burckhardts an N. R. von Wattenwyl, 23. März 1811.

[8]) Im Hotel de la Loi, rue Richelieu.

[9]) Christian Dagobert Gysendörfer, Sohn des Joh. Michael G. und der Maria Magdalena Burckhardt, geb. 20. März 1768, beerdigt 29. Februar 1840, ledig. 1798 Suppleant des obersten Gerichtshofes der Helvetischen Republik, 1800 durch das Los ausgeschieden, 1801—1803 helvetischer Unterstatthalter in Basel, 1802 Mitglied der Kantonal-Tagsatzung, 1803—1816 Bezirksstatthalter von Basel, 1817—1833 Bezirksstatthalter vom Birseck.

[10]) Siehe unten: Gysendörfer an Ryhiner, 4. März 1811.

[11]) Siehe unten: J. R. Forcart-Weiß an P. Burckhardt, 28. Februar 1811.

[12]) Johann Jakob Schäfer von Seltisberg, geb. 1749, gest. 1823, Müller im Oristal, einer der Haupturheber der Revolution von



1798 in der Landschaft Basel, Mitglied der provisorischen Regierung und der Verwaltungskammer, 1803—06 Ratsherr, 1806—23 Landkommissarius. Siehe unten: Gysendörfer an Ryhiner, 9. März 1811; J. R. Forcart an P. Burckhardt, 28. Febr. 1811.

[13]) Peter Ochs, Sohn des Albert O. und der Louise His, 1779 verehelicht mit Salome Vischer, geb. Nantes 20. August 1752, gest. 19. Juni 1821, der bekannte Staatsmann und Geschichtsschreiber. — J. U. D. 1782 Ratsschreiber, 1790 Stadtschreiber, 1796 Oberstzunftmeister, 1798—99 helvetischer Senator und Direktor, 1802 Abgeordneter zur Consulta nach Paris, 1803—21 Ratsherr und Deputat.

[14]) Vergl. E. Schlumberger-Vischer: Der Reichensteinerhof zur Zeit der Alliierten (Basel 1901), S. 59.

[15]) Vergl. H. Buser, Basel in den Mediationsjahren. 82. Neujahrsblatt der Gemeinnützigen Gesellschaft (1904), S. 18.

[16]) Siehe unten: Gysendörfer an Ryhiner, 26. März 1811.

[17]) Siehe unten: Gysendörfer an Ryhiner, 9. März 1811.

[18]) Siehe unten: S. Ryhiner an Bürgermeister und Rat von Basel, 18. März 1811.

[19]) Staats-Archiv Basel. Großratsprotokoll 1803—11, S. 454 ff. und Missiven 1811.

[20]) Vergl. Staats-Archiv Basel, Räte und Beamte. H. 2. Regierungsstatthalter und Unterstatthalter 1798—1803. Ryhiner an die Munizipalität von Basel, 21. Herbstmonat 1802 und 28. Oktober 1802.

[21]) Die betreffenden Abschnitte werden hier nicht publiziert, weil ohne historisches Interesse.

[22]) Anton von Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsakte, Zürich 1842, Bd. I, S. 450.

[23]) Handschriftliche Biographie des P. Burckhardt von seinem Großsohn Stadtrat J. R. Burckhardt (Fiskal). — Privatbesitz. — Ein teilweise unleserliches Konzept zu dieser Biographie befindet sich auch auf der Vaterländischen Bibliothek, V 11.

[24]) Siehe unten: Gysendörfer an Ryhiner, 26. März 1811.

[25]) Die Auszüge aus den Berichten des französischen Gesandten in der Schweiz sind von Herrn Dr. G. Steiner bereitwilligst zu meiner Verfügung gestellt worden; ich möchte nicht ermangeln, ihm hier für sein außerordentlich freundliches Zuvorkommen meinen besten Dank auszusprechen.

[26]) Vaterl. Bibl.: V 8, Korrespondenz I.

[27]) Unter dem Namen: Petrus a serpente curvato.

[28]) H. Boos, Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der Loge zur Freundschaft und Beständigkeit. Basel 1908. — Benj. Ecklin, Wie die Basler Loge zur Freundschaft und Beständigkeit entstanden



ist. Festgabe bei Anlaß der Feier ihres 75 jährigen Bestehens. Bern 1883.

[29]) Original. Vaterländ. Bibl. V 8, Corresp. I. — Johann Rudolf Forcart-Weiß, Sohn des Dietrich F. und der Anna Maria Faesch, verehelicht mit Esther Weiß, geb. 25. Dez. 1749, gest. 17. Aug. 1834, Schwager des P. Burckhardt und Isaac Iselins. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.

[30]) Bürgermeister Bernhard Sarasin s. Anm. 5.

[31]) Emanuel Streckeisen, Sohn des Math. Streckeisen-Schaub, verehelicht mit Charlotte Caesar, geb. 19. Okt. 1743, gest. 16. Juli 1826. Bankier. Ehrenbürger von Bern 1815 (vergl. v. Tillier, Geschichte der Restauration, Bd. I, S. 257 und Karl Obser, Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden. Heidelberg 1906. Bd. I, S. 417, Anm. 2. — Akten betr. die Verdächtigungen gegen Bern in Rücksicht auf den Einmarsch der alliierten Truppen. Bern, Haller 1815.)

[32]) Über Ratsherr J. Rudolf Staehelin s. Anm. 51.

[33]) Abel Merian, Sohn des Abel, geb. 1771, gest. März 1842. J. U. L., arbeitete in der Kanzlei vor 1798, Chef de Bureau im helvetischen Ministerium des Innern, 1803 Großrat, 1806 Ratsherr, 1814 Staatsrat und Statthalter für den am Wiener Kongreß abwesenden Bürgermeister Wieland, 1815 Appellationsrichter, seit 1817 Mitglied des Erziehungsrates, 1822—37 Stadtschreiber.

[34]) Über Ratsherr Hans Georg Stehlin s. Anm. 45.

[35]) Auszug aus dem im Archiv des Auswärtigen Amtes in Paris befindlichen Originale (Correspondance suisse, vol. 491) von Dr. G. Steiner gütigst mitgeteilt. — Graf Auguste de Talleyrand-Périgord war französischer Gesandter in der Schweiz 1808—1823. — Französischer Minister des Äußern war damals J. B. Nompère de Champagny, duc de Cadore.

[36]) Original. Privatbesitz. — Über Gysendörfer s. Anm. 9, über Ryhiner Anm. 2.

[36a]) Friedrich von Matthisson, Dichter und Litterator, geb. 23. Jan. 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, gest. 12. März 1831 zu Wörlitz. — Die zitierten Verse finden sich in: Elegie, in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben. Gysendörfer hat aber nicht genau zitiert und Verse aus der zehnten und zwölften Strophe zusammengestellt; die Strophen lauten:

. . . .

10. So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt, im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!



Lorbeern die des Siegers Stirn umkränzen,
Taten die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

. . . .

12. Liebe, deines Tempes Rosenauen
Grenzen an bedornte Wüstenein,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab!

. . . .

37) Original. Vaterl. Bibl. V 8, Korresp. I. — Johann Rudolf Burckhardt, Sohn des Gedeon B. und der Salome Thurneysen; verehelicht: a) mit Maria de Bary (geschieden), b) mit Sara Rohner; geb. 12. März 1750, gest. in Zürich 19. Juli 1813. Erbauer des Kirsgartens, 1771 Großrat und Direktor der Kaufmannschaft, 1791 Jägerhauptmann bei der Miliz, 1796 bei der sog. Brückenkopfaffäre kompromittiert, entzieht sich 1798 der Wiederaufnahme des Prozesses durch Flucht. — 1799 Oberst à la suite bei den Schweizertruppen im englischen Sold, 1805 in österreichischen Diensten. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.

38) Konzept. Staats-Archiv Basel, Missiven 1811. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

39) Peter Ryhiner, Sohn des Samuel R. und der Rosina Werthemann, verehelicht mit Elisabeth Bischoff, geb. 1771, gest. 1833.

40) Christof de Mathias Ehinger, Sohn des Ratsherrn und Oberst Mathias E. und der Anna Maria Weiß, verehelicht mit Susanna Burckhardt, geb. 30. Sept. 1755, gest. 25. April 1833. Kaufmann. 1785 Großrat, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung und des provisorischen Finanzkomites, 1803 Großrat, 1806 Ratsherr, 1811 Ehegerichtspräs., 1815 Staatsrat, 1815 Bürgermeister.

41) Johann Jakob Minder, Sohn des Joh. Jak. M. und der Elisabeth Lüdin, verehelicht mit Margreth Geßler, geb. 21. Weinmonat 1755, gest. 17. März 1830. Drachen-Müller. 1785 Großrat, 1805 Ratsherr, 1808 Staatsrat, 1809 Dreierherr, zwölf Mal Gesandter zur Tagsatzung.



[42]) Daniel Schorendorf, verehelicht mit Magdalena Iselin; geb. 27. Juli 1750, gest. 28. Januar 1817 in Wyl (Zürich). 1788 Großrat, 1791 Ratsherr, 1803 Ratsherr und Deputat, 1812 Staatsrat.

[43]) Hiemit ist offenbar die eventuelle Wahl des Peter Ochs gemeint.

[44]) Original. Privatbesitz. — Johann Zäslin, Sohn des Johann Z. und der Anna Margaretha Sarasin, geb. 18. Okt. 1748, gest. 8. August 1813, verehelicht mit Elisabeth Thurneysen. 1775 Großrat, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung und des prov. Ökonomie-Komites, 1798 helvetischer Senator, 1803 Großrat, 1808 Ratsherr, 1810 Deputat, 1813 Staatsrat. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[45]) Original. Privatbesitz. — Hans Georg Stehlin von Benken, Sohn des Hans Georg S. und der Ursula Rosina Stöcklin, geb. zu Benken 25. August 1760, gest. 24. März 1832, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung und Präsident des prov. Militär-Komites, 1798 Mitglied der Verwaltungskammer, 1803 Ratsherr, 1809 Staatsrat, Oberst. Unverheiratet. — Über S. Ryhiner s. Anmerkung 2.

[46]) Der Brief ist vom 9. März 1811, vergl. unten den Brief H. Wielands vom 9. März.

[47]) Emanuel La Roche, Sohn des Ratsherrn Emanuel L. R. und der Ursula Hermann, verehelicht mit Anna Katharina Merian, geb. 3. Juni 1771, gest. 9. Juni 1849, Kaufmann. 1796 u. 1803—46 Großrat, wurde am 7. März 1811 in das Appellationsgericht gewählt (Großratsprotokoll 1803—11, S. 453).

[48]) Original. Privatbesitz. Johann Heinrich Wieland, Sohn des Pfarrers Joh. Heinr. W. und der Dorothea Buxtorf, verehelicht: a) mit Valeria Weiß, b) mit Maria Schweighauser, geb. 14. Febr. 1758, gest. 4. Mai 1838. J. U. D. 1786 Schultheiß des Gerichts der mehreren Stadt, 1795 Stadtschreiber von Liestal, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung und deren Präsident, Mitglied des prov. Justiz- und Konstitutions-Komites, Präsident der helvet. Verwaltungskammer von Basel, 1801 helvet. Regierungsstatthalter in Basel, dann helvet. Senator, 1802 helvet. Finanzminister, 1803 Mitglied der Regierungskommission bis zum Übergang der Geschäfte an die Mediationsregierung, unter dieser Staatsschreiber, 1812 Bürgermeister, 1813 an Napoleon abgesandt, 1814 an die Konferenz und Tagsatzung zu Zürich, dann einer der Vertreter der Schweiz am Wiener Kongreß, 1832 demissioniert als Bürgermeister. — Über S. Rhyhiner s. Anm. 2.



[49]) Original. Privatbesitz. Die Identität dieses Herrn Fürstenberger konnte nicht festgestellt werden. — Über S. Ryhiner s. Anmerkung 2.

[50]) Unter dem „Macher" ist wohl Peter Ochs zu verstehen; Fürstenberger wußte offenbar nicht, daß gerade Ryhiners Annahme die Demission Sarasins herbeiführen und damit einen Platz für Ochs frei machen würde (vergl. Einleitung).

[51]) Original. Privatbesitz. Johann Rudolf Stähelin, Sohn des Ratsherrn Benedikt S. und der Susanna Merian, geb. 10. Febr. 1750, gest. 1. April 1832, verehelicht mit Susanna Werthemann. 1781 Großrat, 1787 Rechenrat, 1788 Ratsherr, 1798 Mitglied der Basler Nationalversammlung und Präsident des prov. Ökonomie-Komites, 1799 Suppleant der Verwaltungskammer, 1803—27 Ratsherr, 1805 Staatsrat. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[52]) Original. Privatbesitz. Über Peter Ochs s. Anm. 13. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[53]) recte: mars.

[54]) Anspielung auf den soeben verstorbenen Bürgermeister Andreas Merian der im Jahre 1783 Stadtschreiber geworden war und von jenem Augenblick an eine gewisse Rolle in der Leitung der Staatsgeschäfte hatte spielen können.

[55]) Original. Privatbesitz. — Christoph Bernoulli, Sohn des Prof. Daniel II., geb. 15. Mai 1782, gest. 6. Febr. 1863, verehelicht mit Katharina Salome Paravicini, Freund Stapfers unter dem er in Luzern arbeitet; später in Basel auf der Kanzlei, doktoriert in Göttingen 1801, Lehrer am Pädagogium in Halle, eröffnet hierauf eine Schule in Basel, das „Philotechnische Lehrinstitut", schließt sie 1817 und wird 1819 Professor der Naturgeschichte, 1835—53 Professor der industriellen Wissenschaften, bekannter Nationalökonom und Verfasser zahlreicher Schriften. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[56]) Francois Barthélemy, französischer Botschafter in der Schweiz 1792—1797, damals Mitglied des französischen Senats.

[57]) Konzept. Privatbesitz. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2. — Über P. Ochs s. Anm. 13.

[58]) Konzept. Privatbesitz. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[59]) Original. Vaterländ. Bibl. V 8, Korresp. I. N. R. von Wattenwyl, geb. 3. Jan. 1760, gest. 10. Aug. 1830. 1795 im Großen Rat in Bern, gehörte zur Partei des Schultheißen von Steiger focht bei Neuenegg, 1803—14 Schultheiß von Bern (war an der Consulta zu Paris) 1804 und 1810 Landammann der Schweiz, 1814 General der eidg. Truppen, 1815—31 wieder Schultheiß. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.



[60]) Wattenwyl wußte wohl nicht, daß Ryhiner der Schwiegersohn P. Burckhardts sei.

[61]) Kopie. Vaterländ. Bibl. V 8, Korresp. I. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1. — Über N. R. von Wattenwyl s. Anm. 59.

[62]) Original. Privatbesitz. — Über D. Gysendörfer s. Anm. 9. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[63]) Ludwig Thurneysen, Sohn des Lucas T. und der Gertrud Seiler, verehelicht mit Dorothea Merian, geb. 1760, gest. 1816. J. U. L. 1799 Mitglied des helvetischen Kantonsgerichts, 1806—11 Appellationsrat, 1806 Großrat, 1812—16 Ratsherr.

[64]) d. h. nicht zum Voraus erklärt hat, er würde eine Wahl nicht annehmen.

[65]) Original. Vaterl. Bibl. V 8, Korresp. I. — Über N. R. von Wattenwyl s. Anm. 59. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.

[66]) Wattenwyl entschuldigt sich nicht wegen seiner Äußerungen über Ryhiner, obgleich er nun weiß, daß er Burckhardts Schwiegersohn ist.

[67]) Konzept in Privatbesitz; Original Vaterländ. Bibl. V 8. Korresp. I. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.

[68]) Original. Vaterl. Bibl. V 8, Korresp. I. — Über J. R. Burckhardt s. Anm. 37. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1.

[69]) Original. Privatbesitz. — Über P. Burckhardt s. Anm. 1. — Über S. Ryhiner s. Anm. 2.

[70]) Theodor von Speyr, Sohn des Johannes v. S. und der Anna Magdalena Falkeysen, verehelicht mit Dorothea Ryhiner, geb. 1780, gest. 1847, Bankier, 1816 Kriminalrichter, 1817 Appellationsrichter, 1818 Großrat, 1827—31 Oberstleutnant der Infanterie, Mitbegründer der Freimaurerloge „Freundschaft und Beständigkeit" in Basel und Mitglied des Kapitels unter dem Namen: Theodor ab ara.

[71]) Wir konnten nicht feststellen, ob Ryhiner in die Loge eintrat; er figuriert nicht unter den Würdenträgern jener Zeit; vergl. Anm. 28.





Miscelle.

Der im Jahre 1809 entthronte König von Schweden Gustav IV., der sich seit 1810 in Basel unter dem Namen eines Grafen von Gottorp aufhielt (den Namen „Oberst Gustafssohn“ scheint er sich erst bei seinem späteren Aufenthalte beigelegt zu haben), war bekanntlich ein merkwürdiger Mensch, der sich verschiedentlich in auffälliger Weise benahm. (Vergl. Hans Buser: Basel in den Mediationsjahren 1807—1813. Neujahrsblatt 1904 Nr. 82 p. 21. — C. Bernoulli: Der Schwedenkönig wird Baslerbürger. Basler Jahrbuch 1892 p. 113). Folgendes, in Privatbesitz befindliche Schriftstück, mag ein neues Beispiel der bisweilen absonderlichen Begehren des Schwedenkönigs an die Behörden abgeben:

„Le comte de Gottorp, en envoyant ses bottes à la police de la ville, ne veut plus les réclamer de là pour qu'ils (sic) puissent porter témoignage à la postérité de la méchancetée (sic) d'un cordonnier!

Basle, le 5 déc. 1811.“

Auf dem Rücken des gleichen Blattes von gleicher Hand:

„Le comte de Gottorp est obligé de s'adresser au département de la police de Basle pour qu'on lui procure un maître cordonnier qui travaille bien; étant ici comme étranger, il se croit en droit d'exiger cette marque de déférence après ce qui vient de lui arriver!

Basle, ce 6 déc. 1811.

sig. Comte de Gottorp.“



Am Kopfe des ersten Schreibens steht, von ungelenker Hand geschrieben, folgendes Attest:

„Daß der linke Stiefel gegen den rechten zu eng sey bezeuge“

(sig.) Bardlin Ziegler.

C. D. Bourcart. B a s e l den 5 Dec. 1811.“





Reise eines Baslers nach dem St. Gotthard und auf den Rigi im September 1791.

Von J. W. Heß, Alt-Schulinspektor.

Aus dem Nachlasse meines Schwiegervaters, Rektor J. R. Burckhardt, ist ein Manuskript in meinen Besitz gelangt, das die Beschreibung einer von einem Basler unternommenen Reise nach dem St. Gotthard und auf den Rigi enthält, die in der Woche vom 2. zum 9. September 1791 ausgeführt worden ist. Diese Beschreibung nimmt unser Interesse schon darum in Anspruch, weil am Ende des 18. Jahrhunderts Vergnügungsreisen überhaupt noch ziemlich selten ausgeführt, noch seltener aber aufgezeichnet worden sind. Unser Manuskript enthält daher einen bescheidenen Beitrag zur Geschichte des Reisens in der Schweiz und wird als solcher dem freundlichen Wohlwollen des Lesers bestens empfohlen.



Über die Persönlichkeit dessen, der die Reise unternommen und beschrieben hat, fehlt leider jegliche Angabe. Das mit einer zierlichen, alten Baslerhandschrift in ein Heft eingetragene Manuskript vermeidet geflissentlich, einen Namen zu nennen. Bloß aus einigen wenigen, gelegentlich vorkommenden Andeutungen scheint hervorzugehen, daß der Verfasser den gelehrten Kreisen seiner Vaterstadt, wenn auch vielleicht persönlich nicht selber angehört, so doch wenigstens nicht ferne gestanden hat. Mit dieser Vermutung scheint freilich der Umstand im Widerspruche zu stehen, daß das Manuskript von zahlreichen orthographischen und stilistischen Fehlern nicht frei ist. Dies läßt sich aber wohl darauf zurückführen, daß vor hundert Jahren die deutsche Orthographie noch weit davon entfernt war, sich an allgemein geltende Regeln zu binden. Weit schwerer wiegt das Bedenken, daß unser Manuskript nicht zu Ende geführt worden ist, sondern ganz plötzlich abbricht. Darum ist die Vermutung, daß wir es vielleicht nicht mit dem Originale selber, sondern mit einer Abschrift zu tun haben, keineswegs ausgeschlossen.

Abgesehen von dem allem glauben wir aber, an dem Reisenden einen verständigen, in guten ökonomischen Verhältnissen lebenden Mann vor uns zu haben, der einem behaglichen Lebensgenusse nicht abgeneigt und von Haus aus an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt ist. Er hat auch seine Reise nicht aufs Geratewohl unternommen, sondern sich, wie aus vielen Stellen hervorgeht, mit allem Fleiß aus guten Quellen darauf vorbereitet.

Die vorliegende Bearbeitung hat sich erlaubt, unter Wahrung der dem Verfasser schuldigen Rücksicht an dem Manuskripte bloß die notwendig scheinenden formellen Verbesserungen vorzunehmen, materiell aber dem vorliegenden Texte zu folgen und, wo es nötig schien, ergänzende Zusätze aus andern Quellen beizufügen.



Unser Berichterstatter beginnt seine Aufzeichnungen mit den Worten, „er habe einen schon lange gehegten Wunsch, Luzern zu sehen, über den Vierwaldstättersee zu fahren und den St. Gotthard zu besteigen, endlich einmal erfüllen wollen“. Wie bescheiden und genügsam nimmt sich doch dieser Wunsch aus gegenüber den Zielen, die die heutige Generation sich steckt! Welche Veränderungen haben die erleichterten Verkehrsverhältnisse mit sich gebracht, und welche Ansprüche haben sie bei jung und alt wachgerufen!

Der erste Teil der Reise, die Strecke von Basel nach Luzern, wurde im Wagen zurückgelegt. Unserm Reisenden stand ein Fuhrwerk zur Verfügung, das in der Familie unter dem Namen „Husarengefährt“ bekannt war. Dazu gehörte ein lenksames, vertrautes Pferd, ein sogenannter „Rotgrauschimmel“. Aus den Worten „Wir reisten ab“ geht hervor, daß unser Reisender einen Begleiter hatte, der freilich in der handschriftlichen Aufzeichnung so wenig genannt wird wie der Reisende selbst. Er ist eine stumme Person, die nie und nirgends zu Worte kommt. Wir nehmen an, es sei eine Art Diener gewesen, der außer der Führung und Pflege des Pferdes wohl noch andere Dienstleistungen zu besorgen hatte. „Wir reisten“ also Freitag „den 2. Herbstmonat bei günstiger Witterung von Hause ab. Der erste Ausspann war des Mittags zu Läufelfingen“.

Eine Unterbrechung der Fahrt war an diesem Orte schon wegen der Entfernung von Basel geboten. Dazu kam noch die Rücksicht auf den Zustand der damals über den untern Hauenstein führenden Straße. Diese war zwar um die Mitte des 18. Jahrhunderts dank den Bemühungen der beiden Stände Basel und Solothurn verbessert worden. Allein trotzdem gab es noch gar manche rauhe und steile Strecken, die den Zugtieren viele Beschwerden verursachten. Unsere Reisenden gönnten



deshalb ihrem Pferde gerne einen längeren Ausspann in der Erwartung, am Abend bei guter Zeit das Städtchen Zofingen zu erreichen, wo übernachtet werden sollte. Diese kluge Vorsicht war wohl angebracht; denn das Rößlein war durch die ihm gegönnte Ruhezeit und das ihm gespendete Futter so aufgeräumt und unternehmungslustig geworden, daß es noch keineswegs gesonnen war, so beizeiten den dumpfen Stall und die Nachtruhe aufzusuchen. Aus eigenem Antriebe trabte es munter weiter, und die beiden Insassen ließen es sich gerne gefallen, den lieblichen Herbstabend noch länger im Freien zu genießen. Langsam fuhren sie durch das anmutig gelegene, wohlgebaute Zofingen und erfreuten sich am Anblick der vor den damaligen Stadtmauern gelegenen zierlichen Gärten und hübschen Landhäuser. Dann ging's rasch weiter bis nach Sursee, wo nach Vollendung einer starken Tagereise von 14 Stunden übernachtet wurde.

Der Sonnenwirt zu Sursee tat sein Bestes, um die späten Gäste zu deren vollsten Zufriedenheit zu bewirten. Die Reisebeschreibung rühmt: „Er wartete uns unter anderm mit gebackenen Ballen aus dem nahen See auf" und versicherte: „Diese Fische hätten dem Duc de Guines (sollte dieser Name vielleicht nicht richtiger Luynes heißen?) bei seiner Durchreise so wohl geschmeckt, daß er nachgehends expreß von denselben nach Genf habe kommen lassen".

Am folgenden Morgen war unserm Reisenden hauptsächlich daran gelegen, die Stadt Luzern möglichst rasch zu erreichen. Die bevorstehende Fahrt über den Vierwaldstättersee, die man ihm als unter Umständen gefährlich geschildert hatte, nahm in der Regel eine Zeit von neun Stunden in Anspruch. Es stand also eine ziemlich starke Tagereise in Aussicht. Man erkennt auch an dem Reiseberichte die unruhige Eile, die den Verfasser beherrscht hat. Während er bei der Fahrt nach Sursee und be-



sonders beim Eintritt in das Luzernergebiet selbst die unbedeutendsten, am Wege liegenden Ortschaften aufzählt, erwähnt er am zweiten Tage nur wenige und vergißt namentlich, das anmutig am See gelegene Sempach zu nennen, das doch wegen der sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen eine Erwähnung wohl verdient hätte.

Erst unmittelbar vor der Einfahrt in die Stadt Luzern gedenkt er beim Anblick eines Stapelplatzes von Floßholz eines Handels, der in frühern Zeiten eine große Bedeutung gehabt hat. Er sagt: „Nicht weit von der Stadt kommt man zu einem an der rechten Seite der Landstraße liegenden großen Platz, der mit einem hölzernen Geländer eingefaßt ist; dahin pflegt man zu Zeiten von der Reuß her Holz hinzuschwellen.“ Das auf dem See nach Luzern geschwemmte Floßholz wurde auf jenem Platze je nach seinem Bestimmungsorte zusammengestellt, um dann reußabwärts weiterbefördert zu werden.

Zu Luzern angekommen, stellten unsre Reisenden ihr Chaischen im Wirtshause zum Adler ein, um es bei ihrer Rückkehr wieder in Empfang zu nehmen. Dann mieteten sie ein Ruderboot und schifften sich nach dem Mittagessen bei sehr schöner Witterung und ruhigem See nach Flüelen ein. Als sie nach einiger Zeit vom See aus einen Rückblick auf Luzern warfen, waren sie entzückt über das schöne Landschaftsbild, das sie vor sich hatten. „Der Anblick der Stadt mit ihren soliden Gebäuden ist in dieser Entfernung ganz ungemein riant“, sagt die Reisebeschreibung. Noch immer ist ja die Lage von Luzern am See mit ihrer großartigen Umgebung wegen ihrer Schönheit berühmt. In frühern Zeiten, als noch keine palastartigen Gasthöfe und Villen ihren Charakter als Fremdenstadt dokumentierten, sondern als sie noch als einfaches Landstädtchen ganz im Grünen eingebettet dalag, muß ihr Anblick noch viel reizender gewesen sein.



Drei Stätten waren es, die im Weiterfahren die Aufmerksamkeit unseres Reisenden besonders auf sich zogen: das Raynal'sche Denkmal, die Republik Gersau und die Tellskapelle.

In Bezug auf das erwähnte Denkmal heißt es in der Reisebeschreibung: „Etwa fünf Viertelstunden (von Luzern) ließen wir zur Linken eine Insel liegen, auf welcher wir die zum Andenken an den Rütlischwur errichtete Pyramide oder Ehrensäule des Abbé Raynal erblickten. Die alten Eidgenossen bedürfen aber keines Denkmals, weil ihr Andenken in jedes echten Schweizers Herz unzerstörlich steht; daher auch die drei kleinen innern Kantone den Abbé dies Kunststück nicht wollten in ihrem Gebiete aufstellen lassen." Dazu mögen noch folgende ergänzenden Zusätze gestattet sein.

Abbé Raynal, ein namhafter französischer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, war in seiner Begeisterung für freiheitliche Bestrebungen und Kundgebungen auf den Gedanken gekommen, den Männern, die einst auf dem Rütli geschworen und damit den Grund zum Schweizerbunde gelegt hatten, auf diesem klassischen Boden in seinen eigenen Kosten ein steinernes Denkmal zu errichten. Er hatte sich deshalb im Jahre 1783 an die Regierung des Standes Uri gewandt, zu dessen Gebiet das Rütli gehört. Allein die Männer von Uri wiesen sein Anerbieten aus dem von unserm Gewährsmann angegebenen Grunde von der Hand. Darauf wandte sich Raynal an den Stand Luzern als an den Vorort der katholischen Kantone. Wohl mit Berücksichtigung der guten Absicht des Petenten wies ihm die Regierung von Luzern zur Ausführung seines Vorhabens die damals unbenützte, kleine Insel Altstad beim sogenannten Meggenhorn an. Hier ließ Raynal einen Obelisken aufstellen, der die Wappen der Urkantone nebst einer lateinischen Inschrift trug. Auf der Spitze glänzte weithin eine



vergoldete Kugel. In diesem Denkmale wollten aber viele Leute nicht sowohl eine Verherrlichung der ersten Eidgenossen als die Selbstverherrlichung eines eiteln Franzosen erblicken. Zudem nahm sich die Spitzsäule in der großartigen Natur ihrer Umgebung gar zu armselig aus, stand auch zu der Großtat, die sie verewigen wollte, in keinem Verhältnis. Dies war auch der Grund, warum unser Reisender die kleine Insel nicht zu betreten begehrte. Allgemein begegnete das Denkmal mitleidigem Achselzucken oder offenem Spotte. Die glänzende Kugel auf der Spitze gereichte ihm zuletzt zum Verderben. Im Jahre 1795 zertrümmerte ein Blitzstrahl die Säule. Die Bruchstücke wurden nach Luzern gebracht, und kein Mensch dachte mehr an ihre Wiederaufrichtung. Als Goethe im Jahre 1797 auf seiner letzten Schweizerreise sich von Stansstad nach Küßnacht rudern ließ, fuhr er unweit von Altstad vorüber. Vergebens sah er sich überall nach dem Raynal'schen Monument um. Man konnte ihm bloß noch den Felsen zeigen, wo es gestanden hatte.

Unser Reisebericht fährt nach Erwähnung dieses mißglückten Monumentes fort, wie folgt: „Im Weiterschiffen sahen wir linker Hand das aus einem einzigen, am See gelegenen Flecken bestehende, fameuse Republiklein des souverainen Staates Gersau." Dieser in mancher Hinsicht merkwürdige Freistaat zählte unter seinen Bewohnern nicht nur, wie unser Bericht angibt, „mehrere Seidenarbeiter", sondern hatte sich durch die Bemühung intelligenter und unternehmungslustiger Bürger, unterstützt durch die tatkräftige Beihilfe auswärtiger, besonders Basler Fabrikanten, zum Mittelpunkte einer Floretseidenindustrie emporgeschwungen, die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte. Es würde zu weit führen, wenn wir die eigenartige Entwicklung dieses kleinsten unter den europäischen



Freistaaten in politischer und sozialer Hinsicht näher verfolgen wollten. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß Gersau seine Selbständigkeit und Besonderheit hauptsächlich seiner geographischen Lage zu verdanken hatte. Eingebettet zwischen zwei steilen, schwer zugänglichen Ausläufern des Rigiberges, der Hochfluh und dem Vitznauerstocke, war es von den am rechten Seeufer gelegenen Nachbardörfern so gut wie abgeschnitten und nur gegen die Seeseite hin offen. Darum gab es, wie unser Manuskript berichtet, im ganzen Ländchen kein einziges Pferd. Unser Gewährsmann bedauert, daß er aus Mangel an Zeit und aus Furcht vor widriger Änderung des Windes dem Flecken keinen Besuch habe abstatten können.

An dem aus dem See aufragenden Felsblocke des Mythensteins, der dem heutigen Geschlecht mit goldenen Buchstaben den Namen des Sängers Tells in Erinnerung ruft, und am Rütli vorüber, woselbst „ein kleines Häuschen", aber noch kein Wirtshaus stand, gelangte das Schiffchen mit unsern Reisenden zur Tellskapelle. „Wir landeten", erzählt unser Gewährsmann, „an der Tellsplatte und betraten vielleicht dasselbe Felsstück, auf welchem Tells kühner Fuß gestanden. Es ist dabei eine gegen den See offene Kapelle mit hohen Säulen von grauem Stein. Die Wände im Innern sind mit Freskogemälden bedeckt, die in zwölf Abteilungen den Bundschwur und die Geschichte Tells darstellen. Außerdem befinden sich neben dem Altar auf Holz gemalte Darstellungen der Schlachten am Morgarten und bei Sempach." Unser Reisender hatte freilich wenig Zeit, diese Bilder näher zu betrachten. „Der Wind fing an widrig zu werden, und daher gingen wir wiederum zu Schiffe". Er fürchtete sich gewaltig, von einem Sturm überrascht zu werden, von dessen Wüten auf dem Urnersee er manches vernommen hatte. „Wegen der vielen steilen Felsufer", schreibt er, „wird sonderlich bei entstehendem

4*





Föhnwind die Schiffahrt öfters sehr gefährlich, weil man an gar wenigen Orten landen kann.“ Dies hat seine Richtigkeit. Auf Übertreibung beruht dagegen die weitere Behauptung, „daß losbrechende und sich in den See stürzende Felsen nicht selten auf mehrere Stunden weit ein äußerst gefährliches Wüten des Wassers verursachen“. Unsre Reisenden waren äußerst froh und dankbar, als sie „endlich“ glücklich zu Flüelen ankamen und konstatieren konnten, „daß sie in acht Stunden die ganze Länge des Vierwaldstättersees unter vielem Vergnügen und mancherlei Empfindungen und Bewunderung zurückgelegt hätten“. Die willigen und manierlichen Schiffleute erhielten als Zeichen der Zufriedenheit ein gutes Trinkgeld.

Auch der letzte Rest der Tagereise, der halbstündige Weg nach Altdorf, ging, wenn auch im Dunkeln und unter Donnern und Blitzen, doch ohne Regen glücklich von statten. Als Träger des Gepäcks war ein junger Mann von Flüelen namens Joseph Huber, im Dorfe unter dem Namen „Draier Seppli“ bekannt, gedungen worden.

Im Schwarzen Löwen zu Altdorf kehrte unser Reisender mit seinem Begleiter ein, war aber mit der Bewirtung bei weitem nicht so zufrieden, wie Tags zuvor mit derjenigen zu Sursee. Überhaupt fand er allerlei auszusetzen. Erstens „gaxte“ der Wirt, das heißt: er fand beim Sprechen nicht gleich die richtigen Worte. Seinen Landsleuten aber muß dieser Mangel nicht so bedenklich vorgekommen sein; denn sie hatten ihm das Amt eines „Landvorsprechers“ übertragen, wie es unsre Handschrift nennt. Als solcher wird er wohl bisweilen in den Fall gekommen sein, öffentlich als Redner auftreten zu müssen. In seiner Eigenschaft als Wirt klingt aber der Vorwurf, er sei „ein Herr Schmutzuli“ gewesen, schon bedenklicher. Es muß also im Schwarzen Löwen nicht gerade die wünschenswerte Sauberkeit und Ordnung geherrscht haben. Besonders



ungehalten war aber unser Reisender über den Wirt, weil er „mit falschem Blick unverschämterweise unsern willigen Wegweiser zu unbilligen Forderungen reizen wollte, nur um uns seine Pferde aufzuschwatzen, die wir nicht begehrten“. Anlaß zu fernerer Unzufriedenheit gab das magere „Traktament“, das in folgendem bestand: „Eine Wassersuppe, Fisch in lauem Wasser, Fisch in Butter schwimmend, und gebackene Fische, die besser schmeckten“, das war alles. Auch der als Getränk aufgestellte weiße Italienerwein sagte unserm Basler Reisenden, dessen Gaumen an den heimatlichen „Markgräfler“ gewöhnt war, nicht zu. Er klagt darüber, „daß er nicht nur zu Altdorf, sondern im ganzen Kanton Uri und nachher auch noch meistens im Kanton Schwyz keinen andern Wein als Italiener bekommen habe, der hin und wieder trübe gewesen sei“.

Im Schlafzimmer fiel unserm Reisenden eine Einrichtung auf, die ihm fremdartig vorkam und die er folgendermaßen beschreibt: „In unserm geräumigen Schlafgemache waren an den weißen Wänden sich bäumende Hirsche ohne Kopf angemalt; der Kopf von Holz wurde an dem gemalten Halse befestigt und ein natürliches Geweih daran angebracht, das statt der Schrauben zum Aufhängen dienen sollte.“ Eine solche Einrichtung würde, wenn sie noch vorhanden sein sollte, heutzutage gewiß als eine Merkwürdigkeit betrachtet und um schweres Geld für eine historische Sammlung erworben werden.

Am darauffolgenden Morgen, Sonntag den 4. September, hatten unsre beiden Reisenden Muße genug, um bis zur Ankunft des zu Flüelen wohnhaften Trägers Sepp den Hauptort Altdorf zu besichtigen. Im allgemeinen spendet der Reisebericht „den vielen öffentlichen und Privatgebäuden, durch deren Schönheit und Pracht der Ort einer Stadt gleichkommt“, sowie „den meist breiten, bequemen und reinlichen Straßen“ alles Lob. Im besondern wird außer der Hauptkirche mit ihrer



prächtigen Orgel des wohlausgerüsteten Zeughauses und eines auf einem großen, freien Platze außerhalb des Fleckens gelegenen Fruchtmagazins mit großer Anerkennung gedacht. Aus dem allem erkennt unser Gewährsmann, daß eine kluge Regierung an der Spitze des Gemeinwesens stehe. Leider ist kurz nachher, im Unglücksjahre 1799, der ganze schöne Hauptort Altdorf durch eine gewaltige, vom Föhn angefachte Feuersbrunst fast ganz vernichtet, und die Schätze des Zeughauses sind samt den Vorräten des Fruchtmagazins von den als Feinde ins Land eingedrungenen Franzosen für gute Beute erklärt und fortgeführt worden.

Besonders nahmen aber die an historische Ereignisse erinnernden Örtlichkeiten Altdorfs das Interesse unseres Reisenden in Anspruch, darunter namentlich Gebäude, an denen Malereien aus Tells Geschichte u. dgl. zu sehen waren. Denn in den kleinen Kantonen gehörten solche Bilder, wenn wir so sagen dürfen, zum Anschauungsunterrichte von jung und alt. Darum hat auch ein gewiegter Kenner von Land und Leuten, Gerold Meyer von Knonau, in seiner „Beschreibung des Kantons Schwyz“ mit Recht darauf hingewiesen, daß „solche patriotische Gemälde zu den Augen mehr sprechen als die prächtigsten Erzählungen zu den Ohren“.

Daß zu Altdorf das Andenken an den vaterländischen Schützen Tell und an die mit seiner Person in Verbindung stehenden Begebenheiten, namentlich an den Apfelschuß und was unmittelbar vorher geschah, besonders in Ehren gehalten wurde, ist selbverständlich. Da stand auf dem Platze, wo Geßler die Stange mit dem Hute hatte aufrichten lassen, ein uralter, mit Malereien geschmückter Turm. Wenige Schritte davon entfernt deutete ein steinerner Brunnen die Stelle an, wo die Linde gestanden, an deren Stamm gelehnt Tells Knabe dem sichern Schusse seines Vaters unerschrocken entgegengesehen



hatte. In einer Entfernung von hundert Schritten erinnerte der eigentliche Tellenbrunnen, der die steinerne Bildsäule des Schützen und seines Knaben trug, an Tells Standort. Die beträchtliche Entfernung des Schützen von seinem Ziel wollte freilich vielen Fremden, auch unserm Mitbürger, der wie so viele Basler mit einer ausgesprochen kritischen Ader begabt war, etwas zu groß und darum unglaubwürdig vorkommen. Dr. Lusser aber, der seinen Heimatkanton mit genauester Sorgfalt beschrieben hat, nimmt an der überlieferten Distanz keinen Anstoß. Er versichert, die Bogenschützen zu Altdorf hätten vor dem Jahre 1798 auf ihrem Schützenstande dem Andenken Tells zu Ehren die gleiche Entfernung als Ziel gewählt, und es habe unter ihnen mehrere gegeben, die den Apfel wohl selten gefehlt hätten. „Daher", fügt Lusser hinzu, „lache der Altdorfer, wenn er beim Tellenbrunnen Fremde wegen der Schußweite ungläubig den Kopf schütteln sehe."

Nachdem der als Träger und Führer gedungene „Draier-Sepp" eingetroffen war, wurde die Fußwanderung angetreten. Das nächste Ziel war das drei Stunden entfernte Dorf Amsteg. Auf dem Wege dahin gab es allerlei zu betrachten. Zunächst zogen die gewaltigen Verbauungen, die der wilde Schächenbach nötig machte, das Interesse auf sich. Dann führte der Weg durch Wiesen, die mit einer Menge der schönsten Kirsch- und Nußbäume bepflanzt waren. Dazwischen gab es aber auch sumpfige Stellen, die von der Reuß herrührten, die von Zeit zu Zeit über ihre Ufer zu treten pflegte.

Bei dem Dorfe Erstfeld lud eine Kapelle, deren Außenseite frisch bemalt war, zu näherer Besichtigung ein. Die Malerei stellte einen Hirsch vor, der einen Christuskopf zwischen dem Geweih trug. Vor dieser wunderbaren Erscheinung waren nicht nur der verfolgende Jäger, sondern sogar die beiden Jagdhunde in die Kniee gesunken. Auch Goethe und andere Rei-



sende erwähnen das an der sogenannten Jagdkapelle bei Erstfeld abgebildete, an die Hubertuslegende erinnernde Jagdwunder. Ein anderes Kapellenbild in der Nähe von Amsteg erwähnt unser Gewährsmann folgendermaßen: „Das Gemälde stellt einen frommen Schmied vor, der durch sein Gebet von den Heiligen die Bequemlichkeit in seinem Berufe erhalten haben soll, den Pferden vor der Schmiede die Unterfüße ohne Schaden abhauen, sodann den Huf in der Werkstatt gar kommlich beschlagen und zuletzt draußen den Pferden die abgehauenen Glieder im Nu wieder ansetzen zu können."

Ein eingehendes Interesse schenkte unser Reisender aber der Kleidung der Urnerinnen. Seine Beobachtungen darüber hat er in folgender Form aufgezeichnet: „Von Altdorf weg ging ein Frauenzimmer von Stande im seidenen Rock vor uns her. Der Kopfputz dieser Person dünkte uns widrig und war gerade, was man in Basel einen Kübel von einer Baselhaube heißt. In Altdorf sahen wir auch Frauenspersonen in schwarzen und gefärbten seidenen Kleidern à la Française mit Hauben auf Urner Art. Diese bestehen aus einem Geflecht von ganzen Stücklein schmalen schwarzen Bändelein von 1 bis 2 Neutaler im Wert, quer über den Kopf gehend, mit zwei bolligen Rosen wie große Knöpfe, zum Teil mit weißem Flor überzogen und mit weißen Flügeln. Sie werden mit einer Hafte (d. i. einer Spange) im Haar befestigt. Da nicht nur die vornehmen Frauen, sondern auch die gemeinen Bauernweiber eine ähnliche Tracht nebst bunten und insonderheit vielen gelben Kleidungsstücken tragen, so gibt ihnen dies bei ihrem Gewerbe meist ein ekelhaftes Ansehen, und die schmutzigen, rußigen, weißen Bollenhauben machen, daß ihre Gefräßer (d. i. Gesichter), deren es in den Urner Tälern und Bergen ohnehin wenig erträgliche gibt, noch verriegleter (d. i. unordentlicher) aussehen." Wir bedauern sehr, daß sich unser Mitbürger, wir



wissen nicht aus welcher Veranlassung, zu einem, gelinde gesagt, so absprechenden, unhöflichen Urteile über die Urnerinnen hat hinreißen lassen. Wir fragen darum gerne den bereits mehrmals von uns zitierten Urner Lusser um Rat, der in seiner im Jahre 1834 herausgekommenen Beschreibung des Kantons Uri folgendes mitteilt: „Eine allgemeine Landestracht gibt es (in Uri) nicht mehr, außer dem Unterscheidungszeichen der Frauen, einem kleinen, nestartigen Häubchen aus steifgeleimten, schwarzen Bändchen und weißem Musselin, das weder gegen Kälte noch Hitze schützt, aber den meisten Gesichtern gut steht." Lusser wird wohl seine Landsmänninnen am besten gekannt haben. Wir lassen es darum bei dem Urteile dieses Gewährsmannes ein für allemal bewenden.

Beim Dorfe Amsteg, dessen neue, mit Namen und Sprüchen bemalte Häuser an den Brand erinnerten, der wenige Jahre zuvor (1788) die ganze Ortschaft mit Ausnahme von zwei Häusern eingeäschert hatte, begann die eigentliche St. Gotthardstraße, die, beständig bergan steigend, in einer Länge von acht Stunden auf die Paßhöhe führte. Da dieselbe ein vielbenützter Verkehrsweg war, so ist hier der Anlaß gegeben, um an der Hand unseres Manuskriptes, vervollständigt durch anderweitige Mitteilungen, eine Schilderung des Verkehrs zu versuchen, wie er am Ende des 18. Jahrhunderts sich auf jener Straße abgewickelt hat.

Wenn unser Gewährsmann berichtet, „die Straße sei allerorten mit starken Steinen besetzt und so breit gewesen, daß zwei beladene Saumrosse einander „fast überall" hätten ausweichen können", so geht daraus hervor, der Verkehr habe sich nicht der Fuhrwerke bedient, sondern der Weg sei ein ungleich breiter, an manchen Stellen sogar ein schmaler Saumpfad gewesen, so daß die zum Säumerdienste verwendeten Lasttiere oft nicht ohne Schwierigkeit nebeneinander vorbei passieren



konnten. Andere Berichte sagen ferner, die Straße sei stellenweise steil und holperig gewesen. Eine Handels s t r a ß e war sie also nicht. Zwar war die Möglichkeit, sie mittels eines Fuhrwerks zu befahren, nicht völlig ausgeschlossen. Dies galt aber als eine seltene Ausnahme und als ein eigentliches Wagestück. „Zur Seltenheit", sagt L u s s e r, „sei hin und wieder eine Kutsche (also kein Lastwagen) über den Berg, nicht etwa gefahren, sondern mit Mühe hinüber gebracht worden." Denn das Wagnis erforderte die Unterstützung einer Anzahl kräftiger Männer, die unterwegs beköstigt und am Ende mit klingender Münze bezahlt werden wollten. Wer nicht reich genug war, um eine Summe von mehr als 600 Franken auszugeben, bloß um sagen zu können, er sei über den St. Gotthard gefahren, tat am besten, zu Fuße zu gehen oder, wenn's hoch kam, ein Reitpferd zu mieten, was bei der Beschaffenheit des Weges, der oft hart am Abgrunde vorbeiführte, einen schwindelfreien Kopf und einen erprobten Reitersmann erforderte. Ein wie großes Aufsehen es aber erregte, als im Jahre 1775 der erste Reisende zu Wagen über den St. Gotthard fuhr, geht daraus hervor, daß man den Namen dieses Wagehalses der Nachwelt überliefert hat. Es war ein englischer Naturforscher Namens G r e v i l l e.

Seine Beobachtungen über den Handelsverkehr auf der St. Gotthardstraße hat unser Gewährsmann folgendermaßen beschrieben. Er fand den Weg kurzweilig, „da keine Viertelstunde verging, ohne daß wir 20 bis 30 Saumpferde nacheinander antrafen, die mit Wein, Korn, Reis, Käse, Wolle oder andern Waren, teils aus Italien nach Uri, teils von da nach Italien gingen". Wenn er aber, allerdings mit der Einschränkung „man behaupte", beifügt, „daß, ein Tag in den andern gerechnet, das Jahr durch alle Tage 1000 (schreibe tausend) Saumpferde auf der St. Gotthardstraße beschäftigt seien", so hat er jedenfalls viel zuviel gerechnet. Denn der zu-



verlässige Lusser sagt: „früher," d. h. vor dem Bau der neuen St. Gotthardstraße, also vor dem Jahr 1820, „seien wöchentlich bei 300 Saumpferde über den Berg gewandert."

Doch wir wollen keine Statistik treiben, sondern berichten, wie sich dieser Verkehr in frühern Zeiten gestaltet hat. Der Säumerdienst war durch eine obrigkeitliche Verordnung geregelt. Die Saumstraße, die sich in einer Entfernung von 28 bis 30 Stunden von Flüelen, bezw. Altdorf, bis Bellinzona erstreckte, war in vier Tagereisen von je 7 bis 8 Stunden eingeteilt; die Endpunkte der beiden ersten waren Andermatt und Airolo. Jeder Tagemarsch mußte in einem Futter zurückgelegt, d. h. die Saumtiere sollten unterwegs nicht gefüttert werden. Erst wenn sie an der Endstation angelangt waren, wurden sie ihrer Last entledigt, in den Stall geführt und mit Futter versorgt. Laut altem Herkommen und Gesetz durfte jedem Tiere eine Last von nicht mehr als drei Zentnern aufgeladen werden, welche Beschränkung aber von gewinnsüchtigen Säumern nicht selten unbeachtet blieb.

Zur Aufnahme der Ladung diente ein eigens zu diesem Zwecke konstruiertes, hölzernes Gestell, das auf dem Rücken des Lasttieres befestigt wurde. Zu beiden Seiten dieses Gestelles hingen überdies noch besondere Tragkörbe herunter, die zur Aufnahme kleinerer Pakete dienten. Mit größter Sorgfalt wurde auf die gleichmäßige Verteilung der ganzen Ladung geachtet, damit die Saumtiere das Gleichgewicht nicht verlören. Als Lasttiere wurden meistens Pferde verwendet, weil sie mit ihren breiten Hufen im Schnee nicht so tief einsanken wie die schmalhufigen Maultiere.

Die hochbeladenen Pferde mit den über die ganze Ladung ausgebreiteten Schutzdecken boten, besonders wenn sie noch mit Federbüschen und allerlei sonstigen Anhängseln herausgeputzt



waren, einen etwas fremdartigen, grotesken Anblick dar. Eines schritt hinter dem andern her, was schon die geringe Breite des Weges mit sich brachte. Jedes trug ein helltönendes, aus rollenförmigen Glöckchen zusammengesetztes Geschell, das von weitem das Herannahen einer von der entgegengesetzten Richtung herkommenden Säumerkolonne ankündigte. Ein weithin schallendes Signal war schon um des nahen Flusses willen notwendig, dessen Getöse den Zuruf der menschlichen Stimme oder andere Kundgebungen weit übertäubt hätte. Um die Tiere am Abraufen des am Rande des Weges wachsenden, spärlichen Grases zu hindern und sie zugleich vor der Gefahr des Abstürzens sowie vor dem Scheuwerden zu bewahren, trug jedes einen starken Maulkorb und zwei große, weit abstehende Scheuklappen. Bisweilen folgte, wie wenigstens unser Gewährsmann zu berichten weiß, ein junges, unbepacktes Tier dem Zuge nach, damit es lerne, sich an das Geschell, an das Getöse der Gewässer und an den Dienst überhaupt zu gewöhnen. Langsamen, bedächtigen Schrittes folgten die Säumer hinten nach, deren dunkelrotbraune Gesichter von der Einwirkung der Sonnenstrahlen, der Hitze und der Kälte Zeugnis ablegten.

Vernehmen wir an dieser Stelle das Urteil Goethes, der 12 Jahre früher als unser Mitbürger, 1779, den Gotthard bereist hat, über die Säumerkarawanen. Der berühmte Dichter ist durch sie in der ruhigen Betrachtung der Gegend und im Naturgenusse nicht wenig gestört worden. „Auf den Gebirgen", sagt er, „ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als die Maultiere." (Er spricht von Maultieren, meint aber offenbar keine andern als die im Urnerlande verwendeten Saumrosse.) „Sie haben", fährt er fort, „einen ungleichen Schritt; bald bleiben sie unten an einem steilen Orte stehen; dann schreiten sie auf einmal schnell hinauf, um oben wieder auszuruhen. Man muß sich auf dem schmalen Wege an ihnen vorbeidrängen; dann kommen



sie Einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert.“ Unser schlichter Basler Reisender hat vielleicht dieselben Beobachtungen gemacht. Ihm ist aber etwas anderes mehr aufgefallen: der Instinkt der Tiere und die rohe Fühllosigkeit der Treiber. Er schreibt: „Zum Bewundern war's, wie die sich begegnenden Tiere schon von ferne, wo der Weg etwas breiter ist, anfangen einander auszuweichen, um nicht an den gar zu engen Stellen mit dem Gepäcke aneinanderzustoßen, was gefährlich wäre. Fällt auf dem ebenen Wege eins nieder, so bleibt's wie leblos liegen, bis der hartherzige Säumer herbeikommt. Dieser packt auf einer Seite mit beiden Armen die Ware an, versetzt mit seinen genagelten Bergschuhen dem Rosse einen Tritt in den Leib und hilft ihm zugleich durch einen schnellen Ruck auf, wozu besondere Stärke und Geschicklichkeit gehört.“ Überhaupt galten, um dies hier einzuschalten, die Säumer mehrenteils für ein rohes Volk, in deren Herzen die sanfteren Empfindungen des Mitgefühls und der Teilnahme durch das unstete Hin- und Herziehen auf der Landstraße und den beständigen Aufenthalt in den Wirtshäusern völlig abgestumpft worden waren.

Trotz allen Vorsichtsmaßregeln gelang es aber doch nicht immer, Unfälle gänzlich zu vermeiden. Unser Gewährsmann weiß dafür folgendes Beispiel anzuführen. „Voll Mitleiden hörten wir die Nachricht an, daß zehn Tage vor unserer Ankunft in Andermatt ein Pferd mit zwei wertvollen Warenballen auf dem Wege durch die Schöllenen in die eben damals angeschwollene Reuß gestürzt sei, so daß man augenblicklich nicht die geringste Spur mehr davon gesehen habe. Nachdem das Wasser etwas gefallen war, habe man während mehreren Tagen nacheinander Männer an Stricken in den Fluß hinuntergelassen; sie hätten aber nur noch einen Ballen gefunden. Der



Schaden sei auf wenigstens 50 neue Louisdor geschätzt worden, den Wert des Pferdes und des Geschirrs und den Minderwert des gefundenen Ballens nicht einmal gerechnet."

Der Vollständigkeit wegen mögen noch folgende kleinere Aufzeichnungen unseres Gewährsmannes, die das Säumerwesen betreffen, hier eine Stelle finden. „Im heißen Sommer pflegen die Säumer gewöhnlich lieber des Nachts als während des Tages zu wandern, damit nicht etwa ein Pferd, wenn es sich der Mücken erwehren will, mit seiner Last das Gleichgewicht verliere und verunglücke." Ferner „sollen sich die Säumer im Winter für den Warentransport häufig der Schlitten bedienen". Endlich belehrt uns unser Gewährsmann noch darüber, auf welch primitive Weise der Schnee von der Straße entfernt zu werden pflegte. Er schreibt: „Bei gefallenem Schnee treiben die Ortschaften kehrweise (d. h. nach einer gewissen Reihenfolge) Ochsen die Straße entlang vor sich hin, und die Mannschaft schaufelt hinter ihnen her den Schnee auf die Seite. Diese strenge Arbeit dauert öfters lange Zeit nacheinander fort. Die Leute", fügt das Manuskript hinzu, „sind aber auch zu ihrem Glück so hart und rauh wie ihr Klima."

Begleiten wir nun nach diesen Mitteilungen über den Verkehr unsere Reisenden auf ihrer Wanderung durch das Urnerland und vernehmen wir, was unterwegs das Interesse des Berichterstatters weiter in Anspruch genommen hat und von ihm der Aufzeichnung wert befunden worden ist. „Die ganze Straße hinauf", berichtet er, „hat man die Reuß bald zur rechten, bald zur linken Seite. Sie schäumt mit so heftigem Gebrülle über die unzähligen Felsen und Steintrümmer hinab, daß Reisende, die mit einander reden wollen, sich oft kaum verstehen. Zu beiden Seiten des Weges drohen überhangende Felswände den Wanderer zu zerschmettern. Zur Seltenheit soll es auch geschehen, daß dergleichen Unglück jemanden trifft.



über diesen Felswänden wachsen nichtsdestoweniger von den dicksten und höchsten Buchen und Tannen. Die Waldungen sind bis zum Dorfe W a s s e n so ergiebig, daß eine große Menge Holzes an die oben auf dem Gebirge wohnenden Leute (gemeint sind die Bewohner des hochgelegenen, holzarmen Urserentales) überlassen werden kann. Diese holen es auch herauf und tragen es, nachdem sie es größtenteils zum Gebrauch in der Küche klein gespalten haben, wohl drei Stunden weit mit unsäglich saurer Mühe meist auf dem Rücken hinauf. Wenn man von ferne auf die oberhalb den Waldungen liegenden Höhen hinschaut, meint man zuerst, alles sei wild, kahl und öde. Allein wenn man genauer zusieht, so erblickt man auf den Alpenweiden teils beisammen gelegene Ortschaften, teils eine unzählige Menge von zerstreuten Häusern und Hütten, die öfters so hart an den steilen Abhängen gelegen sind, daß man glaubt, es sei unmöglich, zu ihnen hin zu gelangen. Mitunter bemerkt man auch viele kleine Kirchen und Kapellen, die den Bergleuten zur Andacht dienen."

Neben solchen Gesamtbildern zogen auch Einzelheiten die Aufmerksamkeit des Reisebeschreibers auf sich. Bald ist es ein vom Berg herabrauschender Bach, der einen „schrecklich-anmutigen" Fall bildet, bald ein aus Stangen zusammengefügtes „schauderlichtes" Brücklein, das neben verschiedenen Wasserfällen vorbei führt; an andern Stellen beobachtet er, wie in einem engen Hochtale auf den Mattenplätzen das Gras gedörrt wird, indem man es an Tannenästchen befestigt, die in den Boden gesteckt worden sind, „weil es auf dem bloßen Boden wegen zu kurzen Sonnenscheins nicht zu Heu werden könnte." Beim sogenannten Pfaffensprung schaut er mit Grausen von der hochgewölbten, steinernen Brücke in den tief unten durch eine enge Felsspalte sich Bahn brechenden, wild aufschäumenden Fluß hinunter. Unvermerkt langte die kleine Reisegesellschaft



in dem auf jäher Höhe gelegenen, ansehnlichen Pfarrdorfe Wassen an. Hier wurde nach einem Marsche von reichlich fünf Stunden Halt gemacht und im Wirtshause zu den Drei Königen ein Mittagessen bestellt. „Wir konnten aber", berichtet die Reisebeschreibung, „von der wäßrigen Suppe, dem harten Rindfleisch, den zähen Hähnlein, dem grünen Salat und dem dicken Wein für unser teures Geld wenig genießen. Um so viel herrlicher schmeckte uns das Brot und das kristallhelle Wasser, so daß sich die Leute sehr verwunderten." An diesem Orte darf beigefügt werden, daß unser Reisender bloß zweimal in den Fall gekommen ist, von einer teuern Zeche zu reden, zu Wassen und nachher zu Brunnen. Das Wirtshaus zu Wassen war zugleich eine Zollstätte und der Wirt erhob im Auftrage der Regierung von Uri ein sehr einträgliches Weggeld, woraus der kostspielige Unterhalt von Brücken und Straße bestritten wurde. Zum Zeichen, daß hier ein Zoll zu entrichten sei, hing am Wirtshause ein zweites Schild mit dem bekannten Urnerwappen, dem schwarzen Büffelkopf mit rotem Nasenring, heraus. In frühern Zeiten war dieser Zoll an der Reußbrücke zu Göschenen erhoben worden. Um Zollumgehungen zu verhüten, hatten sich die Urner eines einfachen, aber originellen Mittels bedient. Sie hatten am Eingang zur Brücke ein Tor errichtet und den Zolleinnehmer beauftragt, dasselbe jeweilen bei einbrechender Nacht zu schließen, bei Tagesanbruch zu öffnen. Als der Zoll später nach Wassen verlegt wurde, blieb das Tor an seiner alten Stelle; die außer Dienst gesetzten Torflügel werden die holzarmen Göschener wohl als willkommenen Fund zuhanden genommen und als Brennmaterial verwendet haben. Mit Verwunderung betrachtete unser Wandersmann, als er nach Göschenen kam, das alte Tor, das ihm wie ein Triumphbogen vorkam, dessen Bedeutung er sich nicht zu erklären wußte.



Sobald man das Dorf Wassen im Rücken hatte, veränderte sich der Charakter der Gegend auf einmal. Die Reisebeschreibung sagt: „Wie man zum Dorfe heraus ist, wächst weder Holz noch Gesträuch mehr. Die beiden Seiten des Reußtales sind ganz kahl, rauh und wild, und dies dauert mit einigen wenigen Ausnahmen so fort bis auf die oberste Höhe des Gotthards.“ Unweit von Wassen kam die kleine Reisegesellschaft an dem sogenannten Teufelsstein vorbei, „einem ungeheuer großen, auf allen Seiten freiliegenden Felsstück, das der rasende Teufel einmal in seiner Wut nach der Teufelsbrücke geschmissen haben soll. Einige Vertiefungen daran sollen Eindrücke seiner Klauen sein“. Unser Gewährsmann verwirft aber, „wie billig“, diese abgeschmackte Fabel und stimmt der Meinung derer bei, „die sagen, das Felsstück habe sich ehemals von dem hinter ihm liegenden Berge losgerissen“.

Außerhalb des Dorfes Göschenen betraten die Reisenden das Gebiet der Schöllenen. Der Weg durch diese Wildnis machte einen tiefen Eindruck auf unsern Wanderer. Er beschreibt den Weg wie folgt. „Nun ging es über eine Stunde lang immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf, eine gräßliche, zu Zeiten auch wegen der Lawinen gefährliche Gegend, wo keine Spur mehr von einigem Gesträuche ist, das allhier wachsen könnte. Unersteiglich steile, oben mit ewigem Schnee bedeckte Felsen hangen den Reisenden über das Haupt hin; allernächst an, ja zum Teil unter diesen Felsen führt die Straße hin. Die durch das enge Tobel über die Felsen hinabstürzende Reuß ist nebst den vielen über die Felswände herunterfallenden Bächen das einzige Lebendige, das man in dieser öden Gegend, wo man von Gott und Menschen verlassen scheint, erblickt. Daß die Sonne selbst im Sommer nicht bis auf den Boden dieser Schlucht hinunterscheint, macht die Gegend noch schwermütiger. Nur in der Mittagsstunde fallen die Sonnenstrahlen etwas



hinein; aber selbst dann sind sie noch durch die Krümmungen des Weges unterbrochen. Im Frühjahr sollen die durch den Winterfrost gespaltenen und erfrorenen Felsstücke von den Höhen leicht losbrechen und nicht selten die unten Vorbeireisenden erschlagen. Daher sieht man am Wege zum Andenken an solche Erschlagene eine Menge Kreuze stehen. Kurz, es ist eine Gegend, die von der Natur zum Schauer und Entsetzen gemacht ist, und ich sollte glauben, daß die scheußlich tobende und schäumende Reuß, die beinah alle Augenblicke den Einsturz drohenden Felsen und die vielen Erinnerungszeichen an den Tod selbst den rohesten Menschen zum Nachdenken zu veranlassen und einzuschüchtern vermögen.“ Doch fügt die Reisebeschreibung gleichsam zur Beruhigung hinzu, „daß der Liebhaber der Natur in den dortigen Felsen Kristalle und andere Seltenheiten anzutreffen Gelegenheit habe“.

Kurz bevor die Reisenden zur „so betitelten“ Teufelsbrücke gelangten, beobachteten sie, welchen Gefahren die Straßenarbeiter in jener Gegend ausgesetzt waren. Unser Manuskript berichtet: „Ein Stück der Straße war eingestürzt. Arbeiter waren eben damit beschäftigt, auf einem hoch über der Strömung angebrachten Gerüste stehend, ein Mauerböglein von einem zur Seite etwas hervorragenden Felsstücke aus zu einem andern, ähnlichen, aufzuführen und die Straße darüber hin wieder gangbar zu machen.“ Dann folgt eine genaue Schilderung der „merkwürdigen“ Teufelsbrücke „nach Fäsis Beschreibung“, worauf dieser Abschnitt mit den Worten schließt: „Beim traurigsten Anblick der jämmerlichen Gegend, soweit das Auge reicht, bei der Betrachtung des Werkes menschlicher Hände an Brücke und Straße, benetzt von dem in Staub aufgelösten Gewässer und beim Gebrüll des Stromes wird die Seele unter mannigfaltigen Empfindungen zum Staunen, zur Bewunderung und dann vor Wehmut beinahe zum Heulen hingerissen.“



Wir können uns bei dieser Stelle nicht enthalten, im Geiste einige Jahre vorauszueilen und uns ins Jahr 1799 zu versetzen. Klingen die eben mitgeteilten Worte unseres Mitbürgers nicht genau wie eine Vorahnung der traurigen Begebenheiten, die sich in dem genannten Jahre in derselben Gegend zugetragen haben? Damals bestanden keine so friedlichen Zustände wie im Jahre 1791, sondern der Krieg, der in allen Gegenden des Vaterlandes die Leidenschaften entfesselt hatte, war bis in die stillen Täler des Urnerlandes eingedrungen, hatte die Gegend um den St. Gotthard unsicher gemacht und sich eine Zeitlang gerade die Umgebung der Teufelsbrücke zum Kampfplatze ausersehen. Da standen sich hüben die Franzosen, drüben die Russen gegenüber und machten sich mit zäher Ausdauer jeden Fußbreit Boden streitig. In das Toben des Gebirgsstromes mischte sich das Kampfgeschrei der um den Sieg ringenden Soldaten; das Geknatter ihrer Gewehre weckte den Widerhall der kahlen Felswände. Endlich gelang es dem Wagemute der mit Todesverachtung vordringenden Russen, den Übergang über die von den Franzosen halb zerstörte Brücke zu erzwingen und die sich verzweifelt wehrenden Feinde zurückzudrängen. Wenn wir an diese schweren Zeiten zurückdenken, so geschieht es mit der inbrünstigen Bitte, Gott wolle gnädiglich verhüten, daß Zeiten wie jene, als unser liebes, damals leider vom Hader der Parteien zerrissenes Vaterland zum Tummelplatz fremder Kriegsvölker herabgesunken war, jemals wiederkehren. Mögen die weisen Maßregeln, die unsre oberste Landesregierung in den Gegenden um den St. Gotthard herum und anderswo zum Schutze unsrer Freiheit und zur Verteidigung unsrer politischen Unabhängigkeit getroffen hat, dazu beitragen, daß unser Vaterland vor fremder Einmischung in unsre eigenen Angelegenheiten für alle Zeiten bewahrt bleibe!

Fügen wir nach dieser berechtigten Abschweifung den Mit-



teilungen unseres Reisebeschreibers noch folgende Ergänzungen bei. Bekanntlich hat die Teufelsbrücke beim Bau der neuen Straße über den St. Gotthard während der Jahre 1820 bis 1830 eine viel größere, schönere, kunstvoller gebaute Nachbarin erhalten, auf die die hergebrachte Benennung übergegangen ist. Der alte Zürcher Johann Georg Sulzer hat im Hinblicke auf einzelne, zu seiner Zeit im Urnerlande gebaute neue Reußbrücken bereits im Jahre 1743 sich die etwas spöttische Bemerkung erlaubt, „er sehe nicht ein, warum man zur Erbauung der ersten unter ihnen den Teufel nötig gehabt habe, da durch Menschenkunst weit größere ausgeführt worden seien". Nach der Vollendung jener obengenannten zweiten Teufelsbrücke aber schreibt Lusser: „Wenn der Teufel wieder da vorbeigeht, so muß er sich schämen, wenn er die jetzt gebauten, hübschen Brücken sieht, welche an Kühnheit und Großartigkeit seine alte Teufelsbrücke weit übertreffen." Zum Schlusse sei hier noch angeführt, daß diese alte Brücke nach mehr als fünfhundertjährigen treuen Diensten in den Ruhestand versetzt und im Jahre 1888 als altersschwache Greisin durch einen richtigen Kollaps in der hochgehenden Reuß ihr Ende gefunden hat. Doch kehren wir wieder zu unserem ursprünglichen Thema zurück!

Bis zum Jahre 1707 hat sich beinahe unmittelbar an die Teufelsbrücke die sogenannte stiebende oder stäubende Brücke angeschlossen, die ihren Namen von dem sie einhüllenden feinen Wasserstaube erhalten hat, der aus dem in die Tiefe stürzenden Flusse aufstieg. Es war ein eigentümlicher Bau, der nicht zwei Ufer verband, sondern aus Balken zusammengefügt war, die auf Ketten ruhten. Diese waren an den senkrecht zu beiden Seiten des Flusses emporsteigenden Felswänden befestigt. Durch diesen schmalen Felsenschlund führte der Weg auf der über dem Flusse schwebenden Brücke um die eine jener Felswände herum ins Urserental. Nach und nach



ging aber den Talleuten das zur Erneuerung der beständig der Nässe ausgesetzten Brücke nötige Holz aus, und die Unterhaltungskosten erreichten am Ende eine unerschwingliche Höhe. Da kam einem klugen Kopfe der Gedanke, das einfachste wäre, den Weg, statt um den Felsen herum, durch den Felsen hindurch zu führen. Die Idee ward ausführbar erfunden und die Arbeit einem in solchen Dingen erfahrenen Tessiner namens Peter Moretini übertragen. Dieser begann im Jahre 1706 durch die auf der rechten Seite des Flusses gelegene Felswand einen Durchgang zu sprengen, der im darauffolgenden Jahre vollendet wurde. Die Erstellungskosten beliefen sich nach damaligem Geldwerte auf 8149 Gulden. So kam die erste, im Gebiete der Schweiz ausgeführte Bergdurchbohrung zustande und erhielt den äußerst prosaisch lautenden Namen Urner Loch. Der Name war nicht zufällig; denn der Durchgang war anfänglich finster und unheimlich, sogar schauerlich. Daß die Bezeichnung „Loch" vollkommen berechtigt war, ergibt sich auch aus der Schilderung unseres Gewährsmannes: „Die Länge dieses Ganges beträgt an die 80 Schritte." (Lusser nennt 200 Berner Schuh.) „Die Höhe ist so, daß ein Reiter in der Mitte aufrecht sitzen bleiben kann; breit ist sie stark 8 Schuh. In der Mitte ist auf der Seite gegen die Reuß zur Heiterkeit eine Öffnung von ungefähr 7 Schuh Höhe und 3 Schuh Breite angebracht." Zur Vorsicht, „damit nicht der Reisende, in der Meinung es sei ein Weg, im Düstern hinabstürze, war die Öffnung kläglich vergittert." Das Wort „kläglich" zeigt zur Genüge, daß das Gitter der Helligkeit im Gange eher Eintrag getan als Vorschub geleistet haben werde. In diesem Zustande verblieb der Weg durch die Galerie noch während der beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Als aber der Weg über den St. Gotthard verbessert und in eine überall, auch für große Fuhrwerke, brauchbare Kunststraße umgewandelt wurde, erfuhr der Weg



durch das Urner Loch eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Umgestaltung.

Unser Gewährsmann hat aufgeatmet, als er die abschreckende Passage durchschritten hatte. Dies merkt man seinen Worten an, wenn er schreibt: „Ist man nun durch das Loch hindurch, so öffnet sich ganz auf einmal das anmutige, ebene Urserental und prangt mit seinen schönen Wiesen, die von fruchtbaren Alpenweiden umgeben sind. Gleich fällt das, in gerader Linie eine kleine Viertelstunde entfernte, Hauptdorf Andermatt mit seiner Kirche und seinen Kapellen ins Auge. Alles sieht in dieser Gegend so weiß und hell zum Erstaunen aus. Über dem Dorfe erblickt man auch wieder etwas Gehölz. Nahe, zur rechten Seite, fließt still und sanft wie ein See die Reuß, die nur hundert Schritte hinter uns einen tosenden Fall gebildet hat. Weiterhin wird man das auf einer Anhöhe liegende, etwa drei Viertelstunden entfernte Dorf Hospental gewahr. Die ganze Gegend kommt dem Wanderer um so viel reizender und entzückender vor, je traurigere Bilder die vorher mühsam durchwanderten und erstiegenen Stätten seiner Seele eingegraben hatten."

In solch gehobener Stimmung achtete unser Reisender nicht auf das Gefühl der Ermüdung, das ihn nach einer anstrengenden Fußwanderung von reichlich acht Stunden unter andern Umständen leicht hätte beschleichen mögen. Munter und gut aufgelegt veranlaßte er seine beiden Gefährten, mit ihm durch das nahe Andermatt hindurch zu schreiten und das Nachtquartier zu Hospental aufzusuchen. „Noch beschien die goldene Sonne mit ihren letzten Strahlen das liebliche Tal", heißt es in der Reisebeschreibung. „Als sie untergegangen war, leuchtete uns ihr Stellvertreter, der stille Mond, mit seinem blassen Lichte, bis wir im Goldenen Löwen, der zugleich Wirts- und Posthaus ist, bei der

Frau Posthalterin und ihren beiden Töchtern Aufnahme fanden."

Obschon es bereits ziemlich spät sein mochte, gaben sich die Wirtsleute alle Mühe, ihre Gäste nicht nur gut, sondern auch reichlich zu bewirten. Unser Mitbürger hat die aufgetragenen Speisen ausführlich aufgezählt, und wir glauben, das Menü als ein charakteristisches Beispiel mitteilen zu sollen, wie reichlich, gut und freundlich am Ende des 18. Jahrhunderts in einem abgelegenen Bergdörflein Gäste bewirtet und aufgenommen worden sind. Wir glauben zugleich, die Randbemerkungen des Reisenden als Beigabe nicht unterdrücken zu sollen. Also: „Die guten Wirtinnen trugen so viele Speisen auf, daß *für zehn Personen* genug dagewesen wäre."

„Die *Suppe* war, wie wenn man Schüsselwasser darüber angerichtet hätte."

„Das *Schaffleisch* war nicht genug gesotten."

„Die *weißen Rüben* waren gut, aber hart."

„Dies alles reizte namentlich mich so sehr zum Lachen, daß sich die ältere Tochter darob beleidigt fand; indes kam das meiste unserm Sepp zum Trinken wohl zu statten."

„Dann folgte ein *schweinen Hämmli*; — nicht übel."

„Weiter ein Plättlein *verdämpft Kalbfleisch*, das wir zusammen klöpften" (d. h. das wir aufaßen).

„Ferner in einer grimmigen (will sagen: gewaltig großen) Platte ein ungeheurer *Lammbraten*. — Wurde nicht berührt."

„Den *Salat* — ließ ich mir schmecken."

„Endlich folgte gar noch ein *Lapphuhn* oder Weiblein vom Fasan (deren es in dieser Gegend viele giebt); — sehr köstlich anzusehen und appetitlich, wenn wir nicht schon genug gehabt hätten." Doch gingen



„gekochte Zwetschgen als hiesige Rarität noch hinunter,
eben wie noch
„etwas Backwerk als Nachtisch nebst Birnen."

Soweit die Speisen. Das Manuskript enthält noch folgende zwei Zusätze:

„Die Nachtlager waren gut, bloß grabelte (das heißt raschelte) eine verzweifelte Rattmaus gerade über meinem Scheitel oben auf dem Betthimmel." Ferner: „Am Morgen war mir bange wegen der Irte (d. h. Zeche) bei solcher Aufwartung; allein, das Morgentrinken mit eingerechnet, war sie sehr billig." Leider hat der Verfasser der Reisebeschreibung versäumt, den Betrag anzugeben.

Wir aber können nicht umhin, vor der guten Frau Wirtin samt ihren beiden Töchtern, die es ihren Gästen so reichlich gönnten und mit einer billigen Bezahlung vorlieb nahmen, den Hut zu ziehen und sie einem spätern Geschlechte als nachahmenswertes Beispiel vor Augen zu stellen. Im Hinblick auf manche Gasthofrechnung neueren Datums fällt uns dabei unwillkürlich ein altes Burschenlied ein, dessen erste Strophe mit einer kleinen Variante also lautet:

O alte Gasthofwohlfeilheit!
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, gold'ne Zeit,
Und schenkst uns frohe Stunden.
Vergebens spähe ich umher;
Ich finde deine Spur nicht mehr.
O jerum, jerum, jerum!
O quae mutatio rerum! —

Am vierten Reisetage, Montag den 5. September, sollte das Ziel der Wanderung, das Hospiz auf der Höhe des Passes über den St. Gotthard, erreicht werden, das noch drei kleine Stunden von Hospental entfernt war. Wir lassen wiederum den Reisenden seine Erlebnisse und Beobachtungen selber er-



zählen. Er berichtet: „Wir wanderten bei trübem Wetter in einem nassen, dichten Nebel. Der Weg war zuweilen eben; bisweilen führte er etwas hinunter; dann ging's wieder einige jähe „Stoßen“ (d. h. steile Hügel) hinauf. Das Tal war zwar offener als in den Schöllenen, aber ermüdend und äußerst traurig beim Anblick der vielen, bis an den Himmel aufgetürmten, kahlen Felsen. Hie und da weideten einige kleine, falbe, wie weißliche Hirsche anzusehende Kühlein auf schmalen Plätzchen zwischen den Felsen und suchten, an gefährlichen Stellen auf dem Boden fußend, ihr Futter. Halb im Sumpf stehend, grasten einige Pferde. Im Ganzen genommen ist's eine betrübte Gegend, die bloß durch einige schöne, von der hellen, lautern Reuß gebildete Kaskaden etwas erträglicher wird. Hat man endlich eine Höhe erreicht, so findet man sich getäuscht, wenn man meint, man werde eine gar prächtige Aussicht haben. Denn ringsherum ist man von steilen, hohen Felswänden umgeben, auf denen ewiger Schnee liegt. Zu oberst auf der Höhe endlich steht auf einer geräumigen Ebene ein gemauertes Wohnhaus nebst einer daran angebauten Kapelle und einem Vorratshause.“

Das war das berühmte Hospiz, dessen Stiftung in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt, ein Werk christlicher Bruderliebe, wo Reisende jeglichen Standes ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf die Herkunft, unbekümmert um das Glaubensbekenntnis Aufnahme und Verpflegung fanden. Unbemittelte wurden unentgeltlich aufgenommen; Wohlhabende mochten nach Belieben, wie das Herz es ihnen eingab, eine milde Gabe in den Opferstock legen. Die Leitung war von den Stiftern Mönchen aus dem Kapuzinerkloster zu Mailand übertragen worden. Statutengemäß versahen zwei Kapuziner den Dienst, der in dem hochgelegenen, einsamen, überdies noch schlecht gebauten und unbequem eingerichteten Hause, in der



öden, wilden, dem Froste und den Stürmen schutzlos preisgegebenen, von Holz gänzlich entblößten Gegend an ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Kräfte, ihren Mut und ihre Gesundheit die härtesten Anforderungen stellte. Es hielt daher äußerst schwer, für den anstrengenden, harten Dienst jeweilen zwei taugliche Männer zu finden. Oft mußte man froh sein, wenn nur ein einziger sich willig zeigte. Daher kam es, daß manchmal nur e i n Pater jahrelang den schweren Posten versah, bis ihm wieder ein Gefährte zur Seite gestellt werden konnte. Dies war gerade auch im Jahre 1791 der Fall, als unser Anonymus aus Basel dem Hospiz einen Besuch abstattete. Er beschreibt die Eindrücke, die er daselbst empfangen hat, folgendermaßen.

„Der schon über 23 Jahre zur Aufnahme und Bewirtung der Reisenden hier sich aufhaltende Kapuziner P a t e r L a u r e n t i u s ist von Mailand gebürtig, ein gewaltig langer, fetter, starker Mann von etlichen und fünfzig Jahren, der niemals in seinem Leben krank gewesen." Er führte seinen Gast in dem Hauptgebäude herum, das vor 16 Jahren durch eine Lawine gänzlich zerstört, nachher aber wieder aufgebaut worden war. Der Neubau war durch Geldunterstützungen zustande gekommen, die der Pater in der Schweiz herum zusammen kollektiert hatte. Er rühmte seinem Gaste aus Basel, daß er in den drei Städten Basel, Zürich und Bern je 20, in Schaffhausen 5 Louisd'or empfangen habe. Der Neubau enthielt im ersten Stock eine geräumige Wohnstube mit zwei daran gebauten Kapellen, eine größere für den Sommer, eine kleinere für den Winter, nebst einer Küche. Im zweiten Stocke befanden sich für bemitteltere Gäste neun Zimmerchen, jedes mit einem zweischläfrigen Bette. Dies alles machte aber auf unsern Reisenden keinen günstigen Eindruck, denn er vermißte die baslerische Reinlichkeit. Schon der Pater selbst in seiner



verschwitzten, ungewaschenen, unappetitlichen Kutte, dessen Nähe aufzusuchen man besser unterließ als begehrte, war ihm unsympathisch; auch die Stuben, namentlich aber die Küche, waren „schmutzig und ekelhaft“. Noch schlimmer muß es in dem vom Hauptgebäude etwas entfernt gelegenen, von der Lawine verschont gebliebenen, sogenannten Spital ausgesehen haben, wo arme Durchreisende untergebracht wurden. Wenigstens die unmittelbar daneben gelegenen Gebäulichkeiten, eine Scheune und ein Stall, waren sehr alt und in gänzlichem Zerfall, so daß neben dem Hospizgebäude eine neue Stallung für 40 bis 50 Pferde hatte gebaut werden müssen, deren Einrichtung so vortrefflich und so praktisch war, daß sie als ein wahrer Musterbau gerühmt worden ist. Das für die Aufnahme der Pferde bestimmte komfortable Gebäude und der zur Beherbergung von armen Reisenden dienende Spital mit seinen paar elenden Kammern, worin teils ein-, teils zweischläfrige Betten standen, bildeten einen recht auffallenden Gegensatz.

Das war aber noch nicht das Schlimmste. Obschon der Pater Laurentius („der fette Balg“, wie ihn unser Manuskript respektswidrig nennt) ökonomisch gut gestellt war und namentlich zur Gratisverpflegung Unbemittelter von Staats wegen hinlänglich unterstützt wurde, galt er dennoch als ein eigennütziger, auf seinen Vorteil bedachter Mann. Wenigstens unser Gewährsmann, dem wir die Verantwortung für seine Worte gänzlich überlassen müssen, sagt von ihm: „Er hat den Ruf eines rohen, falschen, hartherzigen Italieners, der den armen Leuten unbarmherzig begegne und oft Bezahlung erpresse, als wenn er Alles aus dem Seinigen hergäbe. Von den Bemittelten fordert er nichts, um desto mehr zu erhalten.“ Unser Gewährsmann hat sich also bei seiner Beurteilung hauptsächlich durch den Eindruck bestimmen lassen,



den er von dem Pater in dessen Eigenschaft als Wirt und als Armenpfleger erhalten hat.

Ganz anders lautet das Urteil Goethes, der im November 1779 an einem grimmigkalten Wintertage ganz durchfroren im Hospiz ankam und sich am Ofen kaum zu erwärmen vermochte, „weil sie“, wie er schreibt, „nur mit Reisig heizen können und auch dieses sparen, da sie es fast drei Stunden heraufzuschleppen haben.“ Goethe erzählt: „Der Pater Lorenz, der von Airolo heraufkam, konnte bei seiner Ankunft vor Kälte kein Wort hervorbringen. Als er sich etwas erholt hatte, unterhielten wir uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthaltes und wie es ihm und seinem (in Mailand abwesenden) Gefährten das Jahr über zu gehen pflege, von ihren Bemühungen und häuslichen Umständen.“ Goethe muß aus diesem Gespräche einen ganz günstigen Eindruck vom Pater Lorenz gewonnen haben. Denn als er anfangs Oktober 1797 wieder in das Hospiz kam, war er erfreut, denselben Mann „noch so munter und gutes Mutes anzutreffen wie vor zwanzig Jahren.“ Er hatte an seinem verständigen und mäßigen Urteile über politische Zustände in Mailand große Freude. Goethes Urteil stützt sich also hauptsächlich auf die Unterhaltungsgabe des Paters, die ihm über ein paar langweilige Stunden hinüber half.

Osenbrüggen rühmt in seinen bekannten „Wanderstudien aus der Schweiz“, daß Pater Laurentius durch seine meteorologischen Beobachtungen die Wissenschaft gefördert habe.

Aus dem Gesagten geht hervor, wie so ganz verschieden das Urteil unserer drei Gewährsmänner über dieselbe Persönlichkeit lautet. Ein allgemein gültiges Ergebnis läßt sich daraus nicht ableiten, weil jeder von den dreien eine andere Eigenschaft an dem zu Beurteilenden zugrunde legte. Wir begnügen



uns deshalb damit, die Aussagen so, wie wir sie in unsern Quellen gefunden haben, einfach nebeneinander zu stellen.

Nach dem Eindrucke, den unser Mitbürger von dem Pater Laurentius gewonnen hat, werden wir es begreiflich finden, wenn er sich unter dessen Pflege im Hospiz nicht behaglich gefühlt hat. Er äußert sich darüber folgendermaßen. „Wir genossen etwas hartes Brot, versuchten ein wenig Käse nebst italienischem Wein, aber alles mit halbem Ekel.“ Zu diesem Mißbehagen kam eine äußerst empfindliche, plötzlich eingetretene Kälte, worauf sich unser Reisender nicht gefaßt gemacht hatte. Zudem verhüllte ein dichter Nebel die ganze Gegend. Nach einem kurzen Gange in die nächste Umgebung trat die kleine Reisegesellschaft bei heftigem, schneidend kaltem Winde den Rückweg aus der, wie das Manuskript sich ausdrückt, „stinkenden Kapuzinerhütte“ nach dem, am Morgen verlassenen Hospental an. Alle waren erfreut darüber, als „nach vorher in lugubrer, scheußlicher Gegend mit lauter düstern Felsgebirgen ausgestandenem, hartem Froste“ im Urserentale die Sonne wieder schien.

Diesmal kehrten aber unsere Wanderer nicht im Wirtshause zu Hospental ein, sondern blieben zu den Drei Königen in Andermatt übernacht.

Da es noch früh genug am Tage war, benützte die kleine Gesellschaft die Zeit zu einem Besuche der Umgegend. Sie wandte ihre Schritte dem Oberalppasse zu, kehrte aber, weil kein rechter Weg, sondern nur eine „erbärmlich elende Kuhgasse“ vorhanden war, bald wieder um. Die weitern Mitteilungen über das Dorf Andermatt können als belanglos füglich übergangen werden.

Der Dreikönigwirt war beflissen, dem Gaste aus Basel seine reichhaltige Sammlung von Kristallen und seltenen Mineralien aus dem Urserental vorzuweisen, in der Hoffnung, daß



er ihm zu Basel Kauflustige zuweisen werde. Zu dem Ende verehrte er unserm Reisenden ein kleines Stück echten Granatsteins. Zu Hause machte unser Anonymus damit dem naturkundigen Professor D'Annone ein Vergnügen, mit dessen Sammlungen das Mineral wohl in den Besitz unsres Museums übergegangen sein wird.

Der Wirt wollte aber sein Licht nicht nur als naturkundiger Sammler, sondern auch als Gastgeber leuchten lassen und hoffte, sich durch seine kulinarischen Künste die Zufriedenheit seiner Gäste zu erwerben. Dies gelang ihm jedoch nur teilweise. Unser Reisebeschreiber, der für die Produkte der Kochkunst ein ausgebildetes Verständnis besaß, teilt darüber folgendes mit: „Die Gerichte, die aufgetragen wurden, waren alle recht gut. Aber vor einer großen Platte mit gekochtem Blut, schwarzrot von Farbe, mit einer aschgrauen Haut überzogen und mit Zucker und Rosinen versüßt, ekelte uns, so daß wir nichts davon zu genießen begehrten." Ebensowenig war der Gast mit seinem Nachtlager zufrieden. Das Wirtshaus war ein leichter, aus sogenannten Riegelwänden bestehender Bau. Die dünnen Mauern, die vom Winde bewegten, kleinen, klappernden Fensterscheiben und die leichten Bettdecken gewährten in der empfindlich kalten Nacht wenig Schutz. Dazu kam noch die durch den ununterbrochenen Verkehr der ankommenden und abgehenden Saumtiere gestörte Nachtruhe, was unserm Gewährsmann den Seufzer entlockt: „Zu Hospental waren wir in vieler Hinsicht besser aufgehoben. Indes ging die Nacht vorbei." Am Morgen, als die Wanderer aufbrachen, lag dichter Reif auf den Wiesen, so daß sie froh waren, durch den Marsch ihre etwas erstarrten Glieder zu erwärmen. Als sie die Schöllenen passierten, bekamen sie ein Beispiel von dem Holztransporte nach dem Urserentale, dessen oben, Seite 63 Erwähnung getan worden ist, zu Gesichte. Es begegneten



ihnen eine Menge von armen Männern, Weibern und Mädchen, die große Lasten Holz ins Urserental hinauftrugen; denn da in dieser Gegend kein Holz wuchs, mußte solches mit großer Beschwerde von Wassen und noch von weiter her herbeigeholt werden. Der Lohn dieser Lastträger war kärglich. Kein geringerer als Goethe hat sich danach erkundigt und vernommen, daß die Träger für eine Last im Urserental 6 Groschen erhielten. Das Holz hatte sie bei Göschenen 3 Groschen gekostet; die andere Hälfte war ihr Trägerlohn. Kein Wunder, daß die guten Leute um Almosen baten, „das man ihnen", wie unser gutherziger Mitbürger sagt, „nicht abschlagen konnte". Es verdient an dieser Stelle erwähnt zu werden, daß er im Urnerlande überhaupt nur zweimal angebettelt worden ist, zuerst in den Schöllenen, sodann zu Amsteg, wo es seit dem Brande von 1788 viele Arme gab, von Kindern, die den Vorüberreisenden Körbchen mit Obst zu kaufen anboten und um Geld bettelten, wenn man ihnen nichts abkaufte. Erst später, im 19. Jahrhundert, als nach Vollendung der Gotthardstraße alle jene Leute, die früher vom Säumerdienst gelebt hatten, sich nach einem andern Erwerbszweige umzusehen genötigt waren, ist es in Uri mit dem Straßenbettel eine Zeitlang etwas übler bestellt gewesen, bis die Regierung einschritt.

Zwischen Amsteg und Altdorf war alles, was gesund und rüstig war, mit dem Emden beschäftigt. Unsere Wanderer beschlossen aber, den schönen Abend zu einer Fahrt nach Brunnen zu benützen und dem Kanton Schwyz einen Besuch zu machen. Zu Flüelen wurden um zwei Gulden Schiffsleute gedungen, und da Sepp rudern half, so ging die Fahrt bei hellem Mondschein so rasch vonstatten, daß das drei Stunden entfernte Dorf Brunnen schon in zweien erreicht wurde.

Am folgenden Morgen, Mittwoch den 7. September, wanderte die Gesellschaft zuerst nach dem Hauptflecken Schwyz



durch ein anmutiges, mit zahlreichen Obstbäumen bestandenes Wiesental, wo schwarzbraune Rinder von ungemeiner Größe und Schönheit weideten. Unsre Reisebeschreibung berichtet: „Viehhändler kaufen dergleichen Tiere und verkaufen sie dann wieder meistens nach Italien. Indessen beklagen sich die Armen aller Orten, besonders in Uri, weil durch solchen Handel die Butter so verteuert werde, daß sie bald nicht imstande seien, selbst das unentbehrlichste Quantum davon zu bezahlen."

Von dem Hauptflecken Schwyz hat unser Reisender einen überaus günstigen Eindruck empfangen. Er rühmt nicht nur die vielen großen, im französischen Geschmack erbauten Häuser und die breiten, reinlichen, wohlgepflasterten Gassen, sondern hat auch seine Freude an der freundlichen, uneigennützigen Aufnahme beim Adlerwirte, „der für geringe Sachen ungemein willfährig und diensteifrig war, obgleich er keinen sonderlichen Profit voraussah." Ganz besonders entzückt war unser Mitbürger aber über die liebenswürdige Aufnahme, die er bei dem ihm völlig unbekannten Alt-Landammann Hedlinger fand. Er kann diesen freundlichen, verständigen, witzigen Tochtermann des berühmten Ritters und Medailleurs gleichen Namens nicht genug rühmen, dessen Nachlaß, eine aus mehreren tausend Stücken bestehende Münz- und Medaillensammlung im Werte von 80 000 Gulden, ehedem eine Hauptsehenswürdigkeit von Schwyz gewesen ist. Der Alt-Landammann zeigte dem Besucher nicht nur die seltensten Exemplare der Sammlung, sondern stellte ihm auch eine Erfrischung auf und ließ ihn durch einen seiner Söhne in die Kirche und ins Rathaus führen. In letzterem imponierte dem Basler besonders die Ratsstube durch ihre republikanische Einfachheit. Die Ausstattung bestand aus zwei Reihen mit grünem Tuch überzogenen Bänken und dem Fauteuil für den regierenden Landammann. Die Wappen und Namen der Ratsherren nebst einigen historischen Gemälden



schmückten die Wände. Nach der Besichtigung dieser und anderer Sehenswürdigkeiten schlugen die Wanderer den Weg nach Einsiedeln ein.

Unweit von dem Dorfe Steinen kamen sie bei der frisch geweißten Kapelle zum heiligen Kreuz vorüber, die ums Jahr 1400 an der Stelle erbaut worden war, wo einst Stauffachers Haus gestanden hatte. Die bildlichen Darstellungen aus der Schweizergeschichte, die, in kleine Vierecke geteilt, die Wände schmückten, waren erst kürzlich renoviert worden. Unser Manuskript verliert kein Wort darüber, so daß man annehmen darf, sie haben wegen des beschränkten Raumes keinen Eindruck auf den Beschauer gemacht. Dies focht aber das Volk, für das die Bilder in erster Linie bestimmt waren, wenig an. Ihm kam es hauptsächlich darauf an, daß die Maler, die die Bilder ausführten, und die Dichter, die die Darstellungen in kunstlosen Versen erklärten, sich strenge an die Tradition hielten und in keinem Stücke sich eine Abweichung vom Hergebrachten zuschulden kommen ließen.

Im Rößlein zu Steinen gaben die drei Wanderer den größten Teil ihres Gepäckes bis zu ihrer Rückkehr in Verwahrung. Dann schlugen sie den Weg nach dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln ein, dessen Kirchenschatz und sonstige Sehenswürdigkeiten unser Gewährsmann kennen zu lernen wünschte. Der Weg nach dem Gnadenorte war zu jener Zeit noch recht mühselig und beschwerlich. Er führte bald steil aufwärts, bald ebenso steil abwärts durch eine einförmige, wenig belebte Gegend. Es wurde spät, als nach einem ermüdenden Marsche die Wanderer ans Ziel gelangten. Von einer Besichtigung der Sammlungen konnte an diesem Abende keine Rede mehr sein. Überhaupt traf es unser Mitbürger mit der Zeit seines Besuches nicht zum besten; denn auf den Tag nach seiner Ankunft fiel das Kirchenfest Mariä Geburt, an dem es von



Fremden wimmelte. Alle seine Bemühungen, die Klosterschätze zu Gesichte zu bekommen, schlugen fehl. In der Kapelle mit dem wundertätigen Marienbilde wäre er von den ihre Andacht verrichtenden Pilgern aus aller Herren Ländern beinahe erdrückt worden. Als er sich mit seinen beiden Begleitern aus dem Gedränge mühsam herauszuwinden versuchte, stolperte er über die dicht nebeneinander auf den Knieen liegenden „Rosenkränzler". In der Hoffnung, einen der Klostergeistlichen günstig für sich zu stimmen, spendete er einen kleinen Taler. „Aber die Patres", heißt es im Manuskripte, „hatten an diesem Tage vielzuviel zu tun mit Messelesen, Beichtehören, Ablaßerteilen und, denke ich, Geldeinnehmen, als daß wir hoffen konnten, Zutritt zu den berühmten Sammlungen zu erhalten. Als wir jedoch am folgenden Morgen abermals hingingen und den Schatz wieder nicht zu sehen bekamen, waren wir des Dinges satt."

Auch sonst fühlte sich unser reformierter Basler unter der gutkatholischen Einwohnerschaft Einsiedelns durchaus nicht in seinem Elemente. Seine Abneigung gibt er auf eine schroffe Weise zu erkennen, indem er die Leute samt und sonders kurzweg „Müssiggänger" tituliert, die sich bloß mit der Verfertigung und dem Verkauf von Rosenkränzen abgäben und diejenigen, die nichts von solcher Ware begehrten, mit Betteln bestürmten. Außerdem war er mit seiner Herberge nicht zufrieden. Unter den siebenzig und etlichen Wirtshäusern im Dorfe scheint er kein einziges gefunden zu haben, wo er sich wohl gefühlt hätte. Sonst versäumt er in seiner Reisebeschreibung nie, das Wirtshaus zu bezeichnen, wo er logierte, und die Speisen zu nennen, die ihm entweder besonders mundeten oder nicht behagten. Zu Einsiedeln läßt er sich darüber gar nicht vernehmen, sondern begnügt sich mit einer einzigen Bemerkung über das ihm angewiesene Nachtlager. Es war nämlich in den kleinern



Fremdenherbergen zu Einsiedeln eine eigentümliche Einrichtung, wozu der Andrang von zahlreichen Pilgern zu gewissen Festzeiten Anlaß gegeben haben mag. In Wirtshäusern, wo gewöhnlich siebenzig Gäste beherbergt wurden, konnten deren im Falle der Not bis auf dreihundert logiert werden. Man ermöglichte dies durch die Verwendung von Aushilfebetten, die nicht neben die gewöhnlichen Betten gestellt, sondern wie Schubladen unter diese geschoben wurden. Meyer von Knonau, dem wir diese Mitteilung verdanken, fügt bei, „so seien oft vier und mehr Personen, die sich nicht kannten, sehr nahe zusammen gekommen." In eine Herberge dieser Art scheint unser Reisender geraten zu sein, denn er berichtet: „Im Schlafzimmer hatte ich in mein Lager wie auf einen erhabenen Tron zu steigen; es war so eingerichtet, damit das andere Bett den Tag über unter dieses hingeschoben werden konnte." Auf solche Weise aber mit Krethi und Plethi zusammengepfercht zu werden, wollte unserm, an geordnetere Zustände gewohnten Reisenden durchaus nicht einleuchten, und er wandte der Pilgerstadt sobald als möglich den Rücken. Auf demselben Wege, auf dem sie hergekommen, kehrte Freitag den 9. September die kleine Reisegesellschaft durch langweilige, zum Teil sumpfige, melancholische Gegenden nach Steinen zurück. Unser Gewährsmann scheint nach dem anstrengenden Marsche so ermüdet und ausgehungert hier angekommen zu sein, daß er an dem ihm vorgesetzten Kalbsbraten von ziemlich zweifelhafter Qualität keine Kritik üben mochte, sondern ein Auge zudrückte und fünfe gerade sein ließ. Das Mahl hat auch seiner Gesundheit nichts geschadet; denn rüstig und wohlgemut griff er nach Tische samt seinem Begleiter zum Wanderstabe, Sepp lud das Gepäck auf den Rücken, und die Gesellschaft schickte sich an, den Rigi zu besteigen.

Anfänglich bot der Weg keine Schwierigkeiten. Er führte



durch ein schönes, mit zahlreichen Obstbäumen bepflanztes Gelände, dann über „riante Bergwiesen“, wie das Manuskript sich ausdrückt, zu einem Aussichtspunkte, wo man die ganze Gegend mit ihren zahlreichen Dörfern, mit dem Lowerzer- und dem Zugersee, kurz, dieselbe anmutige Landschaft überblickte, die fünfzehn Jahre später als Schauplatz des Bergsturzes von Goldau eine so traurige Berühmtheit erhalten sollte. Dann war aber der gute Weg zu Ende. Die Reisebeschreibung berichtet: „In vielen Krümmungen ging's auf äußerst schmalen und gefährlichen Fußpfaden durch Waldung hinauf neben Bächen vorüber, die mehrere schöne Wasserfälle bildeten, sodann über jähe, rauhe Weiden, bis eine Anzahl von Kapellen, in denen das Leiden Christi in lebensgroßen, abenteuerlichen Bildern dargestellt war, die Nähe einer menschlichen Niederlassung anzeigten. Endlich war nach dreistündigem Marsche das von vier Kapuzinern bewohnte sogenannte Rigi-Klösterli mit seinen vier Pilgerherbergen erreicht. In der besuchtesten derselben wurde ein Knecht zur Begleitung auf den noch eine Stunde entfernten Rigi Kulm gedungen. Damit bricht aber die Reisebeschreibung so plötzlich und unvermittelt ab, daß dem Schreiber das den Schlußsatz markierende Punktum in der Feder stecken geblieben ist. Weil wir also von unserm Manuskript schnöde im Stiche gelassen werden, sind wir auf die Vermutung angewiesen, unser bisheriger Gewährsmann werde vom Kulm aus den Weg nach Weggis eingeschlagen, ein Boot nach Luzern gemietet, sein Chaischen samt Gaul im Wirtshaus zum Adler daselbst wieder in Empfang genommen haben und darin nach Basel zu den Seinigen zurückgekehrt sein; denn wo sollten wir sonst unser Manuskript her haben, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre? Aber durch den vorzeitigen Schluß sind wir in eine nicht geringe Verlegenheit versetzt worden. Wir fragen uns: Sollen wir etwa den fehlen-



den Punkt hinsetzen und kurz und gut unsre Arbeit schließen? Das wäre kein rechter Abschluß. Wir glauben darum am besten zu tun, wenn wir die Frage zu beantworten suchen, wie es zu der Zeit, als unser Mitbürger den Gipfel des Rigi bestieg, auf diesem Berge mit der Aufnahme von fremden Besuchern überhaupt bestellt gewesen sei.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war der Rigi noch weit davon entfernt, zu den Mittelpunkten des Fremdenverkehrs in der Schweiz zu gehören. Er war ein bloßer Sennberg, auf den nach einer aus dem Jahre 1661 stammenden Angabe die Rinder aus 14 um den Berg herum gelegenen Ortschaften zu Alp getrieben wurden. Es gab damals auf dem ganzen Berge noch keine andern Wohnungen als Sennhütten, die bloß im Sommer bewohnt, im Winter aber ganz verödet waren. An Sonn- und Festtagen wohnten die Älpler dem Gottesdienste in einer kleinen Kapelle beim Kalten Bade bei, die aber für die meisten Besucher zu entlegen war, zudem zum Gebiete von Luzern gehörte, deren Sennen den auf Schwyzergebiet wohnenden den Platz streitig machten. Daraus ergaben sich viele Übelstände, denen endlich durch den Bau einer größern Kapelle auf dem Boden des Kantons Schwyz am Ende des 17. Jahrhunderts ein Ende gemacht wurde. Unter dem Schutze geistlicher und weltlicher Gewalten erfreute sich diese Kapelle der Gunst immer weiterer Kreise und wurde unter dem Namen Maria zum Schnee der Mittelpunkt eines von Kapuzinern aus Arth geleiteten Hospizes und eines viel besuchten Wallfahrtsortes. Die vier im Laufe des 18. Jahrhunderts zur Beherbergung der Pilger entstandenen Gasthäuser bei diesem Rigi-Klösterli waren die ersten ihrer Art auf dem ganzen Rigi; denn die Herberge beim Kalten Bade, „wo sich“ nach Sulzer „allenfalls eine Nacht zubringen ließ,“ kam daneben kaum in Betracht.



Mit der Zeit fanden sich aber außer Pilgern auch Erholungsbedürftige beim „Klösterli“ ein, die als Kurgäste einen längern oder kürzern Aufenthalt machten, wozu die vor Wind und Nebeln geschütze Lage, sowie die gute Bergluft, die vorzügliche Milch und die als Heilmittel ganz besonders geschätzten Molken einluden.

Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden die Rigihöhen, namentlich aber die höchste Spitze, der Kulm, wegen der ungehinderten, ausgedehnten Fernsicht, auf die schon im 17. Jahrhundert einzelne Naturfreunde aufmerksam gemacht hatten, das Ziel einer immer zahlreicher werdenden Menge von Wanderlustigen. Am Klösterli vorüber strebten sie der Höhe zu und erweckten daselbst in den von jeder Fernsicht abgeschnittenen Kurgästen den Wunsch, die so nahe liegenden, leicht erreichbaren Aussichtspunkte gleichfalls aufzusuchen.

Die Erwartungen aller dieser Rigibesteiger wurden aber häufig getäuscht. Bald trat ein unvorhergesehener, plötzlicher Umschlag der Witterung ein; bald bedeckten Nebel die Gipfel des Berges; auch die Beschaffenheit der zum Gipfel hinaufführenden Bergpfade ließ vieles zu wünschen übrig. Als ein besonderer Übelstand wurde aber immer mehr der Mangel an einem vor Wind und Wetter geschützten Obdach empfunden. Führer mußten mitgenommen werden, die in der Dunkelheit den Bergsteigern mit brennender Fackel voranleuchteten; Träger waren nötig, um Brennholz hinaufzutragen, damit im Freien ein Feuer angezündet werden konnte, um sich bei der auf der Höhe herrschenden Kälte zu erwärmen. Die Wanderer selber trugen Speisen und Getränke nebst Tellern, Tassen, Löffeln, Gabeln und Messern hinauf, um sich ihrer zu bedienen, wenn man oben eine frugale Mahlzeit einnehmen wollte. Kurz, es waren mit einer Rigibesteigung immer so viele Um-



ständlichkeiten verbunden, daß von einem ungetrübten Genusse nur ausnahmsweise die Rede sein konnte.

Es dauerte lange, bis diesen Mängeln abgeholfen wurde. Als das Wichtigste erschien die Erstellung einer ständigen Herberge, wo die Besucher ein schützendes Obdach und Verpflegung zu finden sicher sein konnten. Nach längern Erwägungen und Bedenklichkeiten reifte in Heinrich Bürgi von Arth, dem Besitzer der kleinsten unter den vier Pilgerherbergen beim „Klösterli", der Entschluß, auf Rigi Kulm ein Gasthaus zu errichten. Ermuntert durch den Kartographen und Panoramenzeichner Heinrich Keller von Zürich, der sich um die Erschließung des Rigi überhaupt das größte Verdienst erworben hat, und unterstützt durch Geldbeiträge aus der Schweiz und dem Auslande, unternahm Bürgi im Jahre 1815 den Bau. Das ein Jahr darauf vollendete und festlich eingeweihte Haus gewährte unter seinem steinbeschwerten Schindeldache eine noch sehr bescheidene Unterkunft und war mit seinen zwölf Gastbetten nur auf einen mäßigen Besuch eingerichtet. Aber siehe da! Das Werk gelang wider Erwarten, und der Bau mußte schon nach wenigen Jahren vergrößert werden. Der erfreuliche Anfang forderte die Konkurrenz heraus. Bald entstanden die Gasthäuser auf Rigi-Staffel, Rigi-Kaltbad und (allerdings bedeutend später) Rigi-Scheidegg.

Freilich fehlte es auch nicht an gegnerischen Kundgebungen. Der Verfasser einer kirchenhistorischen Monographie, betitelt „Maria zum Schnee", klagt zum Beispiel über die forwährende Abnahme der Anzahl der Pilger, die früher jährlich auf etliche tausend geschätzt worden sei. Dem gegenüber habe seit 1810 die Zahl der den Rigi besuchenden Reisenden beständig zugenommen. Der Bau von Gasthäusern auf dem Kulm und dem Staffel zeige deutlich, „daß,



ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet, den Wirten mehr an reichen Lutheranern als an armen Pilgern gelegen sei." Die genannten Neubauten seien überhaupt „zu großem Mißfallen ehrlicher Leute ausgeführt worden". Die in den Jahren 1811 und 1820 vorgenommene Vergrößerung zweier Pilgerherbergen beim „Klösterli" schreibt jener Verfasser nicht dem Bedürfnis zu, den Pilgern mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, sondern „der affektierten Begeisterung für die Fernsicht" Vorschub zu leisten. Er beklagt es, daß die Wallfahrten durch das „Gewimmel indifferenter Touristen" gestört würden; noch schmerzlicher wird er berührt durch die Verkümmerung des frommen Brauches von seiten „frivoler Kuristen".

Allein solche und ähnliche Klagen verhallten völlig unbeachtet. Die Strömung der Zeit ließ sich weder aufhalten noch zurückdämmen. Nach dem Friedensschlusse, der den Kriegsjahren am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Ende machte, ergriff eine allgemeine Wanderlust die Völker Europas. Ein Strom von Reisenden ergoß sich namentlich über die Schweiz. Überall wurden Veranstaltungen zu ihrem Empfange getroffen. Daß da die Gastwirte auf dem Rigi nicht zurückbleiben wollten, ist selbstverständlich. Einer tat es dem andern zuvor, um den Gästen Bequemlichkeiten aller Art in Aussicht zu stellen. Als ein Beispiel für das, was geboten wurde, mag folgende Anpreisung des Wirtes zum Kalten Bade dienen. Daß er im dortigen Speisesaale ein Pianoforte aufstellte, war nichts Neues mehr; denn mit einem solchen hatte gleich am Anfang der Kulmwirt debütiert. Aber mit einer Gelegenheit zum Baden konnte dieser nicht aufwarten. Darum machte der Wirt zum Kalten Bade bekannt, daß er unter dem Speisesaale sechs schöne Badekästen in fünf niedlichen Zimmerchen habe aufstellen lassen, wo die Gäste nach Belieben warm oder kalt baden könnten. Besonders aber war ihm an der



Gunst der Damen gelegen. Deshalb zeigte er an, es werde in seinem Gasthofe „ein Esel gehalten, dessen Sittsamkeit und Lenksamkeit den Frauenzimmern, die sich seiner bedienen, um auf dem Berge herumzureiten, so wohl behage, daß die Badeeigentümer gesonnen seien, die Zahl dieser Tiere im nächsten Jahre zu vermehren.“ Ob dieses Versprechen eingelöst worden ist, entzieht sich unsrer Kenntnis.

Doch genug. Es hieße Wasser in den Rhein tragen, wenn wir unsre Mitteilungen über das Reisen auf den Rigi, die ja eigentlich nur die Zeit des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts betreffen wollten, noch weiter ausdehnten. Wir möchten nur noch auf den gewaltigen Aufschwung hinweisen, den der Bau von Bergeisenbahnen für die Erreichung aussichtsreicher Höhen überhaupt zur Folge gehabt hat. Wenn wir daran denken, welche Schwierigkeiten da zu überwinden waren, so müssen wir dem Dichter Horaz recht geben, der sagt: „Nichts ist den sterblichen Menschen zu schwer; selbst zum Himmel streben wir empor.“ Horaz nennt freilich dieses Emporstreben eine „törichte Vermessenheit“. Dürfen wir heute diese Bestrebungen, in den Luftraum emporzusteigen, im Hinblicke auf die dabei erzielten Erfolge wohl auch noch ein törichtes Unternehmen nennen? Das ist eine Frage, deren Lösung wir der Zukunft überlassen wollen.

Uns drängt sich zum Schlusse eine andere Frage auf.

Wir haben einen einfachen Bürgersmann auf seiner Wanderung durch Gegenden begleitet, die vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit und ihrer historischen Bedeutung zu den interessantesten unseres Vaterlandes gehören. Wenn wir seine Reiseerinnerungen durchlesen, so dürfen wir ihm das Zeugnis ausstellen, daß er seine Wanderung mit Ruhe und Überlegung begonnen, Land und Leuten ein aufmerksames



Interesse geschenkt hat und nicht ohne einen hohen Genuß und einen bleibenden Gewinn für Kopf und Herz nach Hause zurückgekehrt ist.

Können wir heutzutage dasselbe Zeugnis jener Klasse von Reisenden ausstellen, die, unterstützt von dem neuesten Verkehrsmittel, dem Automobil, im Bestreben, die räumlichen Entfernungen in kürzester Frist zurückzulegen, die schönsten und interessantesten Gegenden unseres Schweizerlandes nicht mehr behaglich durchreisen, sondern mit Sturmeseile förmlich durchrasen?

Die Beantwortung dieser Frage wollen wir dem geneigten Leser überlassen.

Außer dem Manuskripte eines ungenannten Verfassers sind folgende, im Druck erschienenen Bücher von mir benützt worden:

Bädecker, K., „Die Schweiz.“ Handbuch für Reisende, 1893.

Cysat, Joh. Leopold, „Beschreibung des Luzerner oder 4-Waldstätter Sees.“ Luzern 1661.

Ebel, Dr. J. G., „Anleitung .... die Schweiz zu bereisen.“ Erste Aufl. Zürich 1793.

— — dasselbe, 8. (letzte) Aufl., bearb. von G. von Escher, Zürich 1843.

Faßbind, Theod., „Maria zum Schnee auf dem Rigiberg.“ Geschichtsfreund, Bd. 15. Einsiedeln 1859.

Goethe, „Briefe“, Band 4 (1. Januar 1779—17. November 1780).

— — „Briefe aus der Schweiz“, Werke, Band 19. Ausg. v. 1899.

— — „Aus einer Reise in die Schweiz“, bearb. von Eckermann, Werke, Band 34. Ausg. v. 1902.

Heidegger, Heinr., „Handbuch für Reisende durch die Schweiz“. Zürich 1789/90.

Lusser, Dr. med. K. F. „Der Kanton Uri.“ Gemälde der Schweiz, 4. Heft. St. Gallen und Bern 1834.

Lutz und Sprecher, „Hand-Lexikon“ der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Aarau 1856.



Meisner, Fr. (Prof. in Bern), „Kleine Reisen in der Schweiz“, Band 3. Bern 1823.

Meyer von Knonau, Gerold, „Der Kanton Schwyz.“ Gemälde der Schweiz, 5. Heft. St. Gallen und Bern 1835.

Nüscheler, A., Histor. Notizen über den St. Gotthardpaß. Jahrbuch des SAC., 7. Jahrgang.

Osenbrüggen, Ed., „Wanderstudien aus der Schweiz“, 5 Bände, 1867—1876.

— — „Neue kulturhist. Bilder aus der Schweiz“. Leipzig 1864.

Peyer, Gust., „Geschichte des Reisens in der Schweiz“. Basel 1885.

Sulzer, Joh. Georg, „Beschreibung der Merkwürdigkeiten usw.“ („Reise durch einige Orte des Schweizerlandes“, 1742). Zürich 1743.





Herkunft und Stellung von Adel und Patriziat zu Basel im XIII. bis XV. Jahrhundert.

Von August Burckhardt.

Bekanntlich unterscheidet man innerhalb des sogenannten Uradels — Uradel im Gegensatz zu Briefadel — wiederum zwei Gruppen: nämlich den hohen und den niederen Adel. Zu ersterem zählen die Fürsten, Grafen und Freiherren, zu letzterem namentlich die Ministerialen und das städtische Patriziat. Wenden wir uns bei unserer Betrachtung zunächst zu ersterem.

Für Basel kommen vom hohen Adel im späteren Mittelalter vor allem die mächtigen Grafen von Homberg, von Frohburg und von Tierstein in Betracht, sowie die Freiherren von Falkenstein und von Ramstein. Dabei müssen wir nun aber gleich darauf hinweisen, daß die späteren Freiherren von Falkenstein, als Erben und Nachkommen der alten Grafen von Bechburg, ursprünglich ebenfalls Grafen waren. Letztere hatten sich nämlich zu Anfang des



XIII. Jahrhunderts in zwei Linien geteilt, von denen nur die ältere, die sich fortan von Falkenstein nannte, den Grafentitel weiterführte, während die jüngere, die aber den ursprünglichen Namen beibehielt, freiherrlich wurde.[1]) Daß eine solche Verzichtleistung auf den gräflichen Titel durch die eine Linie bei Teilungen innerhalb eines Hauses durchaus nicht die Regel war, ersehen wir aus vielen gegenteiligen Beispielen; so führten — um nur einige derselben anzuführen — sowohl die Grafen von Tierstein als auch die mit ihnen stammesgleichen Grafen von Alt-Homberg beide den Grafentitel weiter, ebenso die Grafen von Froburg und die von denselben abstammenden Grafen von Neu-Homberg und endlich auch die beiden Linien der Grafen von Tierstein-Farnsburg und Tierstein-Pfeffingen. Einen ganz analogen Vorgang wie bei den Bechburgern aber sehen wir, ungefähr um dieselbe Zeit (1215), sich auch bei den Grafen von Neuenburg abspielen, indem auch hier, nach eingetretener Teilung, die eine Linie — und zwar auffallenderweise wiederum diejenige, die den alten Namen weiterführte — zugunsten der anderen, diesmal jüngeren Linie der Grafen von Nidau und Aarberg-Valangin auf den gräflichen Titel verzichtete. Freilich haben dann später, wie hier gleich beigefügt werden mag, die Herren von Neuenburg doch wieder — trotz der formellen Verzichtleistung von 1215 — sich den Grafentitel beigelegt.[2])

Doch kehren wir wieder zu den Grafen von Falkenstein zurück. Dadurch, daß Graf Rudolf (1294—1332) eine unebenbürtige Ehe mit einer Ministerialentochter (wahrscheinlich aus dem Hause der Herren von Isental) einging, wurde das Geschlecht — allerdings nur vorübergehend — entfreit; und erst

---

[1]) Vergl. Genealog. Handbuch zur Schweizergeschichte t. I., S. 235 folg. (Merz: Grafen und Freie von Bechburg und Falkenstein).

[2]) Vergl. ibid. S. 110 (Grellet: Les comtes de Neuchâtel).



sein Sohn Werner, der mit der Freien Amalie von Göskon verheiratet war, erhielt in seinem hohen Alter durch den Kaiser 1371 wieder ein Freiherrendiplom, so daß das Geschlecht bis zu seinem Erlöschen, in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, wieder zum hohen Adel — wenn auch nicht mehr zu den Grafen — zählte.[3])

Eine ganz eigenartige Entwicklung haben die Ramsteiner durchgemacht: bei ihrem ersten Auftreten, um die Mitte des XII. Jahrhunderts, noch Ministerialen — erst der Herzöge von Zähringen und nach deren Aussterben der Grafen von Kiburg — erscheinen sie nicht ganz 100 Jahre später als Freie, nämlich zuerst Thüring schon 1239 und dann 1243 auch die Brüder Kuno und Ulrich — wohl Vettern des eben genannten Thüring. Jedenfalls ist bei allen dreien die Erhebung in den Freiherrenstand erst nach 1233 erfolgt.[4]) Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß sie dieselbe einem Diplome des Gegenkönigs Heinrichs VII., des ältesten Sohnes Kaisers Friedrichs II., verdankten, der gerade in jenen Jahren (nämlich 1234 und 1235) in offenem Aufruhre gegen seinen Vater sich befand, und der auch sonst sowohl dem Adel als auch ganzen Landschaften gegenüber sehr freigebig im Austeilen derartiger Standeserhöhungen war, indem er sie durch dieselben für sich und seine Sache zu gewinnen hoffte.[5]) Währenddem nun aber die Nachkommen Thürings stets höher stiegen und immer mächtiger

---

[3]) Vergl. Merz a. o. O. S. 248 sowie in „Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau, II., S. 774/75: Stammtafel der Herren von Isental.

[4]) Vergl. Genealog. Hdb. I., S. 332 und 33 (Burckhardt: Die Freien und Edelknechte von Ramstein).

[5]) Vergl. v. Wattenwyl: Geschichte der Stadt und Landschaft Bern, I. S. 27 und 28, sowie Jahrbuch für Schweizerische Geschichte, XXI. S. 206 und 7 (Durrer: Die Freiherren von Ringgenberg und der Ringgenberger Handel), an welchen beiden Stellen noch auf andere Fälle ähnlicher Art hingewiesen wird.



wurden bis sie 1459 mit Rudolf von Ramstein, Freiherrn zu Zwingen, Gilgenberg und Mahlberg, im legitimen Mannsstamme wieder ausstarben, sanken die Nachkommen Kunos und Ulrichs schon in der nächsten Generation — und zwar diesmal für immer — wieder in die Kreise des niederen Adels zurück. Auch hier liegt die Ursache in der Eingehung von Mißheiraten, indem Kunos beide Söhne Ulrich und Kuno, die allein den Stamm weiterführten, sich mit Ministerialentöchtern verheirateten: ersterer mit Agnes von Pruntrut, letzterer mit Ita Vitztum. Zugleich begaben sie sich aber auch selbst in die Ministerialität des Bischofs: schon 1274 erscheint Kuno als Mitglied des damals noch bischöflichen Rats zu Basel, und in der Folgezeit haben nicht weniger als sechs Mitglieder des Geschlechtes — ohne Imer von Gilgenberg, der bekanntlich ein Bastard des letzten Freiherrn von Ramstein war — die Bürgermeisterwürde zu Basel bekleidet.

Außer den schon genannten Freiherrengeschlechtern wären hier aus unserer Gegend noch anzuführen die Freien von Kirchen und von Binzen, die allerdings beide schon um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, nach nur kurzer Blüte, wieder ausstarben. Beider Erben aber waren die Herren von Ramstein; und es ist, meiner Ansicht nach, nicht ausgeschlossen, daß Thüring von Ramstein gerade diese seine Abstammung von der Erbtochter des letzten Freien von Kirchen bei König Heinrich als Begründung für sein Gesuch um die gewünschte Erhebung in den Freiherrenstand geltend gemacht hat. Seine Vettern Kuno und Ulrich dagegen verdankten — um dies gleich mitzunehmen — ihre Freiung wohl ihrer Abstammung mütterlicherseits von den ursprünglich und jedenfalls auch damals noch Freien von Mörsberg.

Die vornehmsten — wenn vielleicht auch nicht die ältesten — von den aus dem umwohnenden Landadel hervor-



gegangenen Basler Ministerialengeschlechtern waren, außer den schon genannten Ramsteinern, ohne allen Zweifel einerseits die Herren von Ratolsdorf (= Rodersdorf) und die mit ihnen stammverwandten Rotberg, sowie andrerseits die Herren von Eptingen, beide hervorragend und mächtig durch ihren ausgedehnten und zusammenhängenden Allodialbesitz, zu welchem dann die Rotberg im Jahre 1408 als freies Reichslehen noch die sieben Dörfer Metzerlen, Hofstetten, Witterswil, Blauen, Tittlingen, Nenzlingen und Brislach mit Zwingen und Bännen sowie hohen und niederen Gerichten erhielten, so daß sie also in der Tat — wenigstens in diesem Gebiete — vollständig souveräne, reichsunmittelbare Herren waren.

Aber auch die Herren von Eptingen sollten laut einer — allerdings sehr späten — Kundschaft (von 1459) ursprünglich Freie gewesen sein und nur durch ihre eigene Gleichgültigkeit dieses Standes wieder verlustig gegangen sein. Wie einer der Zeugen damals ganz ausdrücklich erklärte, waren die Eptinger als Herren von Diegten und Eptingen „die fryesten lüt, die in der art werent gesessen, uszgenomen die von Froburg, denn sy werent von niemant lehen, weder von geistlichen noch von weltlichen“, auch seien sie, soweit man sich zurückerinnern könne, nie zu den Landtagen der Herrschaft Farnsburg geladen worden, endlich hätten sie seit unvordenklichen Zeiten in den beiden Dörfern Stock und Galgen, d. h. die hohe Gerichtsbarkeit, besessen. Auch die übrigen aufgerufenen Zeugen sagten ähnlich aus.[6]) Und doch beruhten alle diese Aussagen nachweislich auf Irrtum, denn die Dörfer Eptingen und Diegten gehörten ganz unzweifelhaft zur Landgrafschaft Sisgau, waren also als solche mittelbar Lehen des Bistums Basel. Aber wohl schon seit 1366, da die Grafen von Tierstein-Farnsburg, als Erben der

[6]) Vergl. Boos: Urkundenbuch der Landschaft Basel, Nr. 811 von 1459. III. 31.



Grafen von Froburg, Inhaber der Landgrafschaft geworden waren, namentlich aber seit 1418, da die Freiherren von Falkenstein — auch sonst bekannt als schlechte Haushalter — dieselbe erwarben, hatten die Herren von Eptingen es verstanden, allmählich ein Herrschaftsrecht nach dem andern an sich zu reißen, so daß faktisch 1459, bei Aufnahme der Kundschaft, der Glaube aufkommen konnte, der gegenwärtige Zustand sei der ursprüngliche und legale. Immerhin besaßen die Eptinger, wie sich aus einer andern Kundschaft von 1458 ergibt, wenigstens zu Pratteln „innwendig etters“ (d. h. also innerhalb des Dorfbannes) von alters her und von Rechts wegen die Blutgerichtsbarkeit, die ihnen daher auch für die Zukunft belassen wurde; auch waren „die hindersessen zu Brattelen von alterhar und rechts wegen uff die lanttag und lantgericht in der genanten lantgrafffschafft nit gangen noch inen daruff gebotten, sunder ettwenn gebetten sien worden daruff ze gan“.[7])

Dennoch begegnen uns die Herren von Eptingen schon sehr früh auch unter den Ministerialen der Bischöfe von Basel, indem schon 1262 ein Götzmann von Eptingen als Vogt zu Basel auftritt und 1274 ein Mathias von Eptingen als Bürgermeister. Ganz im Gegensatz dazu sind die Rotberg verhältnismäßig erst sehr spät in die Ministerialität des Bischofs von Basel eingetreten: erst 1357 nämlich begegnet uns der erste Rotberg im Basler Rat. Noch später als die Rotberg — zum erstenmale 1363 — begegnen uns Glieder des ebenfalls uralten Geschlechtes der Herren von Flachslanden in den Basler Ratslisten. Mit ihnen, die neben den Herren von Ratolsdorf die typischsten Vertreter des kleinen Landadels waren, der wohl in erster Linie um der ökonomischen Besserstellung, weniger um des zu gewärtigenden Schutzes willen, bischöfliche Dienste gesucht hatte, verlassen wir diesen und wenden uns nun zu

[7]) Vergl. ibid. Nr. 806 und 808 von 1458. II. 13 und III. 3.



den ursprünglich städtischen Elementen des späteren Adels, die in den meisten Fällen eine gerade umgekehrte Entwicklung durchgemacht haben, d. h. von der Stadt nach dem Lande gezogen sind, woselbst sie im Laufe der Zeit einen manchmal sehr ausgedehnten Lehen- oder aber Pfandbesitz erworben haben.

In erster Linie ist hier dabei von den drei Familien der Herren von Hertenberg, von Neuenstein und von Bärenfels zu sprechen, bei denen allen dreien jedoch das Bewußtsein ihres bürgerlichen oder also richtiger städtischen Ursprungs infolge der vollständigen Verdrängung des eigentlichen Familiennamens durch den, allerdings meist feudaler klingenden, des ersten Burglehens schon sehr frühe völlig geschwunden ist.

Wir befassen uns zuerst mit den späteren Herren von Hertenberg, weil bei ihnen die eben geschilderte Entwicklung sowohl urkundlich als auch sphragistisch — d. h. mit Hilfe der Siegel — noch absolut sicher nachgewiesen werden kann, währenddem wir bei den Herren von Neuenstein und namentlich bei denen von Bärenfels nur auf mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen und Schlüsse angewiesen sind. Der Stammvater der späteren Herren von Hertenberg ist nämlich der reiche Krämer (lateinisch „institor") Ludwig, Sohn eines Konstantin[8]), woraus wir mit ziemlicher Sicherheit schließen dürfen, daß er wohl ursprünglich italienischer Herkunft war und zu einem der zahlreichen Lombarden- oder Cauvertschen Geschlechter gehörte, die seit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts diesseits der Alpen auftreten und die dann hier sehr bald den gesamten Geld- und Wechselverkehr der Städte an sich zogen. Als Bürger von Basel wird er genannt seit 1237 und als des

[8]) Vergl. Staatsarchiv Basel, St. Peter A (Jahrzeitbuch von St. Peter), fol. 20v: „Constantinus, pater Ludevici institoris."



Rats daselbst seit 1258. Noch zu seinen Lebzeiten begegnet uns in den Urkunden auch sein Sohn Konrad, genannt Ludevici, d. h. also Ludwigs Sohn, der seinem zwischen 1265 und 1273 verstorbenen Vater in letzterem Jahre auch im Rate nachfolgte. Nach seinem Hofe auf dem Nadelberg (Nr. 8: „zum schönen Hause") wird er etwa auch einfach als Conradus de pulchra domo oder ad pulchram domum bezeichnet, einmal auch als Chunradus de Hertenberg dictus zem schoenen huse[9]); schon 1280 erscheint er auch als Pfandherr und Vogt zu Riehen. 1302 nun, bei Wiedereinlösung Riehens durch den Bischof, nennt er sich „Conradus Ludevici dictus de Hertenberg" nach seinem wohl erst kurz vorher erworbenen neuen Burglehen, schon früher (1301) aber auch etwa nur „von Hertenberg".[10]) Er siegelte — und zwar schon 1295, also noch als einfacher Conradus dictus zem schoenen huse — mit demselben Siegel, das dann auch seine Nachkommen, die Herren von Hertenberg, weitergeführt haben. Die Erwerbung der Burg Hertenberg als baden-hochbergisches Lehen hat das Geschlecht, das zwar schon zu Anfang des XV. Jahrhunderts wieder ausstarb, dauernd seiner ursprünglichen Heimat entfremdet; der Umstand aber, daß die beiden Töchter des ersten Herrn von Hertenberg die Stammütter zweier der bekanntesten Basler Rittergeschlechter — nämlich der Münch und von Bärenfels — geworden sind, sichert ihm doch auch für die spätere Geschichte unserer Stadt eine gewisse Bedeutung.

---

[9]) Vergl. ibid., sowie Basler Urkundenbuch II. Nr. 317 von 1280. VIII. 8 und III. Nr. 240 von 1295 XII. 5. Während er sich an letzterer Stelle im Text als: „Conradus dictus zem schœnen huse, dominus et advocatus ville in Riehen" bezeichnet, trägt sein Siegel die Unterschrift: „S. Chunradi filii Ludewici de Basilea" (ibid. Siegeltafel XVIII, Nr. 196).

[10]) Vergl. Trouillat: monuments de l'histoire de l'ancien évêché de Bâle, III. Nr. 19 von 1302. I. 28 und Boos Nr. 200 von 1301. I. 23.



Bemerkenswert ist, daß sowohl Konrad Ludevici als auch seine Schwester sich schon mit Ritterfamilien verbanden, indem ersterer mit Helena, der Tochter des aargauischen Ritters Jakob von Kienberg, letztere mit dem Basler Ritter Heinrich Zerkinden verheiratet war; wir ersehen daraus, daß im XIII. Jahrhundert noch durchaus Ebenbürtigkeit zwischen Rittern und Bürgern — Bürger im Sinne der späteren Bezeichnung „Achtburger" und im Gegensatz zu den damals noch unfreien Handwerkern — herrschte. Es zeigt sich dies weiter darin, daß auch die Achtburger nicht selten als domini (Herren) bezeichnet werden, so der alte Krämer Ludwig schon 1270.[11]) Wir verlassen damit die Hertenberg und wenden uns zu den Herren von Neuenstein im Jura.

Die Entwicklung ist hier nicht ganz die gleiche, wie wir sie bei den Hertenberg gefunden haben, indem die späteren Herren von Neuenstein schon bei ihrem ersten Auftreten uns als Ritter begegnen. Die einzige Quelle, die über deren Abstammung berichtet, ist der bekannte, um die Mitte des XIV. Jahrhunderts schreibende Chronist Mathias von Neuenburg, der bei Erzählung des Kampfes zwischen den beiden Basler Rittergesellschaften der Sterner und Psitticher in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, unter den Mitgliedern der ersteren auch aufzählt „am Kornmerckt postea dicti de Nuwenstein." Es ist diese Notiz, wie gesagt, unsere einzige Quelle für die behauptete Abstammung der späteren Herren von Neuenstein von dem Basler Rittergeschlecht derer am Kornmerkt, da uns leider keine Siegel der letzteren mehr erhalten sind. Dennoch ist kein Grund vorhanden, an deren Richtigkeit zu zweifeln, da Mathias von Neuenburg ein — wenn auch etwas jüngerer — Zeitgenosse des ersten Herrn von Neuenstein war. Die ältesten Glieder des Geschlechtes derer am Kornmerkte sind zwei Brüder: Diether,

[11]) Vergl. Basler U.-B. II. Nr. 38 von 1270 II. 27.



Archidiakon des Basler Domstiftes (genannt von 1184—1190, tot 1193) und Konrad, ein Ritter (einstweilen nur bezeugt für das Jahr 1193). Des letzteren Sohn, Ritter Rudolf am Kornmerkt (1226—1278) ist 1260 Bürgermeister von Basel; wohl dessen Sohn endlich ist dann Ritter Konrad dictus de Nuwenstein (tot 1317). Eligenta, die Tochter des Bürgermeisters Rudolf am Kornmerkte, wurde durch ihre Verheiratung mit Ritter Heinrich von Reinach die Stammutter dieses weitberühmten Geschlechtes.

Wir kommen zu den Bärenfels. Der erste urkundlich nachweisbare Träger dieses Namens ist Ritter Johannes von Bärenfels, schon bei seinem ersten Auftreten 1305 Schultheiß der kleinen Stadt, daneben 1309 auch, wie es scheint, bischöflicher Generalvikar in temporalibus, da er ausdrücklich als „negotia episcopatus basiliensis gerens“ bezeichnet wird[12]); er ist daher wohl identisch mit dem schon 1294 ohne Beifügung des Familiennamens erwähnten bischöflichen Procurator dominus Johannes.[13]) Auch sein Sohn Konrad, Ritter und Bürgermeister zu Basel, begegnet uns 1363 — um dies gleich hier vorwegzunehmen — in derselben hohen, der eines modernen Ministerpräsidenten nicht unähnlichen Stellung. Wir sehen also die Bärenfels schon gleich bei ihrem ersten Auftreten als Inhaber der höchsten und wichtigsten bischöflichen Ämter, und es ist daher kaum anzunehmen, daß sie bis dahin in kleinen und untergeordneten Verhältnissen gelebt und nun sozusagen plötzlich aus dem sie bisher umhüllenden Dunkel emporgestiegen seien; es würde dies durchaus den Beobachtungen widersprechen, die wir bei den andern bischöflichen Dienstmannen-Geschlechtern machen. Wir müssen uns daher — da die Bärenfels bekanntlich ursprünglich Kleinbasler waren — auf der

[12]) Vergl. Trouillat III, Nr. 86 von 1309 IX. 19.
[13]) Vergl. Trouillat II, Nr. 441 von 1294 V. 8.



Suche nach ihren mutmaßlichen Vorfahren ebenfalls nach einem Kleinbasler Geschlechte des XIII. Jahrhunderts umsehen.

Ich glaube nun in den hochbergischen Vögten von Brombach die gesuchten Ahnen der Bärenfels gefunden zu haben. Nicht nur waren sie, gleich den Bärenfels, Bürger der kleinen Stadt, sondern Werner, Vogt von Brombach (genannt 1284—1293) bekleidete ebenfalls schon das Schultheißenamt daselbst, welches Amt dann, wie schon gesagt, auch die Bärenfels seit 1305 als bischöfliches Lehen während mehr als 80 Jahren in Händen hatten. Weiter besaßen beide Geschlechter neben den bischöflichen auch rötelnsche, später hochbergische Lehen, nämlich einerseits die Vogtei Brombach, andrerseits die Burg Steineck bei Wehr, in deren nächster Nähe und auf dazu gehörigem Grund und Boden wohl noch im XIV. Jahrhundert eine zweite Burg, die den Namen Bärenfels erhielt, entstand, nachdem eine ältere, oberhalb Äsch gelegene Burg gleichen Namens beim Erdbeben von 1356 zerstört worden war. Meine Ausführungen als richtig angenommen, hätten wir also als ältesten Ahnherrn der späteren Bärenfels den Ritter und Vogt zu Brombach Albert (genannt 1259—1265) gewonnen; welchem Geschlechte aber er wiederum entstammte, bleibt einstweilen noch im Dunkeln. Die bei den Bärenfels seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts meist gebräuchlichen Namen Arnold und Albert (Adelberg) machen eine Verwandtschaft mit den, ebenfalls im Kleinbasel ansässig gewesenen, Herren von Lörrach nicht unwahrscheinlich, doch wird dieselbe wohl von der Frauenseite her gewesen sein und die beiden Namen durch Verheiratung mit einer Lörrach an die Brombach, bzw. die Bärenfels gekommen sein. Auf eben diesem Wege sind dann einige Jahrzehnte später die beiden Namen, wie hier beiläufig bemerkt werden mag, von den Bärenfels an die Rotberg gelangt. Den Namen Lüthold haben natürlich sowohl die Brombach und Bärenfels als auch die



Lörrach von ihren Lehensherren, den Freiherren von Röteln übernommen.

Bevor ich weitergehe, habe ich aber zu gestehen, daß noch erhaltene Siegel der Vögte von Brombach aus den Jahren 1323 und 1364 meiner im Vorhergehenden aufgestellten Hypothese der Stammesgleichheit der Vögte von Brombach und der Herren von Bärenfels entgegenzustehen scheinen. Diese zeigen nämlich nicht etwa den bekannten Bären der Bärenfels, sondern einen Krebs.[14]) Es will dies aber nicht so viel sagen, wenn wir uns daran erinnern, daß auch die Münch noch mehr als 50 Jahre, nachdem sie eben diesen Namen angenommen hatten, mit dem alten Siegel der Glissen, aus welcher Familie sie bekanntlich hervorgegangen sind, siegelten.[15]) Der Unterschied zwischen hier und dort ist einfach der, daß — immer die Richtigkeit meiner Ausführungen vorausgesetzt — bei den Vögten von Brombach nur eine Linie den neuen Namen und damit auch das neue Siegelbild angenommen hat, während bei den München beide Linien. Ich halte es daher nicht für ausgeschlossen, daß Krebs (bzw. zem Krebs) der alte Name sowohl der Vögte von Brombach als auch der Herren von Bärenfels gewesen ist, wie Gliß derjenige der Vögte von Basel, der späteren Münch von Münchenstein und von Landskron.

Gleich wie neben den Herren von Bärenfels noch während 60 Jahren die mit dem Krebse siegelnden Vögte von Brombach erscheinen, so gehen neben den Münch sogar noch während voller 120 Jahre die mit der Meerkatze siegelnden Gliß einher[16]); wie wir nun aus dem Siegelbild der Gliß den Schluß ziehen dürfen, daß sie ursprünglich nach ihrem Hause, an dessen Fassade

[14]) Vergl. Kindler v. Knobloch: Oberbad. Geschlechterbuch I, sub voc. Brombach.

[15]) Vergl. Basler U.-B. I, Siegeltafel IX, Nr. 99.

[16]) Vergl. Socin: Mittelhochdeutsches Namenbuch, S. 317, nach dem liber censuum domus St. Leonardi Basiliensis.



wohl dieses Tierbild abgebildet gewesen war, „zur Meerkatze“ hießen, so dürfen wir auch aus dem Siegelbilde der Vögte von Brombach den ähnlichen Schluß ziehen, daß sie wohl ursprünglich den Namen „zem Krebse“ führten. Nicht mehr gleich ist dann freilich die Entwicklung im letzten Stadium gewesen, denn während die Vögte von Brombach — ähnlich wie die Ludevici von Hertenberg und die am Kornmerkt von Neuenstein — sich später nach ihrem neuen Burglehen den Namen von Bärenfels beilegten, gaben umgekehrt die Münch der von ihnen über dem Dorfe Geckingen bewohnten Burg, sowie diesem selbst den Namen Münchenstein, ganz ähnlich wie die Reich die ihnen vom Bischof zu Lehen gegebene Burg (Ober-Birseck?) nach ihrem Namen fortan Reichenstein nannten.

Wieder etwas anders ist das Verhältnis zwischen den beiden Familien der Geisrieme und von Uttingen gewesen, die beide dasselbe Siegel — einen fliegenden Fisch — aber mit sogenannten verwechselten Farben, führten, nämlich erstere einen roten Fisch in weißem, letztere umgekehrt einen weißen Fisch in rotem Felde. Geisrieme — gleichbedeutend mit Geisrippe = Tausendblume (Millefolium) — war der Übername einer Linie derer von Uttingen, wie Hurus derjenige der Herren von Schönau; der erste Träger desselben ist Ritter Konrad Geisrieme (zuerst genannt 1239, Schultheiß zu Minderbasel seit 1265), der erste von Uttingen — Gerhard — kommt 1226 zum ersten Male vor. Bis 1347 bestanden beide Linien nebeneinander, gleich wie also auch die der Vögte von Brombach und der Herren von Bärenfels und die der Gliß und Münch.

Wir kommen nun zu denjenigen Ministerialenfamilien, bei denen mit der Zeit das Amt geradezu zum Namen geworden ist; es sind dies die uralten Geschlechter der Kämmerer, Schenk, Marschalk, Truchseß, Vitztum, Kuchimeister, Brotmeister und Münzmeister oder Münzer. Von allen diesen Geschlechtern



haben aber allein die Marschalk und Vitztum eine längere Dauer gehabt, sind — namentlich erstere — im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerer Macht und höherem Ansehen gestiegen und sind schon sehr früh den ja eigentlich vornehmeren, ursprünglich dem Landadel angehörenden, dann aber in die Stadt gezogenen und hier in die Ministerialität übergetretenen Geschlechtern der Ramstein, Eptingen, Rotberg usw. völlig gleichgestellt worden. Daß aber noch lange, bis in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts, das Bewußtsein dieser verschiedenen Provenienz und ursprünglichen Standesungleichheit — die einen waren in die Ministerialität hinabgestiegen, die anderen innerhalb derselben emporgekommen — bei beiden Parteien noch durchaus lebendig war, zeigt sich in den bekannten, erst 1274 durch Rudolfs von Habsburg Vermittlung beigelegten schweren Kämpfen zwischen den beiden Rittergesellschaften der Sterner und Psitticher. Freilich wird sich die früher etwa ausgesprochene und zunächst allerdings auch sehr einleuchtende und ansprechende Vermutung, daß nämlich die Psitticher die ursprünglichen Dienstmannengeschlechter, die Sterner dagegen großenteils die ursprünglich Freien, die erst später in die Dienstmannschaft eingetreten sind, waren, kaum in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten lassen. Soviel können wir allerdings konstatieren, daß die Nachkommen des alten Landadels — so die Ramstein und Eptingen — sich zu den Sternern hielten, doch finden wir unter ihnen auch nicht wenige ursprüngliche und aus der ältesten Bürgerschaft hervorgegangene Ministerialengeschlechter, wie die schon früher genannten am Kornmarkt und Vitztum.

Neben den eben erwähnten sind von städtischen Geschlechtern hier noch zu nennen die Reich, Münch, Schaler, Vorgassen, Zerkinden, zer Sunnen, ze Rhein, von Frick, von Ufheim, von Titensheim und andere — also solche, die sich entweder



nach der Lage ihrer Gesäße nannten, wie die am Kornmerkt, ze Rhein, Vorgassen und die mit den Marschalk stammverwandten Schaler, oder nach Beinamen, wie die Reich, Münch und Pfaff, oder aber endlich nach ihrer ursprünglichen Heimat, wie die von Frick, Ufheim und andere. Allen aber war gemeinsam, daß sie keinen ursprünglichen zusammenhängenden, großen Grundbesitz zu eigen hatten wie die Ramstein, Eptingen und Rotberg, sondern daß sie erst später als Lehen vom Bischof oder auch vom Haus Österreich solchen erwarben, so die Münch Muttenz und das fortan nach ihnen Münchenstein genannte Geckingen sowie die Landskron, die Reich die ebenfalls nach ihnen genannte Burg im Birstale, die Schaler Leimen usf.

Über die Herkunft einiger dieser Basler Rittergeschlechter — so der Neuenstein, Bärenfels und Münch — ist schon die Rede gewesen; es möge mir nun gestattet sein, auch noch einer Vermutung über diejenige der Reich (später zubenannt von Reichenstein) Raum zu geben. Wie ich nämlich glaube, sind sie eines Stammes sowohl mit den Steinlin, aus welchem Geschlechte bekanntlich im Jahre 1252 der erste Basler Bürgermeister genommen wurde, als auch mit den Vorgassen, die gleich den Reich bis ins XII. Jahrhundert zurückzuverfolgen sind, währenddem der Name Steinlin erst 1210 zum ersten Male auftaucht. Mein Hauptargument für die gemeinsame Herkunft dieser drei Geschlechter beruht darin, daß sie alle drei dasselbe Siegelbild führten, nämlich die schräg gestellte und nach oben gerichtete Lanzenspitze. Daß „Reich" (lateinisch „Dives") ein ihnen wegen ihres Reichtums gegebener bloßer Übername ist, ist klar; der älteste Name des Geschlechtes scheint „de Gazza" oder Vorgassen gewesen zu sein; er bezeichnet die ursprüngliche Wohnstätte desselben in unserer Stadt. Ähnliche Namen sind am Kornmerkte, am Tor, de Rheno oder ze Rhein, d. h. am



Rheine. Steinlin nannte sich ein Zweig der Familie nach der curia magna, dem Steinhause oder der Burg zu Blotzheim, die nachweislich bis zu Ende des XIII. Jahrhunderts in ihrem Besitz war, und zwar, wie aus zwei Urkunden von 1282 und 1289 hervorzugehen scheint, als freies Allod.[17])

Die Trennung des Geschlechts in die drei Linien der Reich, Vorgassen und Steinlin muß übrigens schon sehr frühe erfolgt sein, da sie, wie gesagt, alle drei schon seit 1210 nebeneinander vorkommen. Ein Beweis aber dafür, daß der Heinrich Vorgassen, der Heinrich Reich und der Heinrich Steinlin — nebenbei gesagt alle drei Ritter —, denen wir um die Mitte des XIII. Jahrhunderts abwechslungsweise in den Basler Urkunden begegnen, nicht eine und dieselbe Person gewesen sein können wie z. B. Konrad Ludevici, Konrad zum Schönen Haus und Konrad von Hertenberg, liegt darin, daß sie in einer Urkunde von 1259 alle drei unmittelbar hintereinander als Zeugen aufgeführt werden.[18]) Der genannte Heinrich Reich folgte übrigens Heinrich Steinlin 1258 im Bürgermeisteramte; auch darin dürfen wir vielleicht einen Beweis dafür sehen, daß sie dem gleichen angesehenen Geschlechte angehört haben. Einen weiteren Hinweis dafür, daß auch die Vorgassen und Reich eines Stammes sind, können wir dann möglicherweise noch darin sehen, daß bei beiden Familien stetsfort die gleichen Namen Heinrich, Konrad, Hugo, Peter und Ulrich wiederkehren. Zum Schlusse füge ich noch bei, daß die Linie der Steinlin schon mit Heinrichs Sohn Johannes zwischen 1282 und 1289 wieder erlosch; seine Tochter — wohl das einzige Kind, da auf sie die Curia zu Blotzheim überging — hatte sich mit Ritter Walther von Ramstein verheiratet.

---

[17]) Vergl. Basler U.-B. II. Nr. 386 und 647.
[18]) Vergl. Basler U.-B. I. Nr. 371 von 1259. X. 14.



Wir wenden uns von den Rittern, die, wie wir gesehen haben, die Inhaber der bischöflichen Hofämter sowie der hohen städtischen Ämter, des Bürgermeister-, Vogt- und Schultheißenamtes, waren, zu den sogenannten Achtburgern, d. h. dem eigentlichen städtischen Patriziate, das zum weitaus größten Teile aus den reichen Kaufleuten hervorgegangen war. Zweierlei können wir bei denselben beobachten: erstens einmal den auffallend raschen Wechsel in den Geschlechtern: immer neue Namen tauchen auf, und wenn man die Achtburgerverzeichnisse aus dem XIV. und dem XV. Jahrhundert miteinander vergleicht, so erstaunt man, wie wenig Familien beiden Listen gemeinsam sind. Bei den meisten der späteren, erst im XIV. und XV. Jahrhundert emporgekommenen Familien lassen sich die verschiedenen Stadien der Entwicklung noch im einzelnen verfolgen; von einem besonders typischen Falle — den Ludevici, genannt von Hertenberg — ist schon gesprochen worden, von weiteren Beispielen wird im folgenden noch die Rede sein. Das zweite Moment, das uns auffällt, ist die Beobachtung, wie frühe schon Connubium zwischen den beiden Ständen der Ritter und Achtburger eintrat, und zwar nach beiden Seiten hin, indem sowohl Ritter Töchter von Achtburgern heirateten wie auch umgekehrt; auch davon haben wir schon — ebenfalls wieder bei den Ludevici — ein sprechendes Beispiel gesehen.

Ich will nun zunächst — nur ganz kurz — die Entwicklungsgeschichte einiger der bekannteren Basler Achtburgergeschlechter vorführen; wir werden dabei bemerken, wie sie verschiedenster Herkunft waren und ursprünglich den verschiedensten Ständen angehört hatten, ferner, wie eine nur ganz verschwindend kleine Anzahl aus ihnen es bis zum Ritterstande gebracht hat; auffallenderweise sind es — mit alleiniger Ausnahme der Sürlin — aber gerade die jüngsten Geschlechter: nämlich die Offenburg, Schlierbach, Zeigler und Kilchmann, die letzten



drei dazu erst noch nur je in einem Gliede. 1383 ist Niklaus von Hegenheim noch Ratsherr zu Brotbecken, 1418 sein Sohn Hans Meister zu Safran und dessen Sohn Peter dann 1435 des Rats von Achtburgern. Einer anderen Bäckerfamilie entsprossen die Meyer von Baldersdorf: Heini Meyer, genannt von Baldersdorf, war von 1425—1445 ebenfalls Ratsherr zu Brotbecken, sein gleichnamiger Sohn war zu Hausgenossen zünftig (aber nicht des Rats) und dessen beide Söhne, Michael und Hans Bernhard Meyer von Baldersdorf beschlossen beide ihre politische Karriere als Ratsherren von Achtburgern, ersterer allerdings, nachdem er vorerst noch während fast 40 Jahren als Vertreter der Hausgenossenzunft im Rate gesessen hatte. Ebenfalls ursprünglich Bäcker waren bekanntlich die Kilchmann, von welchen der Basler Stammvater 1440—1453 ebenfalls abwechslungsweise Ratsherr und Meister zu Brotbecken war; schon sein Sohn Ludwig aber war von der hohen Stube in den Rat geschickt worden, wie — noch vor ihm — auch dessen Sohn Hans, der, nachdem er 1496 zu Jerusalem den Ritterschlag empfangen hatte, seit 1498 des Rats von Rittern war.

Allerdings können wir nur in den allerseltensten Fällen Achtburgerfamilien nachweisen, die aus dem eigentlichen Handwerkerstande hervorgegangen sind; weitaus die große Mehrzahl derselben sind schon bei ihrem ersten Auftreten entweder Kaufleute und Wechsler oder Weinleute und Krämer, d. h. gehörten also schon damals einer der vier sogenannten Herrenzünfte an; dies ist der Fall mit den von Laufen, Waltenheim, Murer, Sevogel und anderen. Die zuletzt genannten Sevogel zwar vermögen wir vielleicht noch weiter, nämlich bis in ihre ersten bäuerischen Uranfänge zurückzuverfolgen, indem das älteste Klingentaler Urbar von Kirchen von Gütern des Klosters in diesem Dorfe unter anderem auch aufzählt:



„ein halb jucherte, lit under Sewe (d. h. unterhalb des Sees), nebent Vögellis guete“; es ist dies offenbar dieselbe Zelge, die wenig später als „nebent des Sevogels guet“ gelegen bezeichnet wird und 1342 „nebent Heinrichs Sevogels guet“. Ein Flurnamen „im Seeboden“ existiert noch heute zu Kirchen[19]), so daß ein Zweifel an der Identität der Vögeli mit den späteren Sevogel kaum mehr möglich ist. Übrigens kommt der eben erwähnte Heinrich Sevogel schon 1329 auch in Basel vor; er ist der erste bekannte Stammvater des Geschlechtes in unserer Stadt.

Nach den Herrenzünften kamen dann zunächst die offenbar sehr einträglichen Berufe der Bäcker — aus denen also die Hegenheim, Meyer von Baldersdorf und Kilchmann hervorgegangen sind — und Metzger, zu denen von späteren Achtburgergeschlechtern anfänglich auch die später zur Papierfabrikation übergetretenen und durch diese reich gewordenen Halbisen (dem Namen nach zu schließen ursprünglich wohl Schmiede) gehörten. Ursprünglich Sattler waren die zem Luft, Gerber die von Brunn, Apotheker die Offenburg und Schreiber die Zeigler. Der erste bekannte von Efringen, Konrad (erwähnt 1331), war Meier („villicus“), d. h. Verwalter der Güter zu Efringen irgendeines Basler Stiftes, wahrscheinlich des Stiftes St. Peter[20]); „von Efringen“ ist bei seinen Nachkommen also weder Herkunftsbenennung noch Herrschaftstitel (wie z. B. von Eptingen), sondern die zweite Hälfte einer ursprünglichen Amtsbezeichnung wie „von Knonau“ des Meyer v. K.

---

[19]) Laut gütiger Mitteilung von Herrn Pfarrer J. Schmidt in Kirchen, der mich auch auf das genannte Urbar aufmerksam gemacht hat.

[20]) Vergl. Rieder: Römische Quellen zur Konstanzer Bistumsgeschichte, Nr. 925, woselbst 1331 III 19 genannt wird „Conradus Conradi villici de Effringen, canonicus Curiensis.“



Von verschiedenen Familien wissen wir nur deshalb, weil ihre Glieder gelegentlich den Junkertitel führten, daß sie überhaupt Mitglieder der hohen Stube waren, da sie nie von derselben in den Rat geschickt worden sind; zu diesen gehören die Wiler, Eberler, zem Luft, Halbisen und Meyer zum Pfeil. Die Tatsache, daß sie zu gleicher Zeit, da sie als Vertreter irgendeiner Zunft im Rat saßen, auch den Junkertitel führten, ist meiner Ansicht nach ein Beweis dafür, daß sie bei den Achtburgern wenigstens Stubenrecht besaßen, andererseits bildete diese Stubengemeinschaft mit dem Patriziate für diese Familien wieder die erste Stufe zu weiterem Emporsteigen auf der sozialen Leiter. Die Verfassungsänderung von 1515 und wenige Jahre später die Durchführung der Reformation, welche ja bekanntlich außer einer kirchlichen zugleich auch eine politische Bewegung mit stark demokratischer Tendenz war, bereiteten dann dieser Entwicklung ein jähes Ende und verhinderten, daß ein neues Patriziat sich bildete aus den Familien, die entweder schon Stubenrecht bei den Achtburgern besaßen — wie also die Eberler, zem Luft und Meyer zum Pfeil — oder die durch ihre Verschwägerung mit dem Adel oder die Erwerbung herrschaftlicher Landsitze im Begriffe waren, diesen letzten Schritt zu tun; zu diesen Familien sind die Bär, Iselin, von Brunn, die ja in einem Gliede in der Tat als Achtburger im Rate saßen, sowie die Bischoff, Meyer zum Hasen und Holzach zu zählen.

Eigentümlich ist das Verhältnis bei den Zscheggenbürlin: Hug zem Dracken genannt Zschaggeburra, der erste aus dieser lombardischen Wechslerfamilie, der aus dem die ersten Anfänge dieses Geschlechtes umhüllenden Dunkel deutlicher hervortritt, war in den Jahren 1358, 1360 und 1368 des Rats von Achtburgern; von seinen Söhnen saß der eine — Henmann, ebenfalls Wechsler und zugleich städtischer Münzmeister — sowohl



von der Hausgenossenzunft als auch von der hohen Stube im Rate; von ersterer 1372 bis mindestens 1390 und wieder 1404 bis zu seinem Tode 1411, zwischenhinein aber — bezeugt ist es nur für das Jahr 1402 — auch von jener. Wir ersehen daraus nicht nur, daß die Zscheggenbürlin schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts Stubenrecht bei den Achtburgern besaßen, sondern weiter auch, daß sie in erster Linie eben doch immer Geschäftsleute waren und blieben, die es nicht über sich brachten, ihrer gesellschaftlichen Stellung zuliebe auf die Weiterführung ihres blühenden Bankgeschäftes zu verzichten; sie konnten sich nicht dazu entschließen, nach Aufgabe ihres Geschäfts als berufslose „Müßiggänger“ — wir würden heutzutage sagen als „Rentiers“ — sich ganz den Achtburgern anzuschließen, auch nicht, nachdem sie durch glückliche Spekulationen ein Vermögen zusammengebracht hatten, wie ein solches damals in keiner anderen Basler Familie nachweisbar ist. Des weiteren ist bei den Zscheggenbürlin auffallend, wie sie ihr großes Vermögen nicht zur Erwerbung von Herrschaften verwendeten, und weiter, wie sie auch bei ihren Allianzen den soliden Geschäftsmann dem sozial höher stehenden aber dem finanziellen Ruin entgegensehenden Junker vorzogen; sie dürften mit diesen Anschauungen um jene Zeit so ziemlich allein gestanden haben. Andrerseits aber haben sie dadurch auch auf eine Entwicklung verzichtet, wie sie die Medici in Florenz, die Fugger in Augsburg oder, um näherliegende Beispiele zu nennen, die May in Bern und also im kleinen auch die Ludevici in Basel durchgemacht haben — alles Geschlechter, die aus ähnlichen Anfängen hervorgegangen sind wie die Zscheggenbürlin.

Bevor wir weitergehen, noch ein Wort über die Offenburg, die allerdings den Weg gegangen sind, den die Zscheggenbürlin verschmäht haben. Stammvater des Geschlechts in Basel ist bekanntlich der 1389 verstorbene Apotheker Albrecht Offenburg;



doch erst sein Sohn Henmann wurde 1393 hier Bürger. Dieser letztere ist es auch, der den Glanz der Familie begründet hat. Interessant ist nun schon seine politische Laufbahn: seit mindestens 1406, wahrscheinlich aber schon viel früher — leider fehlen uns die Ratslisten von 1384—1404 — bis 1423 ist er Ratsherr zu Safran, seit 1413 dazu auch Oberstzunftmeister, von 1423—1434 sitzt er schon als Achtburger im Rate, endlich von 1435 bis zu seinem 1459 erfolgten Tode als Ritter, so daß er also während fast 60 Jahren dem Rate angehört hat, und zwar sowohl als Zünftler wie auch als Achtburger und als Ritter. Seine dominierende Stellung hatte aber weniger darin ihren Grund als in der schon 1413 erfolgten Ernennung eines königlichen Rates und Dieners; doch ist hier nicht der Ort, näher auf seine vielen politischen Missionen einzugehen, die er während seines langen Lebens bald im Auftrage des ihm auch persönlich sehr nahestehenden Königs, bald in demjenigen der Stadt ausführte. Wiederum ganz im Gegensatz zu den Zscheggenbürlin aber suchte er auch, wo er konnte, Herrschaften und Herrschaftsrechte zu erwerben, so schon 1417 das Schultheißenamt zu Mülhausen, 1428 die Herrschaften Schauenburg und Böckten, 1431 Augst, 1432 die Dörfer Frenkendorf und Füllinsdorf, usw. Auffallend aber ist, daß er eigentlich unter seinem Stande geheiratet hat, nämlich die Tochter des allerdings recht vermöglichen Sarwirkers Henman Kupfernagel; es ist dies um so auffallender, da, wie wir nun wissen, seine Vorfahren schon dem Patriziate der alten Reichsstadt Villingen angehörten, wo sie seit dem Anfange des XIII. Jahrhunderts nachzuweisen sind.[21]) Auch hat offenbar schon sein Vater Albrecht dem Erzhause Österreich nicht unwichtige Dienste geleistet, da sich 1387 Herzog Albrecht zugunsten seines damals erst achtjährigen

[21]) Vergl. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins VIII. S. 117. (Urkunden und Regesten zur Geschichte der Stadt Villingen.)



Sohnes Henman für eine Wartnerstelle beim Abte von St. Blasien verwendete.[22])

Wir kommen zum letzten Teile unserer Arbeit, der sich mit dem Connubium zwischen Adel und Bürgertum im XV. Jahrhundert befassen soll; von Beispielen aus früherer Zeit ist schon weiter oben die Rede gewesen. Die Beweggründe, die zu solchen Mißheiraten führten, sind die gleichen wie noch heutzutage: bei den Söhnen des Adels die Notwendigkeit reicher Heiraten, die ihnen ein standesgemäßes Leben ermöglichen sollen, und bei den Bürgersöhnen gewöhnliches Strebertum und die Sucht, es dem Adel womöglich gleichtun zu können. Ein interessantes Beispiel ersterer Art, allerdings erst aus dem beginnenden XVI. Jahrhundert, haben wir in den drei Ehen des Junkers Christoph von Staufen, dessen erste Gemahlin eine Gräfin von Lupfen gewesen war, Agnes, die Tochter des Grafen Heinrich und der Gräfin Helena von Rappoltstein. In zweiter Ehe verheiratete er sich dann zu Basel mit Katharina von Brunn, der Tochter des Gerbers Hans von Brunn und der Agnes Zschudy, einer Base und Erbin des kinderlos verstorbenen reichen Junkers Morand von Brunn. Dieser letztere Umstand wird ihm auch die Eingehung dieser Ehe wünschenswert gemacht haben; er wurde durch dieselbe, wie beiläufig bemerkt werden mag, Schwager von Urs Graf. In dritter Ehe endlich vermählte sich Junker Christoph von Staufen mit der damals schon recht ältlichen Barbara David, der Tochter des ebenfalls sehr reichen Wechslers und Ratsherrn Konrad David; er war ihr fünfter Ehemann (!)

Und nun noch zwei charakteristische Beispiele aus dem XIV. und dem XV. Jahrhundert. Das erste betrifft den 1374 verstorbenen Freiherrn Rutschmann von Ramstein, einen

[22]) Vergl. Thommen: Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven II, Nr. 227 von 1387. XI. 21.



jüngeren Bruder des Bischofs Imer von Ramstein und des mit Markgräfin Agnes von Hochberg verheirateten Thüring. Er hatte sich — wohl erst kurz vor seinem noch in sehr jungen Jahren erfolgten Tode — mit einer Basler Bürgerstochter, Adelheid Schlatter, verheiratet, die sich in zweiter Ehe mit einem Freiherrn von Hasenburg vermählte und in dritter Ehe mit einem leibeigenen Bauernburschen aus dem zur Herrschaft Ramstein gehörigen Dorfe Bretzwil, den sie dann zum Vogte auf Gilgenberg, woselbst sie in ihren letzten Lebensjahren scheint gelebt zu haben, erhob.[23]) Eine ähnliche Ehe ging — ebenfalls in ihrem hohen Alter — einige Jahrzehnte später Ursula von Geroldseck-Lahr, die Witwe des letzten Freiherrn von Ramstein, ein, indem sie sich mit einem Müller zu Sarnen, namens Aschwanden, verband.[24]) — Das andere Beispiel, von dem ich noch kurz sprechen möchte, betrifft den Konrad Münch von Löwenberg; schon seit 1479 erscheint er verheiratet mit Hiltgard Beck, einer Mülhauser Bürgerstochter, die dann nach seinem Tode zu Anfang der neunziger Jahre eine zweite Ehe einging mit einem Knechte von Münchenstein namens Konrad Mulisen. 1494 begaben sich dieser Konrad Mulisen und seine Ehefrau Hiltgard „wilent Cunrats Münch von Münchenstein genant von Löwenberg seligen verlaszen wittibe" nebst ihren beiden Söhnen Simon und Jakob Mulisen in die Leibeigenschaft miner gnedigen Herren von Basel, worauf Mulisen vom Rat als Stadtsoldner mit einem Wochenlohn von 1 ℔ und 2 Schilling angestellt wurde.[25])

Gehen wir zu den Ehen zwischen Bürgersöhnen und adeligen Damen über; dafür haben wir aus dem XV. Jahrhundert drei besonders lehrreiche Beispiele, erstens einmal die Ehe

[23]) Vergl. Genealog. Handbuch I. S. 348/49 und 375/76.

[24]) Vergl. Liebenau in Kathol. Schweizerblätter, N.-F. XVI: Schultheiß Heinrich Haßfurter von Luzern.

[25]) Vergl. Basler U.-B. IX, Nr. 172 von 1494. XII. 2.



Mathis Eberlers mit Margaretha von Geroldseck, die ich bei anderer Gelegenheit einmal behandelt habe[26]); ferner diejenige des Onofrion Jungermann, zu der ihn, wie wir von dem Berner Chronisten Valerius Anselm erfahren, sein verblendeter, der Großmannssucht verfallener Vater recht eigentlich nötigte. Die Geschichte nahm dann auch das Ende, das sie nehmen mußte, indem der neugebackene Junker in der Schlacht bei Dornach, die er auf kaiserlicher Seite mitmachte, zugleich mit einem großen Teile seiner nunmehrigen Standesgenossen von den Eidgenossen erschlagen wurde. Leider hat uns Valerius Anselm den Namen seiner Frau nicht überliefert.

Das dritte Beispiel endlich, von dem ich sprechen möchte, ist die Ehe des Metzgers Hans Bischoff mit Clara v. Wunnenberg, die darum für uns besonders interessant ist, weil wir die ganze Vorgeschichte derselben noch kennen. Hans Bischoff ist zu Ende der 1440er Jahre geboren als Sohn des Metzgers und Ratsherrn Heinrich Bischoff und dessen zweiter Ehefrau Margaretha Hanfstengel, die sich in zweiter Ehe mit Augustin Wald, Schultheiß zu Neuenburg am Rhein, verheiratete. Gleich Vater, Großvater und Urgroßvater war auch er Metzger und zugleich Sechser seiner Zunft. Zusammen mit seinem älteren Bruder Peter hat er sich später — in den 1480er Jahren — an einem Aufstandsversuch gegen das nach ihrer Meinung viel zu oligarchisch geschlossene Stadtregiment beteiligt und hatte schließlich sogar im Bunde mit einigen Adligen aus der Umgegend, denen eine solche Gelegenheit, unter einem gewissen Scheine von Recht zu plündern und zu rauben, willkommen war, der Stadt eine regelrechte Fehde angesagt, die erst 1485 mit seinem noch in jungen Jahren erfolgten Tode ihr Ende fand.[27])

[26]) Vergl. Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde II, S. 246 folg.

[27]) Vergleiche Basler Beiträge zur vaterländ. Geschichte, XV, S. 401 folg.



Soviel über die späteren Lebensschicksale von Hans Bischoff. Ich erlaube mir, im folgenden die ganze Darstellung seiner Verlobung mit Clara von Wunnenberg im Wortlaute aus dem Urteilsbuche von 1481 vorzulegen: „Zwüschend Hans Bischoff an eim und Augustin Wald, sinem stieffatter, am andern teil. Als Hans Bischoff offnet wie der wirdig her Burkhart Hanffstengel, der vicari, sin lieber her und vetter (d. h. Oheim) selig, in vergangnen ioren zu im kommen und geseit, er welte im ein wyb — nemlich sin yetzige gemahel — zů einem wybe schaffen und gefragt, wie im die gefiele, dem er geantwurt, er were in dem vergangnen krieg (gemeint sind die Kämpfe, die alsbald nach Karls des Kühnen Tod zwischen Ludwig XI. von Frankreich und dem burgundischen Erben, Erzherzog Maximilian, ausgebrochen waren) gefangen worden, deß um sin hab und zů großem kosten und schaden kommen, so wyt dz er sin hantwerk furer ze triben nit vermocht, ob er daruber ein edel wyb nemen, möchte im ze swer werden. Dawider sin her selig geredt, er habe gůtz gnůg fur sy beide und er welte im sin huß iar und tag spisen, sine schulden bezalen, ein bargelt under handen geben, damit er sin hantwerk getriben möcht, im dazu den bruttloff usrichten, und in damit hinder sin frowen bracht. Dwil nun derselbig sin her selig mit tod abgangen und der genant Augustin und sin můter sich sins verlaßnen erbs underzogen, hoffte er, sy in um söliche stuck uswysen sölten ob och sin můter und sin stieffvatter geleben, da ein söliche verheißung bescheen wol und gůt wer. Dawider Augustinus anttwurt, es were kundig wie der vicari selig und Hans Bischoff einander bewant gewest, und möchte och sin, ob Hans sich in sinem willen gehalten, im were villicht vil gůtz von im bescheen."

Dies ist nun aber eben nicht geschehen, sondern Hans Bischoff hatte sich mit der Zeit zu einem argen Wüstling, Rauf-



bold und Verschwender ausgewachsen und war daher von seinem Oheim Hanfstengel wieder enterbt worden. Es ward darum auch „nach clag, anttwurt, verhörung beider teilen kuntschafften“ 2c. „erkant, dz Augustin Wald und sin (d. h. Bischoffs) mûter von Hans Bischoff gedachter clag lidig und enbrosten sin sölten.“ Auch seine Ehefrau, die Tochter des früher in Basel wohnhaft gewesenen Junkers Bartholomeus von Wunnenberg, eines der 60 Adligen, die 1445 für ewig aus der Stadt verbannt worden waren, weil sie zur Zeit des Armagnakenkrieges sich zu ihren Feinden gehalten hatten, genoß übrigens nicht des besten Renommees, unterhielt sie doch auch noch nach ihrer Vermählung mit Bischoff, wie dieser schon 1479 vor dem Rate zu Colmar klagte, mit ihren ehemaligen Verehrern Walther Kußpfennig und Hans Hüter von dort unerlaubte Beziehungen und empfing Buhlbriefe von denselben. Offenbar war eben Hanfstengel in dem Bestreben, seinem Neffen eine vornehme Frau zu verschaffen, nicht gerade peinlich bei der Auswahl gewesen. Hier wie im Falle Jungermann rächte sich dieses charakterlose und wenig selbstbewußte Herandrängen an das damals im ganzen doch schon ziemlich versimpelte und heruntergekommene Patriziat auf das schlimmste. Allerdings gibt es auch hier Ausnahmen, und eine solche war die im Jahre 1529 geschlossene Ehe des damals erst 22jährigen Heinrich Falkner mit Ursula vom Stein aus Bern, der Tochter eines ehemaligen Kriegskameraden aus den Mailänderkriegen seines Vaters Ulrich, des Ritters Sebastian vom Stein und der Theodosia von Büttikon.





Der Aufenthalt eines Basler Kaufmanns in Paris im Jahre 1701.

Von August Huber.

Der Verfasser der Reisebeschreibung, von der wir auf nachfolgenden Blättern einen Teil veröffentlichen, Hans Burkhard Respinger, erblickte als jüngster Sohn Leonhard Respingers, Pfarrers zu Wintersingen, und der Frau Ursula geborene Rippel, Nichte des Bürgermeisters Nikolaus Rippel, im Jahre 1674 das Licht der Welt. Er widmete sich dem Spezereihandel und verbrachte zu seiner kaufmännischen Ausbildung mehrere Jahre in Straßburg. Als Abschluß seines dortigen Aufenthaltes unternahm er im Jahre 1701 zur Erweiterung seiner Kenntnisse eine längere Reise, die ihn den Rhein hinab, durch Holland und die spanischen Niederlande führte. Dann ging er nach England und kehrte über Paris in seine Vaterstadt zurück. Wenige Jahre darauf, im Jahre 1705, vermählte er sich mit Anna Katharina Bavier, Tochter des Gedeon Bavier und der



Ursula Leucht. 1712 kaufte er das Haus zum Berner an der Freienstraße (jetzt die Kiefer'sche Liegenschaft Nr. 23), das bis zum Jahre 1832 im Besitze seiner Nachkommen blieb. Er starb im Jahre 1738 und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter, nämlich Hans Burkhard, der ledig blieb, Ursula, die sich mit Johann Jakob Obermeyer, dem Handelsmann, verheiratete, Anna Katharina, die spätere Frau des Johann Balthasar Stähelin, und Leonhard, den Stammhalter eines jetzt noch blühenden Zweiges der Familie.

Gleich nach seiner Heimkehr von der großen Reise muß er die sorgfältig und gewissenhaft abgefaßte Beschreibung zu Papier gebracht haben, denn seine Schilderungen lassen vielfach noch den frischen Eindruck von unmittelbar Erlebtem spüren. Die Partie, die hier wiedergegeben wird, enthält die Erzählung von dem, was er in Paris und Umgebung gesehen und erlebt hat. Wir dürfen nun nicht erwarten, daß der 27jährige Basler Kaufmann einen besonderen Sinn für Kunst und Wissenschaft bezeuge; das Sachliche und Persönliche steht ihm im Vordergrund des Interesses. Als Kind seiner Zeit geht ihm natürlich aller Sinn ab für die Baukunst des Mittelalters, während er an den damals modernen Bauten, wie dem Dom des Invalides oder der Kirche von Val-de-Grâce großen Gefallen findet.

Sein Denken und Fühlen mag typisch sein für den Basler Kaufmann seiner Tage, daher seine Aufzeichnungen nicht ohne Wert sind für die Kenntnis der geistigen Bildung unserer Vorfahren zur Zeit Ludwigs XIV. Was den Stil des Verfassers betrifft, so ist er vielfach recht ungelenk und holprig, man fühlt, der Schreiber ringt mit dem Ausdruck. Besondere Schwierigkeiten bereitet ihm der Satzbau, da weiß er sich oft nicht zu helfen. Immerhin gelingt es ihm zuweilen, recht anschaulich und nicht ohne Humor seine Erlebnisse zu schildern.



Diesen einleitenden Worten ist nur noch zum bessern Verständnis des Textes die kurze Bemerkung beizufügen, daß Respinger von Straßburg aus in Begleitung eines andern jungen Basler Kaufmanns, Theodor Werenfels (1665—1709), seine Reise antrat. In den Niederlanden schloß sich ihnen noch ein Basler, ein Mitglied der Familie Birr, an. Dieser letztere sowohl wie Werenfels blieben länger in England als Respinger, der im Verein mit zwei Ulmer Kaufleuten, Eberhard Marchdaller und Peter Ruland, und einem Eßlinger, Peter Pistorius, voraus nach Frankreich ging. Erst in Paris holten die in England zurückgebliebenen Basler ihren Landsmann wieder ein.

Nachdeme wir nun mit unserm schiff, so nichts alß tabackh geführt zue Dieppe angelangt, haben wir unsere hardes in die domaine müssen tragen lassen, allwo selbige, absonderlich was von büchern undt Englischen waahren, scharff visitirt undt, so man etwas dergleichen findet, weggenommen wirdt. Daraufhin haben wir im Schwahnen zue mittag gespeißt undt hernach in- undt außerhalb der statt herumb spatziert, da wir dann mit bedauren gesehen, wie die statt wegen des grausammen bombardements[1]), so selbige im letsterem krieg von der Englischen seeflotten erlitten, fast umb die helffte neuerbaut. Die fortification sowohl des schlosses alß seehafens undt der statt ist nicht gar considerabel wie Dünkirche oder Havre de Grace. In der situation gleichet es Douvres nit übel, aber die gebäu alhier seindt mehr à la moderne gebaut. Allhier solle das helffenbein undt deßen verarbeitung am wohlfeylsten seyn, weßhalben zwar in etlichen läden nachgefragt, aber nicht wohl-



feyler dann in Holl= und Engelland befunden. Auch werden alda schöne weiße spitzen gemacht[2]), und sitzen vor allen häusern weibsbilder truppenweiß sowohl frauen als jungfrauen, gleich zue Antwerpen und noch mehr, so daran arbeiten. Deren habe par hazard 2 stückli extra feine erkaufft, so man mir von der laden abgeschnitten.

Diesen abend seindt wir, weylen uns die schenckhel von der schiffarth zum teihl noch grämpfig waren, bey schönem wetter zue fueß pour Rouen abgereißt undt haben unsere hardes auf die fuhr geben außer einem danister mit proviant, dessen wir wegen geschwinder überfahrt aus Engelland noch ein zimb= liches übrig hatten, so wir uns nachtragen lassen, alß warmit wir uns auf dieser zu fueß reiß zimblich wohl ergötzten, dann wir hatten under anderm schön Englisch brot, butter, käß, ge= räuchte ochsenzungen, feigen, mußcaden, nägelin, hertzzuckher, citronen, pomerantzen, Spannischen weißen und Portugesischen rohten wein, frantzenbrantenwein undt genevre. Ließen uns also keinen mangel, sondern reißten vergnügt undt in frölichkeit durch die Normandie, welches ein recht fruchtbares undt agreabel land ist, sonderlich an menge der fruchtbaren bäumen, dahero man daselbst aus mangel des weinwachses sehr viel seider[3]) zu machen pfleget, so anstatt weins getrunckhen wirdt. Undt kost die maas, so groß ist, 3 à 4 stüber, allein er kombt dem Englischen seyder, so wir in London à 6 stüber getrunckhen, en beauté bey weitem nicht zue. Hier zue land habe seit meiner gantzen reiß von Cölln aus wiederumb gueth wasser getrunckhen undt angetroffen, dann inn Holl= undt Engelland alls wasser sehr matt. Diese nacht lagen wir zue Bellmeny[4]) in einem dorff aus mangel bethern im stroh in einem stahl. Und weil alda nichts zu haben ware alß seyder und schwartzbrot, kam uns unsere schiffsprovision über die maßen wohl zustatten. Des folgenden morgens seind wir mit der sonnen aufgang in



der kühle fortmarchirt undt gegen 6 uhr in der statt Rouen angelangt, welches zimblicher maßen zwischen den bergen ligt, undt man die statt schier nicht siehet, biß man darzukombt. Man muß zimblich gech hinundergehen. Selbige ligt an der Seine fluß und hatt ringsherumb schön fruchtbares feldwerckh. Ist, wie ich glaube, eine der schönsten stätten in gantz Franckh-reich außer Pariß undt Lyon.

Ich hatte einen recommendationsbrieff von herrn Her-mann Oliviers aus Londen bey mir an monsieur Guillaume Gumenau, welcher uns seinen buchhalter zugeben undt alles remarquables in der statt weisen lassen. Under anderm ist alda merckhwürdig l'église cathedrale de nostre Dame, so 3 schöne thürn hatt, deren der mittler eine schöne piramide machet von holtz undt bley überzogen[5]), der ander viereckhig, der dritte[6]) obenher eben, innenher aber wie ein zuckherhuet, in welchem die berühmte große glockhe[7]) hanget, so einiger meynung nach die zue Erfurth übertreffen soll. Sie hatt im umkreiß 42 schuh, halt an gewicht 38 à 40 000 ℔, wirdt in einem raad getretten von 24 männern undt zwar nur an hohen vesttagen. Selbige wurde von cardinal d'Amboise gestifftet, dessen begräbnus[8]) auch nebst vielen andern in dieser kirch zu sehen. Innwendig dieser kirch findet sich keine sonderliche zierd oder raritet außer den saubern mössingenen chorgättern. Die zweyte kirch nach der großen ist l'église St. Anthoine, in welcher nicht ein einige saul stehet, dahero sie auch viel heiterer und lieblicher alß die cathedrale. Solchemnach besahen wir das refectorium der Bene-dictiner mönchen de l'abaye St. Ouen undt andere gelegenheit des klosters. Es finden sich zue Rouen 32 paroisses, 130 klöster und capellen; so ist auch das parlament dieser statt eines der berühmtesten in Franckhreich undt hatten wir das glückh in demselben hören zu pleidiren, welches mich vor allem andern sehr lustig dunckhte. Man zeiget auch ein großes uhrwerckh



auf demjenigen thurn, allwo die silberne glockh, befray[9]) genannt, hanget. Von diesem thurn kann man die gantze statt undt deren situation sehr wohl übersehen. Überdieshin seind wir auch vor das thor gegen dem wasser spatzieren gangen, allwo die schiffe nacher Pariß abfahren, auch über die gepflasterte schiffbruckhen gegen der promenade, le Cours genannt, welche den Cours de la Reine in Pariß übertreffen soll. Von dannen giengen wir über den platz an der riviere, allwo die kauffleuth bey schönem wetter zusammenkommen, auch auf die Beurs, da selbige beym regenwetter hingehen, welches ein großer saal, in welchem die meiste könige von Franckhreich in contrafait stehen, an denselben man die vor mehr dann 500 jahren undt zwar seit anno 1200 in übung geweßte altfränckhische kleydertracht mit verwunderung ansiehet, welche teihls der der baurenkleidung in Holland nicht übel gleichet. Gegen dem wasser zue ligt ein schloß mit einem graaben umbgeben undt einer bastion undt halben mohnd, in demselben wohnt der stattcommendant undt in dessen abwesenheit der lieutenant du roy. In dieser statt wird wegen der vorbeyfließenden Seine große handelschafft getrieben, zumahlen auch vielerley estoffes, porceline, handtschuh, strümpf undt spitzen fabricirt. Auch ist der bekante fleckhen Elbeuf, allwo die draps d'Elbeuf gemachet werden, nur 5 stundt von dannen entlegen. Wir logirten dans la rue de la Milite[10]) à l'image de st. Jean, allwo wir wohl undt im preiß leydenlich waren. Hierauff seindt wir den folgenden morgen den 9ten july um 5 uhren zu wasser gesessen und in einer überaus angenehmen gegend an mehr dann 15 gleichen bergen, deren jedwederer mit einem tahl von dem anderen separirt war, hindurch gefahren. Undt weylen dieser fluß sehr viel krümmungen und detour hatt, pflegt man bald zu gehen, reiten undt fahren, welche dryerley gattungen zu reysen wir auf dieser route von Rouen biß St. Germain[11]) versucht haben.



Und sahen in selbiger gegend wiederumb die ersten weinberge, dann in Holland undt Engelland keine zu finden. Underwegs zue Rolle[12]) haben wir la princesse d'Arcourt de la maison de Lorraine[13]), so sonsten zu Versaille sich aufhält, rencontrirt, dieselbe hatte sich aus ihrer gautsch, weylen sie sehr übel zue fueß, auf den händen in das schiff tragen lassen. Des abendts umb 11 uhr setzten wir uns wieder zu schiff, la Fluite de Nuit genannt, darinnen über 100 persohnen und unter andern bei 15 säug-ammen ohne andere weiber waren, dahero man wegen ge-stankhs undt getöß die gantze nacht kaum bleiben konte. Ich meines teihls legte mich oben aufs schiff biß an den morgen, allwo sehr wohl geschlaffen gleich in einem bethe, undt dankhte gott für seine gnädige beschützung, daß nicht etwan im schlaaff herundergefallen. Diesen tag gegen 10 uhr seindt wir zue St. Germain glücklich angelangt, allwo wir uns wieder ein wenig ergötzt undt alda zue mittag gespeißt, nach solchem aber gleich dem schloß zu gegangen, umb den könig Jacobum II. aus Engelland[14]) zu sehen speisen, welches auch zu unserm glückh beschehen. Wir sahen denselben des abendts darauf auf der promenade undt nachts um 9 uhr bey dem nachtessen wieder-umb sambt der königin[15]), printz Vallis[16]) undt der prin-tzessin.[17]) Der könig trägt ein violbraunen rock, darauf an der linkhen seithe ein silberner stern, ein lange gelbe perrüquen. Selbiger ist lang von persohn undt aber sehr mager, ein lang-lecht gesicht ungefehr wie monsieur Labastie in Straßburg, alß welchen ihme am besten vergleichen kann. Die königin aber ist braunlecht, dem ansehen nach bei 40 jahr alt; der printz, ein herrlin von 12 à 13 jahren, hatt castanienfarbe lange haar, ein bleichlecht rundes gesicht, tragte ein schwartzes kleyd mit einem silbernen sternen auf der brust und ein blau hosenband. Die printzessin von 9 à 10 jahren ist auch zimblich braun gleich der königin, ihrer frau mutter, undt hatt wenig farb; der duc



de Berwick[18]), königs Jacobi natürlicher sohn oder bastart, ist ein langer rahner herr von 25 à 26 jahren, trägt ein lange schwartze perrüquen undt das blaue knyband. Er halt sich zwar bey hooff auf, aber er speißt nicht an der königlichen tafel gleich obigen zwei ehelichen vermeinten kindern. Es solle dieser König noch einen sohn[19]) haben, den wir aber nicht zu sehen bekommen. Das schloß undt garthen zue St. Germain seindt, wie leicht zu erachten royal, dahero auch zuweylen könige von Frankhreich darinn zu residiren pflegten. Solle von Francisco I. erbaut worden seyn, welcher auch das große Schloß[20]) auf dem freyen feld zwischen hier undt Pariß erbaut haben, wovon uns ein Französischer capitain, alß daselbst vorbey passirten, erzehlt, wie daß, alß ermelter könig Franciscus nach anzeig der historien von dem damahligen könig in Spanien gefangen undt nach Madrit geführt, auch endlich under anderm mit dieser condition wieder loosgelassen worden, daß er alle jahr einmahl sich zu Madrit presentiren solte, er diese list erdacht, darmit er in krafft seines eyds sich alle jahr zue Madrit einfinde undt dennoch nicht nacher Spanien reisen dörffte, dieses schloß erbauen lassen. Nahe darbey seindt die weltberühmten großen und fast unbeschreibliche wassermachines, durch welche aus der Seine eine menge wassers den berg hinauff biß nach Marly undt Versaille geleithet wirdt. Die statt St. Germain ist an sich selbst schlecht, in der größe wie Mülhausen; wir waren alda wohl logirt à la Croix blanche auf dem markht.

Von dannen seindt wir mit der landgautsch abgefahren undt zue Paris arrivirt, allwo uns gleich anfangs artig ergienge, dann, als wir vom bureau weggiengen nach dem faubourg St. Germain, verlohren wir einander undt ware der Peter[21]) bey mir und Paull[21]) bey herr Marchdaller, wußte also keiner den andern mehr zu finden biß abendts umb 7. uhr,



da Paull ungefehr den kerl angetroffen, so uns unsere hardes ins losament getragen, deme er 2 stüber gegeben, daß er ihne zue uns geführt. Undt waren wir anfangs au faubourg St. Germain en la rue des Quatre Vents à la belle image Remont 8 tage lang logirt, allwo wir gantz wohl, außer daß es ein wenig abgelegen. Nachdeme wir nun unsere sachen ausgepackht undt ein wenig in ordnung gebracht, haben wir ein tour in die statt getahn undt le Pont Royal bey den Tuillerie, le Pont Neuf undt le Pont Couvert[22]) sambt dem alt und neuen Louvre besehen, le palais d'Orleans oder anjetzo Louxembourg, so ein prächtig gebäu sambt einem schönen großen lustgarthen, darein jederman nach belieben gehen darff; undt des abendts besahen wir la Thuillerie, ein großes königliches gebäu sambt einem der schönsten lustgärthen[23]) in Pariß. Selbiger ligt nahe bey der Seine an der Pont Royal und meritirt wohl, daß man viel rühmens darvon mache. Außerhalb stehen alle abend du temps de la promenade über 150 gautschen undt innenher im garthen selbs winselt es von vornemmen leuthen beyderley geschlechts. Es seindt drei bains d'eau darinnen, auch etliche säulen darauff sauber gehauene bilder stehen, aber sie gleichen denjenigen im schloßgarthen zu Hemtoncourt[24]) in Engelland bey weitem nicht sowohl an zierlich- alß kostbarkeit, weilen selbige vom reinsten weißen marmor, diese aber nur von stein gemachet seind. Sonsten ist auch dieser garthen von schönem grünem gehäg, wie dergleichen lustgarthen pflegen geziert zu seyn: ein sauberes theatrum, darauff man commödien spiehlen kann, alles von gehäg umbwachsen, wie ein anderes zum sitzen vor die leuth, wie auch zum agiren. Von obenher hangen die castanienbäum darüber, seindt aber, weil sie bitter, nicht zu genießen; es ist alles nach proportion von mauerwerkh erhöcht undt vornen mit grünem reiß bewachsen: in summa es ist ein sehr rahres stuckh.



Folgendts besahen wir die vornehmste kirch l'esglise de Nostre Dame, von deren so groß rühmens gemacht wirdt, welche jedoch denen kirchen in den Spannischen Niderlanden bey weitem nicht zu vergleichen, es wäre dann an reichtumb der meßgewandten und anderen ornamenten, so wir nicht zu sehen bekommen. Indessen sollen sie dem bericht nach denjenigen zu Straßburg nicht beykommen. Beym eingang dieser kirch ist auf einem felsen der große Christoffel[25]) mit dem Christkindlin uff dem ruckhen presentirt erstaunlich groß. In der kirch herum seindt sehr schöne und kostbare gemähldtafeln[26]), darunder eine ererst von diesem 1701 ten jahr, welche Louys Aviba, ein afrikanischer junger könig, weylen er eben dies jahrs zum christlichen catholischen glauben bekehrt worden, hatte machen lassen, darauff er in contrafait die cron und scepter niderlegend, hinder ihme stehet Louys le grand undt der ertzbischoff von Pariß.[27]) Auf dem Thurn dieser kirch seindt 2 glockhen, welche ein thon wie ein große orgellpfeiffen haben, deren jede 32 000 ℔ wägen soll, und brauchen 16 männer dieselbe zue leuthen, seindt nicht viel kleiner alß die zue Rouen. Von diesem thurn kann man die situation der statt Pariß sehr wohl besehen, dieselbe ligt zwar nicht gar allerdings eben, indeme auch einige monte und dessente wie zue Basel, jedoch nicht so gäch alß das St. Martinsgäßlin. Die statt ist rundlecht und hatt einige berglin darum ligen, auf welchen meistens windmühlen, umb mehl zu mahlen. An sich selbst ist diese statt nicht so groß alß Londen, wiewohlen diese letstere mehr in die länge gebaut ist. Jedoch ist weder Pariß noch Londen, wiewohlen sie beyde schön und groß, dennoch der statt Amsterdam an nettigkeit und sauberkeit nicht zu vergleichen, inmaßen dieselbe gleich übrigen Holländischen stätten gegen vorermelten gar sauber gehalten werden.

Des andern tags den 14. july seindt wir außerhalb der



faubourg St. Germain gegangen, umb die situation dieses orths nachmahlen zu besehen, alß welche auf dieser seithe gar plaisirlich ist, dann die statt gleichsam zwischen zwei bergen in einem thal ligt. Ringsherumb ligen schöne dörffer, welche nach ihren gebäuen vorstätte gehalten werden könten. Rechter hand der Seine, welche die statt undt faubourg von einander scheidet, gehet le Cours de la Reine[28]) von der Thuillerie nach einander heraus etwan ein viertel stund lang, undt dieses ist die größte promenade der gautschen, alß welche in einem eintzigen abend nicht wolte die müehe nemmen zu zehlen. Von dar fahren sie meistens vor die Thuillerie, allwo es dann, wie hievor gemelt, von vornehmen leuthen winselt. Von der feauxbourg gerad hinaus befind sich das prächtig undt in gantz Europa berühmte gebäu aux Invalides genannt, welches der jetzregierende könig Ludwig XIV. auf einrathen des mareschal de Turennes vor mehr alß 20 jahren zu bauen angefangen.[29]) Undt solle der anlaas dieser seyn: namblich, alß einstens monsieur de Turennes mit dem könig auf einer gewissen reiß begriffen ware undt ihnen unterwegs ein arbeitseeliger kerl ein allmosen abgefordert, dieser auf befragen, was profession er were, geantwortet, er hätte bey gesundem leib im krieg alß soldat gedient, nunmehro aber, alß er im krieg estrupirt worden seye undt nicht arbeiten könne, seye er ein miserabler bettler undt, umb nicht hunger zu sterben, müsse er sich auf solche weiß erhalten, warüber der König gantz still schwiege. Turennes aber sagte, es seye gleichwohl empfindlich, daß ein soldat, welcher seinem obristen mit gueth undt bluet redlich gedienet undt keine gefahr gescheuet, sein leben in äußerste gefahr zu setzen, undt durch unglückh erlammet werde oder sonsten altershalben zu dienen untüchtig seye, in so miserablem stand herumbziehen undt gleichsam sein leben in hunger undt kummer enden müsse. Warauf der könig zur antworth gab,



er habe dieser sach bereits mehrmahlen nachgedacht, aber wie ist zu helffen? „Gar leicht“, spraach Turennes, man nemme nur alle monat ein geringes vom sold der soldaten biß auf den obristen und dieses wird under ihro mayestät sambtlichen trouppen ein erkleckhliche summ zue erhaltung solcher estroupiés außmachen, zumahlen auch die soldaten beherßt und muhtig machen, ihrem feind under augen zu tretten undt vor keiner gefahr sich zu scheuen. Welcher raht dann der könig sich also wohlgefallen ließ, daß er sogleich ordres gegeben, solch gebäu anzufangen undt circa für 10 000 mann losamenter darin zu machen. Dermahlen seindt zwar nicht über 3000 mann darinnen gewesen, dann man zuweilen im nohtfahl ein detachement daraus machet. Undt zu solchem ende schickht man die gesündesten irgendwohin in garnison, wie dann bereits bey 3000 dergleichen hinauskommen sind undt folgen tags auf ordre des königs, welcher diesen abend umb 5 uhr in hoher persohn in dem gantzen gebäu herumbgegangen, sogar daß er auch in der krankhen zimmer kommen, und visitation eingenommen, deren noch 3 compagnieen daraus zue marchiren beordert hatt. In der statt aber wußte man von des königs aldaseyn nichts. Das gebäu an sich selbst ist königlich prächtig, dahero sie nicht leyden, das manns einen spittahl heiße; in der mitte hatt es einen großen viereckhichten gepflasterten hooff, darinnen alles aufs magnifique- und prächtigste. Auch hatt es sonsten noch wohl 5 kleinere hööff undt 2 gärthen, so alle überaus sauber, ringsherumb hatt es 4 stockhwerckh zu den kammern über einander, in deren unterstem das refectorium, allwo sie speisen, sambt der küchen, speißkammern, bedientenzimmer, schuehmacherey undt pfisterey. In einem zimmer haben wir bey 100 schuhmacher arbeiten gesehen. So dann ist auf dem untersten boden die infirmerie, allwo alle krankhen ligen; darinnen seindt gantz lange kammern, so teihls ein kreutz formiren, da



in der mitte ein runder althar mit einem geländer rings-herumb, welchen man von allen seithen der kammer sehen kann. Die bethladen, deren jedwederer seine besondere hatt, undt an der wand auf beyden seithen stehen undt zwar so weit von einander, daß ein wagen darzwischen durchfahren könte, ein jedwedere bethladen hatt sommerszeit weiße, des winters aber gelbe umbhäng. Auch haben alle gleiche gelbe madratzen undt bey jedwederer bethladen ein hölzerner sessel stehen. Jeder krankhe trägt ein blauen schlaaffrockh, weiße leinene hosen undt ein gleiches wammes. Man gehet in diesem zimmer herumb wie in einem kreutzgang, also daß einer kaum mehr zu finden weißt, wo man wieder hinausgehen muß. Es stehet je zwischen 20 à 30 bethladen, deren bey 500 seindt, ein sauberer eysener ofen, gantz nidrig, darauf man die speisen setzen könne; auch hat es alle 6 à 8 bethladen eine thür, umb in den hooff hinaus über die secreta zu gehen. Gerade über der infirmerie ist die lingerie, so ein langes Zimmer, in welchem allerhand leinwandt, alß leinlachen, hembden, umbhäng, tischtücher und servietes in der schönsten ordnung beigenweiß herumbligen. Der boden ist von rohten steinen, aber gantz gewixt, daß er wie ein spiegel glänzet; undt hält man die lingerie für eines der säubersten gemächern dieses gebäus des Invallides. Über dem portal, war-durch man hineingehet, ist la chambre du conseil, in welcher alle sachen undt affaires dieses hospitals debattirt werden, die ambtsstuben undt gerad gegenüber die kirch, so ein zimblich groß und extra schön gebäu, darinnen das chor von eytell auß-gehauener steinarbeit sehr künstlich, undt sonderlich der darauf stehende thurn[30]), deßen gantzes tachwerckh undt der güpfel meistens hart vergult ist undt schöner, alß ich auf meiner gantzen reiß einigen gesehen hab: in summa das gantze gebäu ist von quader undt in stein gehauenen diversen figuren so zierlich undt kostbahr gemacht, daß man es ehender vor einen



königlichen pallast alß einen hospital der kranckhen soldaten ansiehet. Des abends precise auf den glockhenstreich 6 uhren haben wir die sambtlichen soldaten speisen gesehen undt eine stund hernach die officiers, deren bey 300 darinnen waren. Die soldaten haben alle tag einmahl fleisch undt gemüeß, auch alle mahlzeiten ein Baßler schoppen wein, die officiers aber seindt herrlicher tractirt mit 5 à 6 trachten, je nach deme die saison, sonsten gehet es im speisen nicht so ordentlich undt sauber zue wie inn Engelland, allein mag es vielleicht wegen der großen menge der leuthen allhier nicht wohl anderst seyn.

Den 16. july giengen wir au faubourg St. Anthoine[31]), umb alda la place de Louys le grand[32]) zu besehen. Dieses ist ein sehr großer hooff ringsherumb mit einem großen neu-angefangenen königlichen gebäu, so zur zeit kaum halbfertig. In der mitten deßelben stehet auf einem besondern steinernen stockhwerckh der jetzige könig Louys XIV. zu pferdt von pronce sehr magnifique mit der einen hand denn zaum haltend, mit der andern auf etwas mit dem finger deutend. Den guß hat sieur Keller von Zürich gemacht.[33])

Folgenden tags alß sontag den 17. july morgens in die Schwedische kirch gegangen, umb alda die predigt zu hören, undt den ambassador baron von Lilienroot gesehen. Dieser ist ein herr von kleiner statur, bleichlecht von angesicht, trägt eine blonde perrüquen. Diese kirch ist ein klein zimmer, in welcher der priester vor dem althar seine predigt ablegt. Ist gar ein kleine gemeind, obwohlen die teutschreformirte sambtlich darinn erscheinen, indeme dieser zeit kein Brandenburgischer, wohl aber ein Holländischer ambassador alda residirt hatt, welches letstern pfarrer aber nicht ein jedwederer verstehen kan.

Den nachmittag haben wir mit hin undt herspatzieren zu-gebracht und folgenden montag den 18. july seindt wir in die fripperie gegangen, umb schwartze kleyder zue entlehnen, weylen



es dazumahlen wegen der trauer des monsieur le duc d'Orleans[34]) la grand mode ware, schwartze kleyder zu tragen. Alß wir aber sahen, daß sie uns allzu hoch kommen wolten, trocquirten wir unsere röckh, hosen undt camisohl, welche ohne das von der reiß zimblich abgetragen waren, daß wir uns nicht wohl mehr darin zeigen dörfften. An meinen 3 stuckhen gab ich 10 livres heraus. Zue dieser Französischen kleydung aber wolten sich unser Englisch füeß nicht wohl schickhen, dahero wir diesen abendt uns auch ein paar Pariser schuh kaufften, waren also darmit der kleydung nach völlig Französisch, wiewohlen der Teutsche im gehen undt stehen hervorguckhte, sonderlich aber im reden. Seindt also in unsern schwartzen hooffkleydern in die Thuillerie spatzieren gangen, gleich alß ob wir in derselben anjetzo mehrere gerechtigkeit, alß sonsten, oder gar ein teihl daran gehabt hetten.

Diesemnach haben wir folgenden tags den 19. july unser bißheriges losament geändert undt aus der rue des 4. Vents in die rue Dofine[35]) chez monsieur du Blessy à l'hostel du St. Esprit, weil dieses eine der vornehmsten undt gelegensten gassen in dieser fauxbourg St. Germain ist, hingegen die vorgemelte ein wenig abgelegen. Nachmittags besuchten wir herrn Feim in seinem losament undt giengen mit einander au Pallais[36]), umb die kammern des parlaments zu besehen undt zugleich in demselben das offentliche pleidiren darinnen anzuhören. Alda verkaufft man allerhandt ersinnliche schöne galanteriewaahr, meistens vors frauenzimmer, welche den vorbeygehenden ruffen undt ihr waahren antragen: ein jede will darinn der anderen vorkommen.

Diesemnach besahen wir auch den 20. july die kirch au Val de Grace.[37]) Dieses soll die schönste kirch in Pariß seyn, welche die königin Anne d'Autriche anno 1666 gestifftet undt erbauen lassen. Die darinnen befindliche nonnen seindt Benedictiner=



ordens. An zierlichkeit habe kein nonnenkloster diesem gleich gesehen. Darinnen wardt in zweyen choren der sarckh des verstorbenen duc d'Orleans mit 12 waxliechteren in silbernen leuchtern representirt, auch sein hertz balsamiert auf dem sarkh in einem bleyernen undt außenher silbernen foutral.[38]) Der kirchthurn[39]) ist demjenigen aux Invallides nicht gar ungleich, jedoch bey weitem nicht so reich vergult. Undenher im chor stehet ein althar mit sehr rahren marmorsteinernen säulen, welcher demjenigen zu St. Peter in Rom an der form gleichen soll. Sodann haben le Pallais Royal[40]), allwo allezeit der duc d'Orleans undt anjetzo le duc de Chartres[41]) logirt, gesehen. Dieser ist ein schöner herr, dem ansehen nach 30 à 35 jahr alt, trägt ein schwartzbraune perrüquen, ist von mittelmäßiger statur, hatt ein schön rohtlecht angesicht. Hinder diesem pallais ist auch ein schöner garthen mit 2 großen bassins undt vielen steinernen bildern, aber nichts übernathürliches. Von dar seindt wir à la place de St. Victoire[42]) gegangen, welches meines erachtens nicht nur der schönste platz und häuser, sondern auch in der mitte desselben dem jetzigen könig Louys XIV. anno 1686 eine magnifique ehrensaul aufgerichtet worden ringsumbher mit einem eysernen gätter.[43]) Oben auf dem gemäur stehet der könig von stein außgehauen undt hinder ihme ein großer cherubim oder engel, welcher ihme einen lorbeerkrantz auffsetzet, beyde hart vergult. An den vier eckhen herumb ligen 4 große aus pronce gegossene männer an ketten[44]); hin und her einige seiner thaten, so in der zeit seiner regierung beschehen: teihls was er vor stätt eingenommen undt teihls wie er die reformirten außgerottet.[45]) Der author dieser ehrensaul seye der marechal de la Feuillade. Alß wir diesen abend von dar nacher hauß giengen, sahen wir par hazard monseigneur le dauphin in einer mit 6 rappen bespannten carosse durch die statt fahren. Ist ein überaus schöner herr[46]): ehe undt bevor denselben umb-



ständlich beschreibe, muß trachten, daß ihne ferners besehen könne.

Folgenden tags den 21. july morgens umb 5 uhren spatzierten miteinander nacher St. Denis, so eine stundt von Pariß entlegen, allwo die könige von Franckhreich ihre begräbnus habn, umb alda sowohl die große preparatoria zur begräbnus des verstorbenen duc d'Orleans alß auch den alda befindlichen tresor des courronnes de France zu besehen, welches letzterer ein ungemein reicher schatz ist von guldenen cronen, zepter, kreutzen undt cleynodien, schwerdter, darunder Caroli Magni, so er wider die Saracenen geführt, bischoffsstaab undt kappen; item des königs talar undt gantzer habit, alß er ist gekrönnt worden, sambt vielen heylligthumbern, also daß einer schier nicht weißt, wo er die augen hinwenden soll. Undter anderm zeigte man uns etliche stuckh holtz, so von dem wahren creutz Christi seyn sollen, einen eysernen nagel in einem silbernen foutral, wormit er ans creutz genagelt worden; item zween steinerne krieg, darinnen er bey der hochzeit zu Caana in Galilea aus wasser wein gemachet, anderm zu geschweigen. Diese schatzkammer hatt, wie ich glaube, ihrsgleichen nicht wohl an kostbarkeiten, undt wirdt selbige ohne unterschiedt hohen undt nideren standtspersohnen alle tag 2 mahl alß des morgens umb 9 undt abendts umb 3 uhr umbsonst durch einen darzue geordneten pfaffen gewiesen. Wir waren zwar anfangs nicht wenig bestürtzt, alß der pater jederman hieße niderknyen, zogen uns derowegen allgemach zuruckh an die wand, alß wir aber sahen, daß es nur darumb beschehe, damit diejenigen, so hindenher stunden, desto besser sehen konten, neherten wir uns auch besser hinzu undt stunden jedoch nur zu hinderst. Alß wir nun alles zur genüege besehen, giengen wir allgemach wieder nach Pariß undt des abendts darauf in die commedie, man spielte in derselben l'Avarre[47]) et le Coin imaginaire, umb $16^1/_4$ stüber par=



terre. Es ist bekant, daß in dergleichen den Franzosen, absonderlich den Parisern, vor allen anderen den ruhm gebührt, dahero auch ihnen solchen nicht benemmen will, gleichwohl hatt mir die commedie in Londen nach ihrer manier zu agiren, ob ich gleich nichts verstanden, undt sonderlich die musique besser gefallen. Zwar spielen sie in Engelland ihre commedien undt opera durch einander: bald agiren sie ein act, bald singen sie einen undt bald tantzen sie einen, so daß es nicht uneben für liebhaber zu sehen ist.

Folgenden tags den 22. july seindt unsere 3 ander compagnons, alß namblich herr Lobstein, Birr undt Werenfelß allhier ankommen, dahero fast den gantzen tag mit ihnen herumbgeloffen undt losamenter bestellt. Des andern tags aber den 23. july wurde des unlängst verstorbenen monsieur le duc d'Orleans leichbegängnus zu St. Denis gehalten, dahero herr Marchballer undt ich, weil die übrigen nicht mitgewolt, wiedermahls dahin spatziert, damit wir wenigstens in dem stättlin hin undt her die veranstaltung, tumult der leuthen undt die menge der carossen sehen konnten, absonderlich aber die 2 königlichen printzen. Es hatte sich aber wider verhoffen unser sach also wohl geschickhet, daß wir durch die Schweitzer garde, welche an 3. oder 4 orthen postirt waren, nicht allein in die kirchen sondern auch nach und nach gar in das chor hineingelassen wurden, allwo die ceremonien von morgens 8 biß abendts umb 5 uhr wehrten. Und diente zue unserem großen glückh, daß man wegen einer so großen menge volckhs nicht knyen konte, wann er auch der beste catholische gewesen were, sonsten unß nicht gar wohl zue muth würde geweßt seyn oder wir hetten uns wenigstens nicht so nahe hinzuemachen dörffen. Inmaßen eben in dieser kirchen vor 3 tagen des knyens halben bey gehaltener meß uns schier ein possen begegnet, indeme uns ein officier niderknien hieße. Wir aber sindt anstatt dessen



gleich davongegangen. Die leichceremonien bestunden meistens darin daß erstlich, nachdeme die procession, welcher bey 100 arme, wie die capuciner neu gekleydet, deren jeder ein louisblanc undt 1 paar neu schuh bekombt, ein weisse waxkertze in den händen tragend vorhergiengen, nach diesen der duc de Bourgogne[48]), duc de Berry[49]) undt duc de Chartres alß des verstorbenen duc d'Orleans sohn sambt noch mehr anderen vornemmen herren, so wir nicht kannten, mit langen schweifmänteln über den kopf der ordnung nach ins chor, ein jeder an sein orth, warauff sogleich ein hohes ambt gehalten. Undt die musique, deren bei 50 musicanten auf der orgell stunden, sungen etliche messen ab, warbey zugleich mit allerhand instrumenten musicirt wurde, darzue stimmeten die geistlichen, so umb den todtensarkh, welcher in der mitte des chors ware, saßen, und wehrte ein solches bey 3 stund lang. Nach diesem stieg der bischoff von Langueren[49a]) auf die cantzell undt perorirte bey einer stundt lang gleich einer leichsermon von des verstorbenen duc d'Orleans tugenden und qualiteten, sonderlich aber der treuhertzigkeit gegen die armen, alß welche tugend neben andern insonderheit an ihme hervorgeleuchtet, welches alles er mit seiner wohlredenheit schön vorstellete undt außstriche. Solchemnach stieg er wieder von der cantzel undt fienge man wiederumb an zu musiciren, bald zu singen im chor undt vor dem althar, hernach umb den sarkh herumb mit weyhen, räuchern, kreutz auffsteckhen allerhand ceremonien zu machen undt endlich den sarkh hervorzunemmen und durch 12 seiner leibgardes in die königliche krufft oder gewölb hinunderzulassen. Alß er nun solchergestalt beygesetzt ware, wurde noch eines musicirt und gienge man, gleich zue anfang, in ordnung wieder heraus, namblich nach den herolds d'armes undt ceremonienmeister le duc de Bourgogne der erste, le duc de Berry der ander undt le duc de Chartres alß sohn der dritte. Undt



also weder der könig, welcher, wie man sagt, sein lebtag nicht in dieser kirch zu St. Denis gewesen, noch monseigneur le dauphin dieser leichbegängnus beygewohnt, auch sonst niemand vom königlichen frauenzimmer, ja die Madame selbsten nicht, maßen bey dergleichen hoher persohnen beysetzung die dames ihren eheherren niemahls zur leicht dienen, wohl aber sie die herren ihren gemahlinnen. Die gantze kirch sambt dem chor war mit schwartzem tuch behängt parsemé de fleurs de lys d'or, auch stunden bei 200 lampen umb das castrum doloris undt in dem gantzen chor bey 3000 weißer waxkertzen, also daß der althar, die schilt, leuchter, bilder undt säulen, so alles vergult, überaus schön glänteten undt dahero sehr zierlich anzusehen waren. Auch ward der sarckh Ludovici XIII., welcher in dem chor stehen bleibt, biß er von seinem sohn dem jetzigen könig abgelöst wirdt, mit leuchteren umbstellt und mit sammet umbhängt. Gleich nach endigung der leichceremonien fuhren die printzen wieder hinweg, wir aber, alß die im chor wegen großer hitz undt menge der leuthen, auch der vielen brennenden waxliechtern schier verschmachtet, trunckhen ein painten wein undt kehrten also wieder nach Pariß.

Folgenden morgen den 24. july alß am sontag in die Schwedische kirch gegangen undt die predigt angehört, auf den abend aber mit herrn Anthonj Högger[50]) in die opera gegangen, welcher auch vor mich auf der 2ten loges bezalt. Man spielte eben damahls ein neues stuckh l'Arethuse genannt. Es ist nicht zu leugnen, daß die opera zue Pariß eine der charmanthesten ist von sachen, die man sich einbilden kan, absonderlich wegen der galanthen täntzer undt täntzerinnen, in welchem stuckh sie die Engelländer übertreffen. Auch seind ihr kleider weit kostbarer alß jener, aber in der musique seindt sie den Franzosen vorzuziehen. Die anzahl der agirenden ist groß, undt hab ich sie auf 60 in 70 persohnen gehalten undt bey 50



musicanten. Meines erachtens finde ich vor einen frömbden nützer zu seyn, in die commedie alß in die opera zu gehen, dann erstlich kostet es nur die helffte undt dann kann man aus derselben wegen schön Französisch reden mehrer darinnen profitiren, alß welches vom singen nicht so wohl beschehen kan und wird.

Folgenden montag den 25. july bin mit mein vetter herr Hieronymus Gemuseus[51]), welcher in 8 jahren nicht gesehen und ungefehr angetroffen au Gaubelin[52]) gegangen, allwo die rahren undt kunstreichen tapeziereyen von gold, silber, seiden und wollen vor den königlichen hoff gemachet werden, so recht sehenswerth, namblich wie sie allerhandt figuren, gethier undt menschen oder was ihnen sonst vorkombt, gantz naturel darein würckhen können. Deren seindt bey 150 persohnen, so daran arbeiten. Sodann haben wir alda auch gesehen, wie man allerhand bilder von marmor außgehauen, so ebenmäßig vor den könig.

Des andern morgens den 26. july bin mit herr Marchballer auf der Seine gefahren, teihls auch zu fueß in einer zimblich starckhen compagnie nacher Versaille, so $1^1/_2$ stund von Pariß entlegen, gegangen, umb alda das königliche prächtige schloß undt lustgärthen zu besehen, in welchem könig Ludovicus der XIV. mit seiner gantzen hoofstatt gemeiniglich zu residiren pflegt, welches dann ein magnifique undt recht königlich gebäu, so der jetzige könig erbauen lassen. Gegen der statt zue im hooff ist alles tachwerckh obenher vergult, gegen dem garthen hinden hinaus aber siehet man kein tachwerckh, sondern es ist gantz à la Hollandoise undt prächtger alß vornenher. Es gehet der große saal oder gallerie[53]), woran dermahlen etwas gebaut wird, undenher auf das cabinet des monseigneur le daufins, so vor das schönste zimmer gehalten wirdt, auch gehen teihls von des königs zimmern gerad gegen der allée royale des garthens



zue, seindt aber solche anjetzo, weil man tag undt nacht darin baut, meistens demeublirt. Die sambtlichen zimmer seindt, wie leicht zue erachten, von bethern, gemählden, tischen, leüchteren überaus kostbahr meublirt; absonderlich aber der audientzthron, des königs beth, wie auch der madame la duchesse de Bourgogne[54]), deren zimmer von ungemeiner kostbarkeit, von broderie d'or undt perlen versetzt seindt, under dem saal, allwo der könig wegen dem bauen dermahlen speiset, sonsten aber die balls gehalten werden, gehet ein marmorsteinern stegen hinauf, da mitten auf derselben ein schöner wasserkasten aus der maur herausgehet und allezeit wasser herausflüßt. Den zierlichen lustgarthen, die schöne orangerie, den plaisirlichen canal, undt die vielen busques[55]), so bey diesem königlichen prächtigen schloß, und sonst allerhand zierlichkeiten außführlichen zu beschreiben, maßen dergleichen kaum in der welt zu finden, würde es mir an zeit und gedult, wie leicht zu erachten, zimblichermaßen fehlen. Jedoch nur etwas von den busquen zu melden, so sehet man in denselben allerhand fablen von allen ersinnlichen gethieren, bluemwerckh; auch an einem orth ein baum mitten im wasser, so man für natürlich ansehen würde, so doch nicht ist. Gleichwohl so fleußt aus einem jedem blatt wasser hervor, undt kann solches in wahrheit nicht ohne verwunderung angesehen werden. Von disem garthen seindt wir in einer des königs chalouppen mit schön grünem damast meublirt nacher Trianon undt die menagerie gefahren, undt dieses beschahe in favor eines herrn von Rouen, so in unserer compagnie ware, alß ein bekanter freund des commendanten der 100 Suisses. Undt hatte weder der Schweitzer, so uns herumbgeführt, noch die schiffleuth kein heller gelt von uns nehmen wollen, weil es ihnen verbotten bey königlicher ungnaad. Jedoch haben wir denselben etliche bouteilles wein zu Trianon[56]) bezalt. Dieses ist ein recht schönes lustschloß, ligt nur $^1/_4$ stund von Versaille



in einem garthen ein wenig erhöcht, hart am canal, hatt galante sommerzimmer gleich ebenes fueß, deren der madame de Maintenon die schönsten seindt. Die gallerie oder der lange saal ist sehr schön gemahlt undt representirt alle busques oder wasserkünst, so im schloßgarthen zue Versaille seindt, alß die Fables d'Esope, la Casconade, allwo zuweilen des nachts die balls gehalten werden, la Collonade, la Chaine verte, le Theatre, la Salle antique, le Bain d'Appollon. Auch stehet in der madame la duchesse de Bourgogne zimmer ein karren, in welchem eine persohn, so von hindenher durch leuthe gestoßen wird, vornenher aber hatt sie ein ruder in der rechten hand, daran unden auf dem boden ein raad, damit man hinfahren kan, wo man will. Sodann stehet in einem andern zimmer ein dergleichen karren für 3 persohnen, welcher aber auch von vornenher muß gezogen werden. Dieses königliche hauß ist eines der frischesten und anmüthigsten, aber nicht gar groß, deßgleichen auch der garthen einer der kleinesten; die menagerie oder thiergarthen, in welchem etliche schöne sommerzimmer, insonderheit aber wegen den vielen spielgläseren, welche überall 2 à 3 zimmer presentiren, wo doch nur eines ist. Undenher im hooff ist eine kleine wasser-grotte, durch welche man allerhand artige stückh spielen leßt; im hooff herumb seindt vielerley abteihlungen undt stähl vor allerhand getiehr, alß weiße hirschen mit geweyh, kleine frömbde reh mit gewundenen hörneren gleich den einhornen, biesemkatzen, adler, kranich, straußen, welche mich am rahresten bedunckhet, weylen annoch keine gesehen, spättelgäns, bellican, eine menge storckhen, vielerley frömbde große undt kleine endten undt andere unbekante vögell. Sonsten waren auch löwen all-hier, dermahlen aber seindt keine vorhanden, weylen selbige mit tod abgangen. Von dannen verfügten wir uns wieder nacher Versaille, umb alda die reitschuel, alle des königs pferdt undt der printzen zu sehen, deren bey 900 seyn sollen, so vor ein lieb-



haber der pferdten sehr curios undt rahr zu sehen ist, inmaßen von allerhand gattungen gefunden werden. Diesen nachmittag umb 1. uhr haben wir den duc de Berry, welcher wegen den exercitien, so er alda täglich üben muß, nicht mit dem königlichen hooff nacher Marly verreist, sehen zu mittag speisen. Er saß gantz allein am tisch undt bey 13 herren umb ihne herumb. Seine persohn will ich hiernach mit den übrigen beschreiben. Hierauff giengen wir ins würthshaus, nicht à l'Autriche, allwo wir geschlaffen, sondern à l'Epée royale undt speiseten alda mit unserer compagnie zu mittag. Nachgehendts spatzierten wir in der madame la duchesse de Conti douariere[57]) ihren schönen lustgarthen und hauß, so hinder den marchställen gleich im einfahren, wann man von Pariß kombt, ligt, auch wiederumb in dem schloßgarthen hin undt wieder herumb. So dann abendts umb 7 uhr giengen wir mit einandern nacher Marly[58]), allwo der könig sambt dem hooff sich dermahlen befande, woselbsten wir ererst gegen 9 uhr, alß es schon nacht war, ankamen undt zwar wegen den schwartzen kleydern alß officiers de cour umbefragt sogleich in den hooff undt garthen hinein gelassen wurden, aber den König konten wir diese nacht nicht sehen speisen, weylen er verbotten, niemanden hinein zu lassen. Undt hatte man vor einigen tagen 2 Schweitzer von der garde wegen des hineinlassens cassirt. Indeme wir diese nacht mit der schildwacht, so ein Schweitzer ware, redteten, kam eine vornehme, aber wohlbetagte dame heraus undt wolte sich in einer senfften im garthen herumbspatzieren tragen lassen, selbige nahm mich bey der hand, weil sie gantz krafftloos war, undt bathe, sie wegen ihrer schwachheit hinunder zu führen, in meynung, ich were ein homme de cour, da sie sich doch wüest betrogen. Hierauff giengen wir ins dorff à la Colombe, allwo wir übernachtet undt des morgens frühe alß gens de cour uns wieder nach dem schloß verfüegt, den könig um 10 uhr inn undt umb halb



11 uhr wieder aus der meß gehen sehen. Gegen mittagessenszeit seindt wir immer in dem garthen und das schloß herumbgestrichen, umb wo möglich den könig speisen zu sehen, aber es ware umbsonst. Wiewohlen mit vielen Schweitzern undt andern uns bekant gemacht, wolte es dennoch keiner unterfangen, uns hinein zu bringen, sondern vertrösteten uns immer nacher Versaille, allwohin er der könig in 2 tagen hernach gefahren. Nach der mahlzeit aber, alß der könig sambt dem duc de Bourgogne et Berry, der duchesse de Bourgogne undt ihren 2 dames d'honneur in cavallierskleyderen auf die jagd gefahren, hatte monsieur Le Bloin[59]), gouverneur du chateau et premier homme de chambre du roy, uns bey einem Schweitzer stehen sehen undt sogleich vermerckht, daß wir frömbd undt das königliche schloß besehen wolten. Kam derowegen zue uns undt, weil er hörte, daß wir Schweitzer wären, führete er uns im gantzen Schloß herumb. Nach solchem fragte er, ob wir nicht bey so großer hitze durst hetten, wir konten uns aber nicht einbilden, zu was er dieses fragte, deme ich dann antwortete, es were schier kein wunder, bey dieser fast unerträglichen hitz durstig zu seyn. Darauff er uns in die chambre des liqueurs undt caffé, so gegen dem schloß hinüber ware, hieße gehen, alda solten wir nur forderen, was zue unserer refraichirung wir von nöthen hatten, deßen wir uns dann dies undt sonst noch etliche mahl zue unserem höchsten vernüegen bedienet. Darinnen befand sich zu unserem glückh ein junger Schweitzer von Schweitz[60]) gebürtig, welcher uns aufs beste empfangen undt uns nur landtsleuth nennete, mit bedeuten, wir solten nur kommen, wann wir wolten. Betreffend die situation dieses schlosses, so seindt ringsherumb berg und waldung. Vor diesem solle es ein eyteler morast gewesen seyn, anjetzo aber ein solch lustiger garthen und compendios schloß, so schön luftig mitten im garthen auf Italiänische manier gebauet, nur mit einem



fenster, auf beyden seithen mit gleichen pavillons oder lusthäusern, darinnen die courtisans undt verliebte sich, wie öfters gesehen, befinden: alles so plaisirlich, daß es auch der könig lustshalben Versaille undt allen übrigen königlichen schlösseren vorziehen thuet und, umb seiner ruh zu pflegen, am liebsten alda ist. Es springen auch alle abendt, so lang der könig sich alda befindet, sehr schöne wasserkünst, welche durch die verwunderliche wassermachines, so hernach beschrieben werden sollen, getrieben werden. Umb das schloß oder bourg herum seindt die schönsten alléen durch das holtz undt berg hin aufgehauen, undt auf der einten seithen laufft ein zierlich springwasser stapflenweiß den berg herunder.

Nachdeme wir nun zue Marly nichts weiters zu sehen hatten, giengen wir nach der weltberühmten wassermachine, so nur $1/_2$ stund von Marly entlegen. Dieses ist ein werckh von 14 räderen, pompen undt eysernen deuchlen, deren bey 15 seindt, in einanderen gemachet, daß man schier darüber erstaunen möchte, in betrachtung daß man über einen berg in das andere thal hinüber, allwo Marly ligt, auch ein teihl biß Versaille eine solche quantitet wassers bringen undt zwingen könne. Der author dieses werckhs wohnet darbey undt heißt monsieur de Ville, von geburth ein Lütticher, sodann ist auch ein Schweitzer darüber gesetzt. Der erstere hatt es vor 20 jahren unterfangen undt in 5 jahren hernach in stand gebracht. Die Seine, so in allem so breit alß die Birß, in welcher die räder gehen, ist halben teihls auf ein gantz andere seithen geleithet worden, damit jedennoch die schiffe auf und abfahren können; woran bey 75 000 menschen[61]) gearbeitet, biß der graben, warinnen die helffte der Seine anjetzo ihren Lauff für die schiffe hatt, verfertiget ware. Die räder undt gantze werckh dieser machine ohne die große maur[62]), allwo das wasser über den berg hinüber laufft, kostet den könig alle jahr bei 100 000



reichsthaler zu unterhalten, wie uns der Schweitzer, so sie gewiesen, berichtet. Mit dieser machine könte man auch wasser biß nacher Versaille leyten, weilen es aber daselbsten kein mangel hatt undt die kösten groß seyn würden, beschiehet es nicht. St. Germain liegt nur ½ stund von hier auf der höhe, allwo der unglückhliche könig Jacobus aus Engelland residirt.

Diesen morgen den 29. july seindt wir nach dem schloß Madrit gegangen, welches auf alte manier erbauet mit 4 thürmen an jederem eckh, in welchem sich eytell strümpf ouvriers befinden. Selbiges ligt zue end eines artigen wäldlins, ist ein zimblich großes gebäu; der könig aber kombt niemahlen dahin. Von hier giengen wir nach St. Cloux[63]), so 2 stund von vorigem entlegen, woselbsten jederzeit des duc d'Orleans residenz gewesen, wie dann derselbe erst kürtzlich alda gestorben undt hiervorgemelter maßen zue St. Denis beygesetzt worden. Dieses schloß ist zimblich weitläuffig, hatt schöne zimmer, vornemblich aber eine der schönsten gallerien, welche wegen der schönen gemählden, deren das gantze schloß voll ist, sehr hoch gehalten wird, maßen die meisten von dem bekanten Minior[64]) herkommen, welcher seines gleichen in gantz Franckhreich wenig solle gehabt haben. Der prospect ist alda schöner alß zue Versaille und Marly, man siehet von dar die große statt Pariß undt weit darüber hinaus, da man selbige in den andern zweyen nicht nicht sehen kan. So hat es auch eine schöne orengerie; item ein großer lustgarthen undt wasserkünste, die sich neben den königlichen noch wohl dörffen sehen lassen. Undenher am berg gegen der Seine zue ist ein kleine insull von der Seine undt einem arm davon eingeschlossen, die l'isle d'Amour genannt, dahin der daufin mit dem duc d'Orleans öffters kommet, umb sich zu baden. In dem schloß haben wir des duc d'Orleans, vorhero duc de Chartres, 3 printzessinnen[65]), deren



die älteste bey 8 jahr alt gesehen, ihne aber sambt seiner gemahlin, so eine tochter[66]) der madame de Montespan, undt seine frau mutter die Madame[67]) genannt, eine gebohrene pfaltzgräfin bey Rhein, haben wir bey hooff gesehen. Diesen Abend seindt wir in der kühle hinüber nacher Meudon spatziert, so nur $^1/_2$ stund von dannen entlegen, undt gehet man bey einem schönen garthen und 2 häusern vorbey, allwo die dames de St. Cloux hingehen, sich sommerszeit zu ergötzen, auch etwann der liebe zu pflegen. Zue Meudon[68]) hatten wir diesen abend noch gelegenheit den garthen und alle appartements im schloß zu besehen. Der garthen ist zimblich groß undt in demselben eine schöne orengerie. Obenher bey derselben stehet auf einer marmorsteinernen saul mit eisernem gitter umgeben eine große weltkugel von marmor, warauf alle königreich undt die 4 teihl der welt, jedes mit besonderer farb bezeichnet undt zierlich eingelegt seindt. Dieses ist das älteste under allen königlichen schlösseren undt lusthäuseren, es habens aber nicht die könige von Franckhreich erbauen[69]), wohl aber eine zeithero viel darin ändern undt à la moderne einrichten lassen, sondern es hatt dieses schloß ehemahls den grafen de Sablons zugehört. Diese aber seindt einesmahls mit dem verstorbenen marquis de Louvois in große streitigkeiten undt proceß verwickhelt worden, welcher ihnen dann endtlich, umb zue einem raisonnablen vergleich zu kommen, solch schloß per 48 000 livres abgeschwätzt, welches er Louvois hernach, wie bekant, dem könig per testamentum vermacht, teihls aber sagen, er habe es ihme noch bey seinen lebzeiten verehrt. Es ist noch niemahlen eine capel darbey gewesen, anjetzo aber wird alda eine erbauet, so dem monseigneur le daufin, alß welcher meistens aldort ist, zu gefallen beschiehet. Dieses schloß Meudon ligt auf dem berg 2 stund weit von der statt undt gerad gegen derselben über undt hatt einen solchen plaisirlichen prospect, dergleichen keines in gantz Franckhreich



haben soll. Die zimmer seindt so schön undt reich meublirt, alß sonst irgendtswo, absonderlich des monseigneur le daufins, welcher in seinem beth die statt Pariß übersehen kan. Er ist nirgendtswo lieber, alß daselbsten. Dahero gehet er gemeinlich nach der reiß von Marly wieder dahin, dahingegen der könig, sein herr vatter, nacher Versaille kehret. Undt leistet ihme alda compagnie der duc de Chartres, anjetzo duc d'Orleans, le prince de Conti.[70]) Auch solle er von der statt aus täglich von vornemmen frauenzimmer, deren er ein zimblicher liebhaber seyn soll, visites haben.

Nun hetten wir zwar unseren tour vollbracht und alle in diesem bezirckh ligende königlichen schlösser undt lusthäuser, auch alle königlichen persohnen gesehen, undt aber das glückh noch nicht haben können, den könig zu sehen speisen. Alß seindt wir aus trieb solcher curiositet von dannen wiederumb nacher Versaille gegangen, allwo wir diesen abend den 30. july den könig umb 7. uhr von Marly ankommen gesehen. Selbiger fuhr in einer leydgautsch mit 6 schimmlen bespannet undt etwan 16 seiner leibgardes ritten mit ihme. Vor ihme dem könig von Franckhreich seindt bey 12 gautschen mit 6 undt teihls mit 2 pferdten bespannet, nach ihme aber etliche mit 8 schimmlen, darinnen das königliche frauenzimmer gesessen, gefahren. Vor dem nachtessen hatt der könig nach gewohnheit seine zeit bey der madame de Maintenon in ihrem zimmer zuegebracht, die printzessinen sambt ihren dames aber wie auch der duc de Berry haben in dem appartement, allwo sonsten das frauenzimmer zu mittag zu speisen pfleget, mit einander das blinde mäußlin gespielt, welches wir von unten her sehen undt hören konten, indeme sie auch etliche mahl auf den gang hinaus gekommen. Umb 10 1/4 uhr kame man zum speisen in den saal, wo sonsten die balls gehalten werden, maßen das taffelzimmer wegen dem bauen in confusion ware. Erstlich gienge herein



der duc de Berry, duc de Bourgogne, nach ihme der conte de ....[71]) mit einem langen staab wie ein scepter, auf ihne folgte der König, madame la duchesse de Bourgogne, madame la duchesse d'Orleans. Die taffel war langlecht von 4 eckhen von schlechtem weißen holtz gemacht. Der könig saß auf einer breiten seithen allein, zu seiner rechten die zween printzen undenan allein, zue seiner linckhen aber, alß oben an, die madame la duchesse de Bourgogne undt die Madame, gegenüber die madame la duchesse d'Orleans. So lang der könig aus einer schüssel ißet, rühren die andern nichts davon an, undt stellt man nicht viel speisen auf einmahl auf den tisch. Wann jemand trinckhen will, so sagt er à boire, darauff rufft ein officier de cour gantz überlaut, à boire pour le roy oder sonst jemand, wer es dann verlangt. Ein anderer rufft wiederumb und kombt also in dritten mund, dann das trinckhen nicht nahe am tisch, sondern im nebengemach au buffet genannt eingeschenckht wird. Wann ein speiß oder das trinckhen für den könig gebracht wirdt, so rufft man: „messiers, prennez garde à la viande du roy" oder „au verre du roy, s'il vous plait". Dann schenckhet er vom wasser und wein, deßen nur in einem kleinen cennlin auf einem silbernen deller gebracht wird, in 2 silberne schahlen ein, davon trinckhen ihrer zwey, umb zue sehen, daß nichts darmit unterloffen, alßdann gibt man dem könig den deller, welcher sich selbst in ein groß hohes glaß einschenckhet undt zwar erstlich den wein, hernach füllt er das glaß fast mit wasser auf, ungefehr so viel wasser alß wein, undt trinckht, daß es ihme zue beyden backhen herunderlaufft. Er der könig allein trinckht rohten, die andern aber alle weißen wein. Benebens hatt er auch trefflichen appetit; ich habe mein lebtag niemanden also essen sehen. Er ißet schier nur mit den händen, ohne messer undt gabel, so von gold vor seinem orth ligen, undt muffelt wie ein altes weib. Dann wir gesehen, so hatt er wenig oder



gar keine zähn mehr im mund, dahero er solcher gestalt die speisen im mund herumpambelt, daß einer schier lachen muß, undt scheinet daß er solche annoch halb gantz herunderschluckhe. Zuletst hatte er zwey guethe handvoll confect genommen undt in sein camisohltaschen getahn, nicht weiß ich warumb. Einige sagten, es were vor die madame de Maintenon. Hierbey kann nicht unangemerckht lassen, daß ein dem ansehen nach geringe weibspersohn vor der königlichen tafel auf die knye nidergefallen undt den könig also hertzhafft angeredt: „Sire, je vous prie d'une grace". Alß nun der könig sie gefragt, was ihr begehren seye, sagte sie, daß sie möchte die gnaad haben, vor den königlichen hooff tapezereyen zu machen, warauff sie der könig an die madame la duchesse de Bourgogne addressirt, welche dann mit ihro davon gesprochen. Sobald nun der König nichts mehr ißet, stehet er von der tafel auf, die andern folgen alsobald nach, betten nicht, sondern machen nur das gewohnliche kreutz undt giengen also davon ins nebenzimmer, allwo der könig schlafft.

Des andern tags, den 31. july, haben wir ihne wiederumb umb 10 uhr inn undt umb halb 11 uhr aus der meß gehen sehen, sodann umb 1 uhr haben wir ihne in vorgemeltem zimmer au petit couvert, daß ist gantz allein, wiedermahls zu mittag speisen sehen; undt waren diesesmahls wenig frömde leuth zugegen, weylen gemeinlich, wann er also au petit couvert speiset, sehr wenig frömbde hineingelassen werden. Wir aber seindt hertzhafft durch die capell nach einander hinauff undt von einem zimmer in das andere gegangen, alß ob wir an hooff gehörten. Undt waren die ceremonien von den gestrigen nichts underscheiden. Alß der könig von der tafel auffstund reichete ihme ein junger herr von circa 10 jahren, duc d'Engüien[72]) genannt, eine serviete, die hände abzuwüschen. Nach dem mittagessen spatzierten wir nachmahlen in den überaus



schönen schloßgarthen, denselben sambt den wundersammen spring= undt andern wassern ferners zu besehen.

Diesem nach will auch die vornembsten persohnen am Französischen hooff, in soviel zue meiner nachricht dienlich erachte, kürtzlich beschreiben undt zwar anfänglich den könig Louys le XIV., welcher von vielen in seinem königreich für übermenschlich gehalten, von außenher aber zum teihl undt zwar nicht ohne uhrsach geförchtet wird. Undt er durch seine große thaten sehr hoch erhaben, also ist er auch in der leibsstatur undt generosen visionomie von andern leicht zu distinguiren. Undt wann ihne jemand vergleichen darff, so wüßte niemanden, deme er ähnlicher alß monsieur Isaac Leffort inn Straßburg, außgenommen der könig noch etwas vollkommener im angesicht, in der lenge undt dickhe aber wohl übereinkommen. Undt auch einige seiner contrafaits, so hin undt wieder gesehen, ihne zimblich wohl vorstellen, insonderheit dasjenige, so in dem Louvre dans la chambre de l'accademie de l'architecture sich befindt, welches ererst vor 4 monathen zue Marly gezogen worden.

Der monseigneur le dauphin ist sowohl an länge alß dickhe den meisten portraits nicht gantz gleich, jedoch an schönheit treffen sie wohl zue, maßen er ein überaus schöner rohtbrecht undt besetzter herr ist, ungefehr wie junckher Wormbser in Straßburg, jedoch nicht so lang undt dickh.

Monsieur le duc de Bourgogne ist klein von persohn, hatt lange frisirte braune haar, ein wenig hogericht, ganz bleich von angesicht, eine spitze naasen, gleicht im angesicht fast herrn Bonifacio Burckhardt.[73])

Monsieur le duc de Berry ist ein schöner dickher rohtbrechter junger herr, voller freud undt feur, hatt sein eigen lang gelb haar, aber eine reine weiberstimm, welcher dem ansehen nach



mit der zeit ebenso dickh von leib, alß sein herr vatter, zu werden scheinet.

Madame la duchesse de Bourgogne ist eine junge dame von 17 biß 18 jahrn, nicht gar groß von persohn, jedoch zimblich schön von angesicht und überaus frölicher humor.

Die verwittibte madame la duchesse d'Orléans ist dem ansehen nach bey 60 jahr alt, nicht gar groß, aber wohl besetzt, undt scheinet, daß sie in der jugend schön geweßt seye.[72])

Madame la duchesse de Chartres, fille de madame de Montespan, anjetzo duchesse de Chartres, sage d'Orleans, ist eine wohlgewachsene, recht schön undt liebreiche dame, dem ansehen nach zwischen 28 und 30 jahren.

Nachdeme wir nun die königlichen prächtige schlösser, lusthäuser, gärthen undt anders zue genüge besehen und betrachtet hatten, kehrten wir diesen abend wieder gott sey danckh glückhlich nacher Pariß.

Den 1. august bin mit meim vetter H. Gemuseus vorgemelt nach der spiegelglaßfabrique[75]) gegangen, so fast am end der statt und bey einer stund von meinem losament ware, alda man bey dem patron umb erlaubnus anhalten muß, selbige zu besehen. So wir auch getahn undt gleich jemanden bekommen, der uns erstlich in das unterste appartement geführt, allwo sie das glaß mit einem gewissen rauen sand, den sie darauff zettlen, schleiffen undt hernach mit einer runden machine ringsherumb fahren. Von dar giengen wir ins obere gemach, allwo sie dasselbe mit englischer erden, so darauff gezettelt wird, vermittelst eines bengels, der oben an der bühne angemacht ist, balliren. Ich glaube, daß bey 100 manspersohnen also darinnen arbeiten, welches scheinet sehr hart zu seyn. Die glaßhütten aber ist nicht in der



statt Pariß, sondern in der Normandie bey 20 stund weit davon entlegen.

Nach solchem giengen wir den 2. august in die Tuillerie oder neu Louvre, umb die zimmer, worinnen der könig vor zeiten soll logirt haben, zue besehen. Es ist sowohl das gebäu alß die zimmer sehr prächtig erbaut, vornemblich die gallerie oder lange saal, allwo der könig den ambassadeurs audientz erteihlt, undt der operasaal, so seinesgleichen nicht haben solle. Von dar seindt wir in den vieux Louvre gegangen, denselben wie auch die königlichen zimmer zu sehen. Wir haben aber gegen dem andern wenig rares gefunden, wiewohlen dieses gebäu zu zeiten monsieur Colberts zwar prächtig angefangen[76]), wie dann über dem großen portal beym eingang ein stein ligt von einem stückh bey 66 schuh in der länge und 8 in der breite. Nach seinem tod aber, weil der könig nicht gern in Pariß ist, mit bauen, wie zu sehen, aufgehöret[77]) undt solch werckh nicht mehr alß auf einer seithen unter tach gebracht worden, also daß alda nur etliche zimmer, so für den könig undt königin, gezeigt, so aber gantz gering undt nicht nach der jetzigen baukunst gemachet sind. Undt soll könig Carolus der IX., dessen namm in der schloßkammer in stein gegraben gezeigt wird, dessen anfänger geweßt seyn, welches zwar überaus kostbahr angefangen, dörffte aber wohl noch eine zeit lang also verbleiben, wafür es doch schad ist, indeme sowohl der könig alß monseigneur le dauphin das land undt ihre schlösser mehr alß aber die statt lieben.

Den 4. august wiedermahls mit vorermeltem H. Gemuseus nach dem sogenannten Luxemburg[78]) gegangen undt alda die appartements zu besehen, welche an sich selbst sehr schön, aber nicht meublirt, wegen dießmahls sich niemand derselben bedient, außer der gallerie, so eben auch das rarste ist undt überaus schön und kostbar contrefaits hatt, alß den Henry



Quatre und seine gemahlin nebenst andern rahren stückhen, wie dann schon geraume zeit täglich zween mahler darinnen sindt, solche zu copiren.[79])

Den folgenden tag giengen wir nachmittag umb 4 uhr en la rue St. Honoré, alda einen dieben aufzuhenckhen sehen, welcher bey nacht etliche gautschen bestohlen, dessen 3 cameraden hatt man die lilien auf die stirnen gebrannt undt auf die galleren geschickht. Undt ist das henckhen bey den Franzosen gewißlich ein erschröckhlicher tod undt entsetzlich anzusehen, zumahlen anderstwo, alß zu Straßburg, dieselbe nicht sogar heßlich henckhen zu sehen. Hingegen aber gefiel mir dieses in Pariß noch wohl, daß namblich der umbstand etliche gesätzlin singet, gott den allmächtigen umb seine barmhertzigkeit, vergebung der sünden undt aufnahm in die ewige herrlichkeit anrufft. Hierauf wurde er aufgehenckht undt, sobald er tod, welches kein halbvertelstund wehrte, wieder herunder genommen, auf den schinderkarch gelegt undt sofort an sein orth geführt. Man hatt in der statt kein eigen orth noch galgen, sondern die execution beschicht in allen gassen; alda steckht man ein galgen in boden undt, wans fürüber, wieder hinweg.

Diesemnach sind wir den 6. august in das Chattelet gegangen, allwohin alle maleficanten gefangen gehalten werden. Daselbsten hatt es sehr harte gefängnusse. Undenher im hooff ist ein kleines gemächlin gleich einem stahl mit einer thüren, darinn obenher ein eisen gätter, darein legt man alle, die des nachts oder auch bey tag erstochen undt umbgebracht worden. Bleiben 2 tage alda ligen, umb zu sehen, ob sie von jemand erkant oder gefordert werden. Undt kann man sie von außenher fueglich besehen, welche auf stroh ligen. Von dar giengen wir à la Greve, sonst statthauß genannt, welches ein großes gebäu, aber gleichwohl deme in Amsterdam nicht zue vergleichen. Vornenaus über dem portal ist Henry IV



zue pferdt außgehauen, innenher im hooff, welcher viereckhig ist, stehet zue oberist fast an der maur der jetzige könig Louys XIV en pronce mit einem lorbeerkrantz mit eysernem gerähms umbgeben, welches noch wohl werth zu sehen ist.

Alß sontags den 7. august seindt wir abermahlen in die Schwedische kirch gegangen undt eine schöne predigt vom Phariseer undt Zöllner angehört, nachmittag in der statt herumb undt abends in die Thuillerie spatziert, woselbst wir ungemein viel galante leuth, auch sehr viel pfaffen gesehen.

Folgenden tags den 8. august mit unseren cammeraden, die auf morgen vor Lyon verreisen wolten, abgeletzt undt den gantzen tag bey ihnen zugebracht, auch des nachts bey ihnen geschlaffen. Den andern tag den 9. august bin ich umb ein gelegenheit per Lyon außgangen undt zu solchem ende 2 plätz auf der cosche d'eau, wie sie es nennen, vor 21 livres bestellt, nach der hand bey den betrogenen frippiers gewesen, umb mein schwartzen rockh gegen einem gefarbten zu trocquiren. Diese leuth führen eine große handlung mit kleyderen, so daß ein frömbder, welche sie sogleich vom anschauen kennen, wann er sich nicht wohl vorsiehet, von denselben wüest kan betrogen werden, maßen sie, wie auch alle übrige kauffleuth im gebrauch haben, alles umb zween tertz zu überbiethen.

Den 10. august seindt wir à la foire St. Lorent in der feaubourg St. Denis gegangen, so fast am end der statt, allwo hütten aufgeschlagen waren, wie zue Basell in der meß. Undt wirdt alda allerhand verkaufft, auch vielerley gauckhelspiel undt curiose sachen zu sehen, da wir under anderm ein meidel von 4 jahren, so ohne ärm gebohren, hingegen 4 düttel hatte.

Des andern tags den 11. august seindt wir nachmahlen dahin gegangen undt haben die seyltäntzer gesehen, welche dann nicht allein sehr wohl auf dem seyl getantzt, sondern auch



allerhand verwunderliche lufftsprüng getahn. Auch seindt 2 man auf einander undt oben auf dem einten noch ein knab von 7 jahren gestanden, welche also frey auf dem theatro herumbgegangen, sodann haben ihrer zwey voltigirt. Sobald dieses aus ware, hielten diese seyltänzer ein combat de thourreaux oder gefecht von uhrochsen, bären undt einem wolff zwischen großen hunden, welche mit diesen thieren gefochten, so noch wohl 5 sols werth ware. Zuletst haben sie an ein seyl, so man gleich einem graan aufziehen konte, 6 rageten gemacht, selbige vornenher an dem papier angezündet, an welches seyl sich ein hund mit dem maul gehenckht, welcher wohl zwey gemach hoch vom boden aufgezogen worden, schüttelte dasselbe. Undt, obschon endlich die rageten sambtlich loosgeschossen, ließe der hund dennoch das seyl nit fahren, biß man ihne wieder herundergelassen undt mit gewalt davongerissen. Von dar giengen wir nach hauß undt folgenden tag den 12. august bey allen guethen freunden alß monsieur Högger, Bury, Eckhenstein[80]), Feim, Gemuseus, Kirschen, Veytle abschied genommen undt des andern tags darauff den 13. august bin ich mit herr Marchdaller morgens früh von Pariß in der sogenannten cosche d'eau per Lyon abgereißt.

Anmerkungen.

[1]) Im Jahre 1694 wurden Dieppe, sowie Le Havre, Dunkerque und Calais von den Engländern bombardiert.

[2]) Noch jetzt ist daselbst die Elfenbein- und Spitzenindustrie vorhanden.

[3]) Cider.

[4]) Nicht zu identifizieren.

[5]) Dieser Dachreiter, der einst vergoldet war, wurde 1822 durch Blitzstrahl zerstört und durch eine häßliche Eisenkonstruktion ersetzt.



[6]) Die sogenannte Tour de Beurre erbaut von Cardinal-Erzbischof George d'Amboise, dem Minister Ludwigs XII.

[7]) Die Glocke, ebenfalls eine Stiftung des Cardinals d'Amboise, galt als die größte in der damaligen Christenheit. Auf derselben stand die Inschrift:

Je suis nommée George d'Amboise
Qui plus de trente six mille poisera
Et si qui bien me poisera,
Quarante mille y trouvera.

Während der Revolution im Jahre 1793 wurde sie zerschlagen und das Metall teils für Kanonen, teils für Münzen verwendet.

[8]) In der chapelle de la vierge.

[9]) Der jetzige Turm heißt Grosse Horloge, stammt aber von 1839.

[10]) Vielleicht Rue de la Miette.

[11]) St. Germain en Laye.

[12]) Nicht zu identifizieren.

[13]) Marie Françoise d'Harcourt, Tochter des Grafen Charles de Brancas und Frau des Alphonse Henri Prince d'Harcourt aus dem Hause Lothringen-Guise.

[14]) Jakob II. Stuart, der nach seinem Sturze im Jahre 1689 sich nach Frankreich geflüchtet hatte, erhielt von Ludwig XIV. das Schloß St. Germain als Residenz angewiesen. Seit der Restaurierung des Schlosses unter Napoleon III. existieren die von Jakob II. bewohnten Gemächer nicht mehr.

[15]) Die zweite Gemahlin Jakobs, Maria Beatrix von Modena.

[16]) Jakob Eduard Franz, geboren 1688, lebte später als Prätendent meistens in Italien, wo er 1766 starb. Er ist bekannt unter dem Namen Chevalier de St. George. Seine Echtheit wurde von den Gegnern des Hauses Stuarts angezweifelt.

[17]) Maria Luise, geboren 28. Juni 1692.

[18]) Jakob, Herzog von Berwick, geboren 1670 als Sohn Jakobs II. und seiner Maitresse Isabella Churchill, Schwester des Herzogs von Malborough, trat in französische Kriegsdienste, in denen er sich so auszeichnete, daß ihm 1706 die Würde eines Marschalls von Frankreich zuteil wurde. Er fiel im Juni 1734 bei der Belagerung von Philippsburg.

[19]) Wahrscheinlich Heinrich, Herzog von Albermarle, ebenfalls ein Sohn Jakobs und der Isabella Churchill, geboren 1672 und in Frankreich gestorben 1702.

[20]) Das Schloß Madrid, das von Franz I. im Bois de Boulogne erbaut worden ist. Und zwar soll er es errichtet haben in Erinnerung und nach den Plänen desjenigen Schlosses, in dem er von Karl V. nach der Schlacht von Pavia gefangen gehalten wurde.



1656 errichtete Jean Hindret darin die ersten Strumpfwebereien. Der größte Teil des Schlosses wurde unter Ludwig XV. demoliert, der Rest später als Restaurant eingerichtet.

[21]) Die beiden Personen nicht zu identifizieren.

[22]) Gemeint ist wohl eine der drei Brücken Pont Notre Dame, Pont au Change und Pont St. Michel, die damals mit Häusern bebaut waren.

[23]) Unter Ludwig XIV. angelegt von Le Nôtre.

[24]) Hampton Court Palace an der Themse, dessen Gärten von Wilhelm III. in französischem Stil angelegt worden.

[25]) 1783 war er noch vorhanden. In einer Reisebeschreibung aus jener Zeit heißt es: „il faut laisser les badauds s'extasier à la vue de la figure colossale de Saint Christophe, nous nous dispensons d'avertir sérieusement, combien toute cette fabrique est détestable". (De la Roque, Voyage d'un amateur des arts en Flandre etc. I, 83).

[26]) Darunter sollen allein ca. 20 von Philippe de Champagne gewesen sein. (De la Roque I, 83).

[27]) Louis Antoine de Noailles, Kardinal seit 1700 und Erzbischof von Paris seit 1695.

[28]) Angelegt von Marie de Medici, die nicht weniger als 1800 Ulmen in einer großen und zwei kleineren Alleen pflanzen ließ. In der großen konnten 6 Wagen nebeneinander fahren.

[29]) Nach Camille Rousset, Histoire de Louvois I, 252 ff. war Louvois derjenige, der den Anstoß zur Gründung gab, so daß er von ihm sagen konnte: „il a fondé les Invalides". Auch ging von Louvois der Vorschlag aus, von allen Ausgaben des Kriegsdepartements 2 Pfennig vom Pfund zu gunsten der Stiftung abzuziehen.

[30]) Dôme des Invalides erbaut von J. Hardouin-Mansart. Der Verfasser meint jedenfalls mit dem Turm die vergoldete Kuppel.

[31]) Der Verfasser irrt sich. Er kann nicht die fern abliegende faubourg St. Antoine meinen, sondern sehr wahrscheinlich die Rue St. Honoré.

[32]) Jetzt Place Vendôme, angelegt von J. Hardouin-Mansart.

[33]) Die Reiter-Statue Ludwigs XIV. wurde 1693 von dem berühmten Zürcher Kunstgießer Johann Balthasar Keller nach den Zeichnungen von François Girardon in einem Stück gegossen und galt als sein bedeutendstes Werk. Den Guß der 21 Fuß hohen Statue sah man für eine damals unerreichte Leistung an. In der Revolution ging dieselbe zu grunde und wurde durch eine Freiheitsstatue ersetzt, die 1806 der Ehrensäule Napoleons Platz machen mußte.

[34]) Philipp Herzog von Orleans, jüngerer Bruder Ludwigs XIV., stirbt 1. Juni 1701.



[35]) Rue Dauphine.

[36]) Palais de Justice.

[37]) Gegründet von Anne d'Autriche als Votivkirche für die Geburt Ludwigs XIV. Der prächtige Bau wurde von Mansart errichtet und 1666 vollendet.

[38]) In der Krypta von Val-de-Grâce wurden die Herzen der Angehörigen des französischen Königshauses beigesetzt.

[39]) Gemeint ist die Kuppel.

[40]) 1693 schenkte Ludwig XIV. seinem Bruder das Palais Royal.

[41]) Philipp von Orleans, Herzog von Chartres, Neffe Ludwigs XIV., nahm nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs von Orleans an. Berüchtigt durch seine Ausschweifungen ist er in der Geschichte Frankreichs bekannt als Regent zur Zeit der Minorität Ludwigs XV.

[42]) Gemeint ist die Place des Victoires, die von J. Hardouin-Mansart teilweise auf Kosten des Marschall de la Feuillade 1685 angelegt worden war.

[43]) Die vergoldete Statue wurde 1792 zerstört und 1822 durch die jetzige ersetzt. De la Roque I, 123, schildert sie folgendermaßen: „Ce prince est revêtu des habits de son sacre, un cerbère est sous ses pieds. La Victoire lui met d'une main sur la tête une couronne de lauriers et tient de l'autre un faisceau de palmes et de branches d'oliviers.

[44]) Sie stellten die von Frankreich besiegten Nationen dar.

[45]) Es waren Bronzereliefe die zum Ausdruck brachten: 1) La préséance de la France sur l'Espagne en 1662. 2) La conquête de la Franche-Comté en 1668. 3) Le passage du Rhin en 1672. 4) La Paix de Nimègue en 1678. Außerdem waren noch dargestellt andere Ereignisse aus der Regierungszeit Ludwigs XIV., wie l'abolition des duels, la destruction des hérésies.

[46]) Louis, Sohn Ludwigs XIV., genannt le Grand Dauphin, geboren 1661, stirbt 1711.

[47]) Von Molière.

[48]) Louis, Duc de Bourgogne, älterer Sohn des Grand Dauphin, Zögling Fénélons. Geboren 1682, stirbt 1712.

[49]) Charles, Duc de Berri, Bruder des Duc de Bourgogne, geboren 1686, stirbt 1714.

[49a]) Franz von Clermont-Tonnerre, Bischof von Langres 1695 bis 1724.

[50]) Vielleicht Anton Högger, Baron von Presle, der als Banquier in Paris lebte und durch seine Schenkung von Büchern an die Basler Universitätsbibliothek bekannt ist.

[51]) Hieronymus Gemuseus, Sohn des Hieronymus, Pfarrers und Dekans in Benken, und der Anna Rippel, der Schwester der



Ursula Rippel, der Mutter Respingers, wurde geboren 1674, erhielt 1709 die Ämter eines Präzeptors am Gymnasium und eines Sigrists am Münster. Er stirbt 1736.

[52]) Gobelins. Ludwig XIV. hatte die Fabrik auf Betreiben Colberts 1662 erworben. Der erste Direktor war Le Brun, dem 1695 in der Oberleitung P. Mignard nachfolgte. Neben den Tapeten wurden daselbst zur Ausschmückung der königlichen Schlösser Goldschmiedearbeiten und Skulpturen hergestellt.

[53]) Die Galerie de Glaces, die 1684 vollendet ward.

[54]) Marie Adélaide, Tochter des Victor Amadeus II. von Savoyen und der Anna Maria von Orleans, 1697 verheiratet mit dem Duc de Bourgogne, stirbt 1712.

[55]) Bosquets.

[56]) Erbaut 1687—88 nach den Plänen von J. Hardouin-Mansart.

[57]) Maria Anna, Tochter Ludwigs XIV. und der La Vallière, geboren 1666, verheiratet mit Ludwig Armand, Prinz von Conti, 1680, Witwe seit 1685.

[58]) Marly erbaut nach den Plänen von Jules Hardouin-Mansart in den Jahren 1679—1690. Wurde zerstört 1793. In Marly weilte Ludwig XIV. nur mit einem kleinen Teile des Hofstaates. Es galt daher als besondere Auszeichnung, wer eine Einladung für einen Aufenthalt daselbst erhielt. Trianon reservierte der König für sich und seine nächste Umgebung. Es hieß daher von den königlichen Schlössern, Versailles habe der König für den Hof gebaut, Marly für seine Freunde, Trianon für sich selbst.

[59]) Louis Blouin war seinem Vater als premier valet de chambre 1665 nachgefolgt, im Jahre 1701 erhielt er nach dem Tode des andern premier valet de chambre Bontemps, also kurz vor dem Besuche Respingers, die Intendantur der Schlösser von Versailles und Marly, die einst sein Vater schon innegehabt. Er stirbt 1729. Seine Charakteristik s. bei Saint-Simon, Mémoires II, 430 édit. 1873.

[60]) Kanton Schwyz.

[61]) Die Grabarbeiten kamen Ludwig XIV. teuer zu stehen, da die Truppen, die er hierbei verwandte, durch Krankheiten mehr als dezimiert wurden, daher er beim Ausbruch des Orleans'schen Krieges im Jahre 1688 sein Heer so geschwächt sah, daß er den Plan gut hieß, wonach zum Schutze des eigenen Gebietes die benachbarten Reichslande in eine Wüste verwandelt werden sollten.

[62]) Gemeint ist der Aquädukt.

[63]) Das Schloß erbaut und angelegt 1688 nach den Plänen von A. Le Pautre und J. Hardouin-Mansart wurde im Deutsch-Französischen Krieg von 1870 durch Bomben aus Paris zerstört.



[64]) Pierre Mignard, geboren zu Troyes 1610, wurde 1690 nach Le Brun's Tode premier Peintre und directeur des manufactures royales, sowie directeur de l'academie royale. Er stirbt 1695 Wie Mansart für die Architektur, Girardon für die Skulptur, so war Mignard für die Malerei beim Hofe Ludwigs XIV. maßgebend.

[65]) 1. Maria Luise von Valois, geboren 1675, verheiratet mit Herzog Karl von Berri 1710, Witwe seit 1714, stirbt 1719. Sie war berüchtigt wegen ihres ausschweifenden Lebens. 2. Luise Adelheit von Chartres, geboren 1698, geht ins Kloster und wird 1719 Äbtissin von Chelles. 3. Charlotte Aglae von Valois, geboren 1700, verheiratet mit dem Erbprinzen Franz von Modena 1720.

[66]) Maria Franziska, genannt Mademoiselle de Blois, Tochter Ludwigs XIV. und der Madame de Montespan, verheiratet mit Herzog Philipp von Chartres, dem spätern Herzog von Orleans und Regenten von Frankreich, stirbt 1723.

[67]) Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig, geboren 1652, heiratet 1671 den Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., stirbt 1722.

[68]) Damals im Besitze des Grand Dauphin, der es auf alle Weise verschönerte. Bei der Belagerung von 1870/71 ging das Schloß zu grunde.

[69]) Der Cardinal von Lothringen ließ hier durch Ph. Delorme im Jahre 1552 ein prächtiges Schloß erstellen. Es kam dann später im 17. Jahrhundert in den Besitz Louvois und nach dessen Tode in die Hände Ludwigs XIV., der das Schloß seinem Sohne überließ.

[70]) François Louis, Sohn des Armand, Prinz von Conti, und der Anna Maria Martinozzi, Nichte Cardinal Mazarins, geboren 1664. Er stirbt 1709.

[71]) Lücke im Text. Vielleicht war es der Zeremonienmeister Marquis de Dreux.

[72]) Ludwig Heinrich, Herzog von Enghien, Sohn des Ludwig, Herzog von Bourbon, und der Luise Franzisca von Nantes, Tochter Ludwigs XIV. und der Madame de Montespan, geboren 1692.

[73]) Wahrscheinlich der 1677 geborene Sohn des Bonifazius Burckhardt und der Elisabeth David.

[74]) Galt im ganzen mit wenig körperlichen Reizen ausgestattet.

[75]) Die Spiegelmanufaktur wurde unter Ludwig XIV. in Frankreich eingeführt.

[76]) Die Colonnade von Claude Pérault.



[77]) Nicht erst seit dem Tode Colberts, sondern schon 1676 wurde mit Bauen aufgehört, da das Interesse Ludwigs XIV. sich auf Versailles konzentrierte.

[78]) Erbaut von Marie de Medici im Jahre 1615 nach den Plänen von Salomon Brosse.

[79]) 1621 bestellte Marie de Medici bei Rubens eine Serie von Bildern, die ihren Lebenslauf in allegorisch-historischer Weise darstellen sollte. Bis zum Jahre 1625 waren 13 Bilder zu Antwerpen fertiggestellt und dann in ihrem Palast in Paris in einer eigenen Galerie angebracht. Die Bilder befinden sich jetzt im Louvre in der sogenannten Galerie Rubens.

[80]) Wahrscheinlich Johann Rudolf Eckenstein, geboren 1676, gestorben 1741, der 1718 Anna Maria Respinger, eine Verwandte des Verfassers, heiratete.





Die französische Artillerie im Schwabenkrieg.

Von Emil Dürr.

Der Ausbruch des Schwabenkrieges fiel mitten in die Vorbereitungen hinein, welche der französische König Ludwig XII. zur Eroberung des Herzogtums Mailand machte, auf das er gegenüber dem jetzigen Inhaber desselben, Lodovico Sforza, von seiner Großmutter her Ansprüche erhob. Maximilian, der deutsche König, Neffe des mailändischen Herzogs und nomineller Lehensherr der Lombardei, ohnehin nach allen Seiten beschäftigt, war durch den Krieg mit den Schweizern gezwungen, seine Landsknechte an dem obern Rheine festzulegen und verhindert, sie dem Mailänder zulaufen zu lassen. Dies gereichte Ludwig XII. zu unendlichem Vorteil. Er wußte ihn aber noch dadurch zu vertiefen, daß er sich die Eidgenossen anderthalb Monate nach Beginn des Schwabenkrieges durch ein Defensivbündnis verpflichtete. Der Franzose gewann dadurch Einfluß auf die politischen Entschließungen der Eidgenossen, und die Tausende von Schweizersöldnern strömten



trotz des Krieges im eigenen Lande i h m und nicht dem Herzog von Mailand zu.

Es war zu erwarten, daß die Eidgenossen, die bisher stets Abgeber von Kriegsmannschaft gewesen waren, eine Unterstützung dieser Art nicht verlangen würden. Der Gewinn aus dem französischen Vertrage fiel ihnen in Form von barem Gelde zu, an welchem sie offenbar Mangel litten. Der König verhieß den zehn Orten auf die Dauer des Vertrages insgesamt eine jährliche Pension von 20 000 Franken auszuwerfen und sie im Kriegsfalle jährlich mit 80 000 rheinischen Gulden zu unterstützen. Eine Stelle des Vertrages nahm Bezug auf den gegenwärtigen Krieg und legte dem König nahe, mit tätlicher Hilfe die Eidgenossen mit dem zu versehen, was Lage und Bedingungen des Krieges verlangen würden. Es fand damit in dem Vertrage in allgemeiner Fassung ein Begehren Ausdruck, welches die Eidgenossen schon vor Abschluß des Bündnisses als besonderen Wunsch an den französischen Gesandten gestellt hatten, es möge sie nämlich der König in diesen schweren Kriegsläufen mit seinem Geschütz, Pulver, Stein und Büchsenmeistern unterstützen. Die Eidgenossen sahen demnach die Belagerung fester feindlicher Plätze voraus.

Der Vertrag mit dem französischen König wurde am 16. März 1499 geschlossen. Schon eine Woche nachher ließen die Eidgenossen den König durch einen Brief ihr Anliegen in Bezug auf schwere Artillerie wissen; ihr Begehren sind „Kanonen mittlerer Größe, Kartaunen, Feldschlangen und ähnliche Geschütze in einer Zahl, die Eurer kgl. Majestät angemessen und uns nutzbringend ist, dazu Geschützmeister, Pulver, Steine und was erforderlich ist, Städte und Burgen zu zerstören.“ An der Tagsatzung, die in den ersten Tagen des April in Zürich stattfand, bekam dann Freiburg den Auftrag, mit der französischen Botschaft des Geschützes wegen zu reden



und nötigenfalls an den König selbst zu gelangen, damit die französischen Büchsen nebst Zubehörde beförderlich hergeschafft würden. Im besondern baten die Luzerner, Freiburg möchte seiner Botschaft an den König den Auftrag mitgeben, sie möchte ihnen in Frankreich zwei Büchsenmeister bestellen und herausschicken, „da wir mit keinem Schützenmeister, der das große Geschütz fertigen kann, versehen sind.“

Am 9. April erhielt der Stadtschreiber von Freiburg, Niklaus Lombard, den eidgenössischen Beglaubigungsbrief an Ludwig XII. zugestellt und reiste nach Lyon ab. Doch verzögerte seine Reise eine Überschwemmung, so daß er erst am 18. April in Lyon eintraf. Den König selbst fand er dort nicht. Doch unterrichteten ihn dessen Vertreter von dem guten Willen ihres Herrn, das Geschütz den Eidgenossen zu schicken, welcher Trost durchaus nötig war, da man sich in der Eidgenossenschaft über die Versprechungen des Königs mit zweifelhaften Hoffnungen trug. Um diese Zeit war nämlich denen von Freiburg von ihren Hauptleuten im Klettgau, wo die Eidgenossen daran waren, die Städtchen und Schlösser dieser Gegend zu erobern, ein vertrauliches Schreiben zugekommen, wonach man ihnen mit deutlichen Worten zu verstehen gegeben, es möchten nun die Herren in Freiburg, die den Eidgenossen das Bündnis so schön angegeben, auch dafür sorgen, daß der König recht bald und sicher seinen Versprechungen nachkomme; sollten die Eidgenossen verlassen sein, so möchten die gnädigen Herren zu Freiburg bedenken, „wohin die sach langen wurde“, eine Äußerung, die wieder so recht deutlich die Ungeduld offenbart, welche die alten Eidgenossen von jeher im Belagerungskrieg gezeigt hatten. Die Freiburger haben es denn auch für geratener gefunden, die beiden französischen Büchsenmeister, die Lombard für Luzern besorgt hatte, in das eidgenössische Lager weiterzuschicken; sollte man ihrer dort



nicht bedürfen, so möge man sie, wie erbeten, Luzern zuweisen.

Unterdessen war Lombard am 29. April beim französischen König eingetroffen, der eben in Monti (Mont Brison, dép. Loire?) weilte. Am andern Tage wurde er vom König empfangen, überaus freundlich und gnädig. Was die Artillerie anging, so erhielt er den Bescheid, daß „sechs Houptstück und vier Faucon“ zu Auxonne, am Oberlaufe der Saone, hart an der hochburgundischen Grenze lägen, mit Meistern, Pulver, Gestein, Eisen, Blei usw. Die Eidgenossen hätten es nur dort zu holen. Das Bedenken Lombards, der Stücke könnten zu wenige sein, beschwichtigte der König mit dem Hinweis auf die Vortrefflichkeit der Geschütze und auf deren reichliche Ausstattung mit Munition; übrigens leiste ja eine große Kanone täglich dreißig Schüsse. Sollte hingegen Not am Mann sein, so wolle der König weiter mit Geschütz eintreten. Zum Transport der Geschütze samt Zubehörde seien 180 Pferde und 30 „Reding“ (Achsen) nötig. Leute, die im Schießen, Gießen, Zimmern und in allen Dingen gut unterrichtet wären, würden mitgegeben. Man einigte sich nun dahin, daß die Eidgenossen, die durch eine Botschaft an Freiburg ihre Ungeduld erneut gezeigt hatten, das Geschütz in Auxonne abholen sollten, und es war der Weg durch Burgund vorgesehen, wiewohl Lombard den Neutralitätsversicherungen des Prinzen Johann II. von Oranien, Statthalter von Maximilians Sohn, Erzherzog Philipp von Burgund-Habsburg, nicht recht traute, gewiß in der Erwägung, man verlange denn doch von dem Statthalter zu viel, wenn man ihm zumute, er möchte Artillerie, die zum Gebrauche gegen den Vater seines Fürsten bestimmt war, zu den Eidgenossen passieren lassen. Soweit durfte sich die Neutralität von Habsburgisch-Burgund nicht erstrecken. Immerhin schrieb der französische König, wohl nur zur Form,



an den Statthalter von Burgund, er möchte darauf achten, daß beim Durchpaß durch das hochburgundische Gebiet weder dem Geschütze noch dessen Begleitmannschaft etwas zustoße.

Am 12. Mai war die Tagsatzung zu Zürich über den Stand der Dinge unterrichtet. Sofort wurden Tschan Mussely von Freiburg und Hans Etterli von Bern mit dem Hauptmann Nußbaumer, der augenscheinlich schon bei Ludwig XII. gedient hatte, nach Auxonne abgeordnet, das Geschütz zu besehen und sich zu erkundigen, auf welchem Wege man es am besten beschaffen könne. Zugleich wurden Bern, Freiburg und Solothurn, als die westlichen Kantone, angegangen, sie möchten sich zur Übernahme und Begleitung des Geschützes bereit erklären.

Mussely, Etterli und Nußbaumer nahmen ihren Weg über Hochburgund, um mit dem Statthalter Johann von Oranien zugleich wegen Durchpaß des Geschützes durch das burgundische Gebiet Rücksprache zu nehmen. Doch ging der Prinz nicht auf das Begehren der eidgenössischen Boten ein, auch nicht auf die Drohung hin, man würde das Geschütz mit 8 oder 10 000 Mann holen. Er bat sie dringend, das Geschütz weder mit noch ohne Macht durch das Land zu führen. Es blieb demnach den drei abgeordneten Eidgenossen nichts anderes übrig, als das Geschütz in Auxonne zu besichtigen und bei ihrer Heimkehr am 29. Mai der Tagsatzung vorzuschlagen, für das Geschütz den sichern Weg durch Savoyen zu wählen; es sei ebensogut zu bewerkstelligen und von geringern Kosten. Wenn die Eidgenossen nun beschlossen haben, auf die Benützung der hochburgundischen Straßen für das französische Geschütz zu verzichten, so geschah dies gewiß hauptsächlich unter dem Einfluß der westlichen Orte, besonders von Bern und Solothurn, die ihre westlichen Flanken nicht durch Ausbruch von Feindseligkeiten mit Hochburgund noch mehr gefährdet sehen wollten als sie dies ohnehin von seiten der Deutschen schon waren.



Im schwäbischen Lager aber war man über das Vorhaben der Eidgenossen vollständig unterrichtet. Man wußte, daß das französische Geschütz in Dijon oder in Auxonne lag, man kannte ungefähr den Bestand der Geschütze: 24 große Schlangen und acht große Kartaunen; man hatte Kenntnis von den Drohungen der eidgenössischen Gesandten beim Statthalter von Hochburgund. Trotz dessen entschiedener Ablehnung fürchtete man auf deutscher Seite, Ludwig XII. möchte auf Grund seines Sonderfriedens mit Hochburgund den Durchpaß für sein Geschütz verlangen und man legte sogar den Bewegungen eines einige tausend Mann starken eidgenössischen Haufens um Stockach, weit draußen im Hegau, die Absicht unter, sich mit andern Eidgenossen, die im Sundgau drunten vor Mörsberg, zwei Stunden westlich vor Pfirt lagen, zu verbinden und das französische Geschütz mit Gewalt in Auxonne zu holen. Die Deutschen sahen sich vor, zogen im Sundgau Truppen zusammen, um in der Freigrafschaft des französischen Königs Geschütz aufzugreifen.

Die Eidgenossen hatten aber endgültig ihren Plan, den ungemein kürzeren Weg über Hochburgund in Anspruch zu nehmen, aufgegeben. Denn schon am 3. Juni ward auf der Tagsatzung zu Zürich eine Abordnung gebildet, bestehend aus Marx Röischt, Bürgermeister von Zürich, Johann Lindner von Bern, Hans Schürpf von Luzern, Walter an der Gassen von Uri, Franz Arsent von Freiburg und Benedikt Hugi von Solothurn. Auftragsgemäß verfügte sich diese Abordnung zuerst zum Herzog Philibert von Savoyen, um für das französische Geschütz freien Durchpaß zu erwirken. Doch nahm der Savoyer eine abwartende Haltung ein und statt daß er eine genügende Antwort gab, stellte er unverfroren das Begehren um eidgenössische Söldner. Es wird auch berichtet, er habe zur Begründung seiner ablehnenden Haltung den römischen König



und das römische Reich vorgeschützt. Doch die Botschaft ließ sich dadurch nicht beirren. Sie hieß das Geschütz, das sie in Dijon oder Auxonne vermutete, vorrücken, so weit es nur ging. „Wo man uns dann hindert“, lassen sie nach Hause vernehmen, „so wissen wir, von wem wir solches hindern haben; anders wissen wir ihm (dem Herzog) jetzt mals nicht zu tun.“

Am 27. Juni trafen die Eidgenossen in Auxonne beim französischen Gouverneur von Burgund ein, bei Engelbert von Cleve. Der König hatte dem Begehren der Tagsatzung, statt der vier Faucons vier große Geschütze zu liefern, willfahrt. Sie trafen also acht große Stücke vor, so groß, wie sie in Freiburg keine hatten; sechs von ihnen schoßen eiserne Kugeln, zwei steinerne; dazu lagen 200 Zentner Pulver bereit. Vier Streitbüchsen wiesen sie zurück, weil sie deren genug besäßen. Als Bedienungsmannschaft waren zwölf Geschütz- und Büchsenmeister, zwei Büchsengießer und sonst noch 50 Leute, „es sigen grober steingießer“, anwesend. 150—200 Pferde hielt man für den Transport des Geschützes nötig.

Vom Herzog von Savoyen war trotz seines Versprechens keine Antwort, wie er sich verhalten werde, in Auxonne eingetroffen. Ungeachtet dessen trat man aber den etwas umständlichen Weg an. Das Geschütz wurde samt Park auf die Saone verladen, bis nach Lyon hinuntergeschifft und dann, immer zu Schiff, die Rhone flußaufwärts gezogen.

Die eidgenössische Abordnung, die das Geschütz begleitete, überbrachte Ludwig XII. in Lyon den Dank der Tagsatzung. Der Transport der Geschütze die Rhone hinauf verzögerte sich aber, weil vom Herzog von Savoyen immer noch kein Geleitsbrief eingetroffen war. Die Abordnung ließ dies die Tagsatzung wissen. Diese wurde beim Herzog vorstellig. In einem bittersüßen Briefe, der nicht frei von Drohungen war — der Transport möge nicht gestört werden, wenn fürwahr Seine



Hoheit Gefahren, Schwierigkeiten und Nachteile, welche leicht daraus folgen könnten, zu verhindern wünscht — wurde dem Herzog nahe gelegt, er möge dem Geschütz samt Zubehör ohne jegliche Störung freien Durchpaß durch sein Land gewähren. Der Herzog, der eines Teils mit Bern und Freiburg verbündet, anderseits dieser beiden Orte Schuldner war, dazu in seiner nächsten Nähe Ludwig XII. Heer zu Lyon zum Zuge nach Italien sich sammeln sah, stellte den Geleitsbrief nunmehr aus, ohne Söldner herauszupressen. Am 8. Juli waren die Eidgenossen zu Lyon im Besitz des Briefes.

Das Geschütz kam die Rhone hinauf, über Seyßel und wurde wohl unterhalb Genf, vor Ecluse, ausgeladen und zu Lande über Genf und Morges in die Eidgenossenschaft hinein geführt.

Die Freiburger und Berner holten das Geschütz in Morges ab, am Abend des 22. Juli traf es über Echallens in Payerne ein, von wo es augenscheinlich über Freiburg nach Bern weitergeführt werden sollte. Die eidgenössische Botschaft, welche das Geschütz hinaus begleitet hatte, kam schon am 23. Juli, am Tage nach der Schlacht bei Dornach, in Solothurn an, von wo sie sofort auseinanderging.

Die Tagsatzung zu Zürich beschloß, das Geschütz bis zu der Entschließung, wo man es verwenden wolle, nach Solothurn führen zu lassen; allenthalben sollte für freundliche Aufnahme und Verpflegung des Zuges gesorgt werden; Freiburg selbst sollte eine eigene Botschaft zu dessen Geleit und Schirm vor Unfug abordnen. Die Schlacht bei Dornach ließ den Heranmarsch der französischen Artillerie beschleunigen. Geradwegs, ohne den Umweg über Freiburg und Bern, wurde das Geschütz auf der Straße über Murten nach Solothurn gefertigt, wo es etwa am 26. Juli glücklich eintraf. Es war gute drei Wochen unterwegs gewesen.



Das Geschütz wurde in der Schweiz mit dem größten Wohlgefallen empfangen. Daß es gebührend eingeschätzt wurde, erzählt uns noch dreißig Jahre später der Berner Chronist Anshelm: „Diese Sendung wurde in ganz Frankreich nicht minder geachtet und bewundert, als wenn der König selbst seinen Delphin ausgesandt hätte.“ Und der Luzerner Kanzleischreiber Niklaus Schradin, der unmittelbar nach Beendigung des Schwabenkrieges eine Reimchronik über den Krieg zwischen den Schweizern und den Schwaben geschrieben, widmete auch dem französischen Geschütze in seinem Opus ein Dutzend Verse:

> Darunter ist ettlich geschütz uß Frankreich kommen,
> Dar zu von Franzosen reisig, also hab ich vernommen,
> Die der küng von Frankrich hat uß gesandt,
> Den Eidgenossen zu hilf, zu retten ir land,
> Ouch ze bruchen im krieg und allen iren sachen
> Ungespart, daß der boden solti krachen.
> Den züg habend die Eidgenossen nit gebrucht.
> Denn, nach dem als sie hat beducht,
> Es wär ze tun, den noch ze verhalten,
> Si wolten gott den herren loßen walten;
> Darnach sich der krieg wurde begeben,
> Darnach möchten si mit dem züg leben.

Das prächtige, vielbestaunte Geschütz kam tatsächlich nicht zum Spielen. Doch ist es eine fromme Lüge, wenn Schradin uns glauben machen will, als ob sich die „frumben“ Eidgenossen gescheut hätten, dem lieben Gott voreilig mit den französischen Kanonen ins Handwerk zu pfuschen. Der Schwabenkrieg hat die militärische Sonderpolitik der einzelnen Orte, die sich in den letzten 25 Jahren ihrer großen Kraft bewußt geworden, gar üppig ins Kraut schießen lassen, worüber die ganze Reihe glücklicher Siege und erfolgreicher Treffen nicht hinweg täuschen kann. Denn daß die französische Artillerie, die auf so umständlichem Wege, mit großen Kosten



und mit den besten Erwartungen aus Frankreich in die Eidgenossenschaft hinein geführt worden war, nicht zur Verwendung kam, daran war nur die Uneinigkeit der Eidgenossen schuld. Hatten sich nämlich die Besatzung des Schlosses Dornach, die Solothurner Obrigkeit und deren Hauptleute im Felde auf die Zukunft des französischen Geschützes vertröstet, als eines wesentlichen Mittels, den Hereinbruch des Fürstenbergischen Heeres aus dem Sundgau über Dornach in das Solothurner Gebiet zu hindern, und waren die Berner, wohl nicht ohne Absicht, auf diesen Plan vorerst eingegangen, hatten die Feinde deshalb mit der Möglichkeit gerechnet, das französische Geschütz beim Hülftengraben oberhalb Pratteln abfangen zu können, war weiter nach dem Siege bei Dornach das Geschütz dortselbst überflüssig geworden, so hegten doch schließlich die Solothurner die feste Hoffnung, die französische Artillerie würde dem eidgenössischen Heere bei St. Jakob vor Basel zugeführt werden, damit sie auf einem Zug ins österreichische Sundgau und Elsaß, welche Gebiete den Eidgenossen wehrlos preisgegeben waren, hätte Verwendung finden können. Da aber mußten die Solothurner von ihren Hauptleuten bei St. Jakob erfahren, sie hätten dazu die Zustimmung von den eidgenössischen Hauptleuten nicht erlangen können, indem die einen vorschützten, sie hätten dazu von ihren Herren keinen Auftrag, andere hingegen wollten das Geschütz lieber selbst haben.

Die Stimmung im Felde entsprach der Haltung der Tagsatzung. Es mochte ebenso gut die bedrohte Lage des Solothurner Gebietes als ein Ausweg aus entgegengesetzten Absichten gewesen sein, daß die Tagsatzung befohlen hatte, das französische Geschütz nach Solothurn zu schaffen. Die Eidgenossen strebten während des ganzen Krieges militärisch nach zwei Seiten hin auseinander. Zürich mit den östlichen Kan-



tonen richtete sein Hauptaugenmerk auf Konstanz, das Hegau und Klettgau, vielleicht nicht so sehr aus Eroberungsabsichten als vielmehr aus Gründen der Defensive. Bern hingegen verfolgte seine alte Politik, drängte an den Rhein zwischen Waldshut und Rheinfelden und war stetsfort bereit, von seinem Aargau aus in das österreichische Fricktal hinüberzugreifen. Dieser Ausdehnungspolitik war in hervorragendem Maße stets Zürich entgegengetreten, in ausgesprochener Weise schon vor dreißig Jahren im Waldshuterkrieg. Die beiden Tendenzen prallten nun auch in der Frage, wohin das französische Geschütz zu schaffen sei, aufeinander. Auf der um diese Zeit zu Zürich abgehaltenen Tagsatzung verlangten die Zürcher und die Hauptleute im Schwaderloh, daß zuerst das bischöflich-konstanzische Schloß Gottlieben mit dem französischen Geschütz genötigt und eingenommen würde. Die Königlichen hatten sich dieses Schlosses bald nach Ausbruch des Krieges bemächtigt, unternahmen von ihrem Hauptquartier Konstanz aus unter dem Schutze dieses Schlosses fortwährend Auszüge und beunruhigten in einem fort die starken eidgenössischen Wacht- und Beobachtungsposten im benachbarten Schwaderloh. Die Räte zu Bern hielten aber gleich anfangs dafür, daß das Geschütz nach Brugg, von dort über den Jura, an den Rhein vor eine der vier Waldstädte, Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg oder Waldshut gefertigt werde. Als erste Stadt, die beschossen werden sollte, wurde Laufenburg genannt. Der bernische Bote, Scharnachtal, hatte auf der Tagsatzung in Zürich die Boten von Solothurn und Freiburg in diesem Sinne gewinnen können. Doch man einigte sich in Zürich nicht; das Geschütz blieb in Solothurn.

Als sich in der ersten Woche des August auf dem Tage zu Schaffhausen die Friedensverhandlungen zwischen dem König und den Eidgenossen zerschlugen und man daran dachte, den



Krieg mit aller Macht wieder aufzunehmen, entschied sich eine Mehrheit auf der Tagsatzung dafür, Gottlieben von dem in der ganzen Eidgenossenschaft bekannten Geschützmeister Schwarzhans von Muttenz besichtigen zu lassen, mit dem eidgenössischen Geschütz zu beschießen und falls man damit nichts ausrichtete, sollte man des französischen Königs Geschütz in Aktion setzen. Die für dieses Vorgehen sich entschlossen, wurden geleitet von der Voraussicht, man müßte, wenn Gottlieben nicht genommen würde, den ganzen Winter über eine starke Wache im Schwaderloh unterhalten, welcher die ganze Zeit über die Königlichen in Gottlieben auf dem Halse liegen würden. Bern und seine Partei glaubte man mit dem Versprechen zu beruhigen und zu gewinnen, man werde nach Einnahme von Gottlieben, sofern man auf die Belagerung von Konstanz verzichte, vor die vier Waldstädte rücken. Wenn es die Freiburger Hauptleute nur bedauerten, daß das französische Geschütz „sol für ein arms schloß gefürt werden, do ir, miner herren dri stett, baß groß sachen möchten tun, so jeder man ist erschrocken", so weigerte sich Bern einfach, auszurücken, sofern man mit dem französischen Geschütz vor Gottlieben ziehen wolle; es beschränke sich in diesem Falle mit dem Auszuge in seine Landschaften und nach Liestal, von welchem es um Hilfe gemahnt worden sei. Daß die Franzosen zu Solothurn, welche zum Teil im Jahre 1494 mit Karl VIII. nach Neapel gezogen, es überdrüssig wurden, auf der faulen Haut zu liegen, kann nicht verwundern. Stetsfort plagten sie Solothurn, sie wollten ihr Geschütz gebrauchen, begehrten an die Städte am Rhein zu ziehen, um mit diesen „eins tags grech zu werden", hielten sich auf über die großen Kosten von hundert Gulden täglich, bedeuteten, sofern man nicht bald aufbreche, müßten die Eidgenossen alles, was darauf ginge, selbst bezahlen, so daß schließlich Solothurn, das überdies für die Verpflegung des



ganzen Parks zu sorgen hatte, froh gewesen wäre, wenn man ihnen die Franzosen vom Hals gewiesen hätte. Das Geschütz des Königs blieb aber in Solothurn.

Man dachte auf einer spätern Tagsatzung wieder daran, das französische Geschütz im Sundgau zu verwenden, wo man eine Verstärkung und Bewegungen der Feinde bemerkt hatte. Doch es waren nun schon die Friedensverhandlungen zu Basel im Gange, vom 18. bis 25. August und vom 6. zum 22. Sept. Dadurch gerieten die militärischen Unternehmungen in eine gewisse Unsicherheit, und schließlich war Bern, vielleicht unter dem Einfluß des mailändischen Herzogs, einer Weiterführung des Krieges abgeneigt. Vergeblich bat Luzern den Rat von Bern, auf den nächsten Tag nach Zürich, 5. September, Botschaft nach Zürich zu senden, „allda ratslag zu tun, wann und wohin wir Eidgenossen das frankerichische geschütz füeren und gebruchen, domit diß summerliche zit, so noch vorhanden, nutzlich angeleit und wir dester fruchtbarer zu einem bestandlichen und erlichen friden kommen." Die Kanonen des französischen Königs sollten also den Forderungen der Eidgenossen gegenüber König Maximilian mehr Nachdruck verleihen. Die Aufforderung Luzerns half nichts; die Berner Boten kamen auf die Tagsatzung ohne Instruktion betreffs die französischen Kanonen. Noch während den zweiten Friedensverhandlungen zu Basel wollte man die Zeit des Waffenstillstandes benutzen, um die französische Artillerie vor Gottlieben zu fertigen, hatte man dies im Falle des Wiederausbruches des Krieges gewonnen, so gedachte man, mit ihr vor die Städte Feldkirch und Bregenz zu rücken.

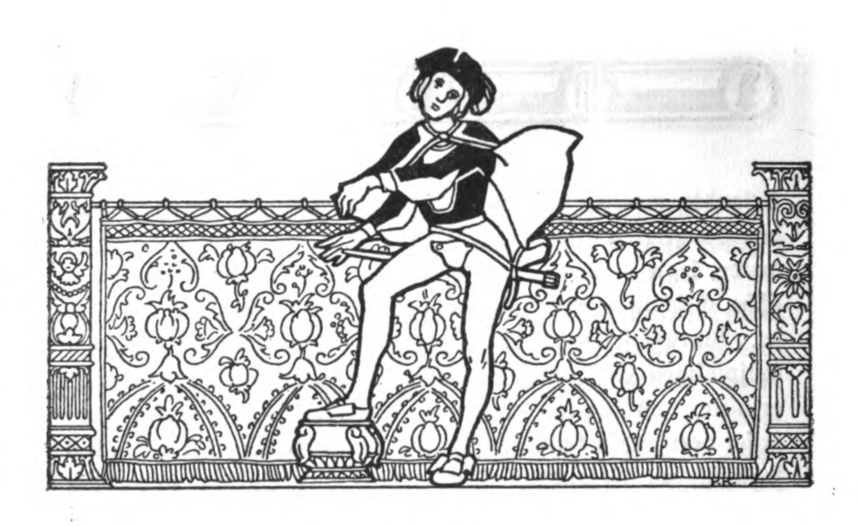
Solothurn seinerseits hätte es ja freudig begrüßt, wenn es der durch die französische Artillerie ihm obliegenden Lasten nach sechs Wochen endlich los und ledig gewesen wäre. Es sollte nicht mehr lange warten müssen. Wie der französische



Gesandte merkte, daß der Friede zwischen Maximilian und den Schweizern trotz seinen Quertreibereien zustande kommen werde, legte er den Eidgenossen nahe, sie möchten das französische Geschütz zurückschicken, da der Krieg nun doch beendet sei. Warum sollte König Ludwig denn in der Schweiz einen kostspieligen Geschützpark unterhalten, der seinen Zweck nicht erfüllte, und den er zu seinem eigenen Vorteil jetzt gerade besser verwenden konnte? Die Eidgenossen gaben der Bitte des französischen Gesandten statt, ließen 400 Gulden unter die Büchsenmeister, Hauptleute und Reisigen, die den Eidgenossen zu Ehren und Dienst mit herausgekommen waren, verteilen, was Solothurn in der Eidgenossen gemeinsamen Namen und Kosten übernahm. Die vielbestaunten, mächtigen französischen Geschütze, deren Erfolge, die sie verheißen, einer leidigen und kleinlichen Sonderpolitik zu Opfer gefallen, haben wohl unmittelbar nach dem 22. September, als dem Tage, der den Schwabenkrieg beendete, Solothurn verlassen. Der Gedanke liegt nahe, Ludwig XII. habe sie in der Lombardei spielen lassen, wo er in diesen Tagen eben daran war, die letzten festen Plätze des Herzogs von Mailand zu erobern.

Anmerkung. Dem Aufsatze liegen hauptsächlich folgende Quellenwerke zu Grunde: Eidgenössische Abschiede, Bd. 3, Abtlg. 1. — Quellen zur Schweizer-Geschichte, Bd. 20: Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges, hgb. von Büchi. — Beilage der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. Bd. 14, 15: Urkundenauszüge zur Geschichte des Schwabenkrieges, von H. Witte. — Basler Zeitschrift, Bd. 3. Regesten und Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges aus dem Basler Staatsarchiv, von K. Horner. — E. Tatarinoff, Die Schlacht bei Dornach, Festschrift 1899.





Ein Streit um das Ave-Maria.

Von Karl Gauß.

Am 30. April 1532 anerkannten auf einem Tag in Rapperswil die Toggenburger die weltliche Oberhoheit des Abtes von St. Gallen wieder an, von dem sie sich im Jahre 1530 losgesagt hatten. Zwar blieb die Mehrheit der Landleute bei dem neuen Glauben. Es wurde ihnen evangelische Predigt zugesichert und die Errichtung paritätischer Gemeinden gestattet. Der Abt wagte nicht, mit durchgreifenden Gewaltmaßregeln vorzugehen, um so mehr aber trachtete er auf andere Weise, sich wieder in seine alten Rechte zu setzen. Wurden also zunächst durch den Rapperswiler Vertrag erträgliche Verhältnisse geschaffen, so lagen doch in der Wiederaufnahme der geistlichen Herrschaft die Keime zu endlosen Reibereien, die sich durch zwei Jahrhunderte fortsetzten und von Zeit zu Zeit den konfessionellen Frieden ernstlich bedrohten.

Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges verschlimmerte sich naturgemäß die Lage. Der Abt verfolgte mit neuer Energie die alten Pläne seiner Herrschaft. Im Jahre 1622



mußte sich die Gemeinde von Krummenau-Kappel gefallen lassen, daß in der Kirche ein Altar errichtet und wieder katholischer Gottesdienst gehalten wurde. Die äbtischen Beamten waren gewalttätiger als je. Die Siege der Katholiken in Deutschland erhöhten ihren Mut. Was Wunder, wenn der Groll der Evangelischen sich einmal Luft machte, indem am 9. November 1621 einige Toggenburger den äbtischen Hofammann Ledergerw ermordeten. Erst 8 Jahre später wurden die Schuldigen infolge eines Streites zweier Weiber beim Brunnen entdeckt und hingerichtet; drei gerädert, einer enthauptet. Die Bestrafung der Mörder verbreitete im ganzen Lande großen Schrecken, und der Abt wußte die Stimmung geschickt auszunützen. Die Evangelischen sahen eine trübe Zeit vor sich.

Allein nun trat die große Wendung ein. Als Retter des Protestantismus trat Gustav Adolf, der Schwedenkönig, auf den Plan. Am 24. Juni 1630 landete er mit 16 000 Mann an der Peenemündung. Ein Sieg folgte dem andern. Im Frühjahr 1632 rückte Gustav Adolf nach Süden vor. Die Botschaft von den Niederlagen der Katholischen konnte auch in der Schweiz nicht ohne Wirkung bleiben. Je mehr der große König ihren Grenzen sich näherte, desto zahmer wurden die Katholiken. In dieser Zeit wurde Jost Grob als Pfarrer ins Toggenburg berufen.

Jost Grob, dem schon der Sohn in der Darstellung seiner Jugend und der ersten Jahre seiner Wirksamkeit ein Denkmal gestiftet hat, das dem „kindlichen Herzen" des Sohnes alle Ehre macht, aber mitunter hinter der Verehrung die Wirklichkeit etwas zurücktreten läßt, war am 11. Februar 1611 in Brunnadern im Toggenburg geboren. Er stammte aus einer wohlbemittelten und bei ihren Landsleuten angesehenen Familie, deren Glieder durch ihre evangelische Gesinnung wie



durch tatkräftiges Eintreten für die evangelische Sache im Toggenburg sich auszeichneten, ja zum Teil Hab und Gut, Freiheit und Heimat um ihres Glaubens willen drangaben; so ein Johann Rudolf Kuontz, „ein geliebter Blutsfreund“, der um des Evangeliums willen an Ehr und Gut in Gefangenschaft und vor Landgericht gelitten hatte, namentlich aber ein Vetter, der Kommissar Hans Grob, der einflußreichste evangelische Toggenburger seiner Zeit, der 1672 als 73jähriger halberblindeter Greis den Zorn des Abtes zu spüren bekam, und dessen Sohn, der bekannte Dichter Johannes Grob, der drei Jahre später seine Heimat verlassen mußte.

Jost Grob hatte früh seinen Vater verloren. In Herisau besuchte er die deutsche Schule und „weil man allerlei schöne Gaben an ihm verspüret“, wurde er in die Lateinschule nach Zürich geschickt. Während seiner Studienzeit hatte Antistes Breitinger den größten Einfluß auf ihn und bewahrte dem jungen Manne auch später seine Zuneigung. Nachdem er „durch Gottes Beystand und Güte glückhaft durch alle Lezgen fortgeeilet“, 1630 zum Predigtamt admittiert worden war und noch etwas mehr als ein Jahr „hin und wieder zu Stadt und Land“ mit nicht geringem Lob gepredigt hatte, öffnete sich ihm in seiner engern Heimat ein ernster aber schöner Wirkungskreis.

Es war die Zeit, da der Stern Gustav Adolfs aufgegangen war. Die Verwandten Grobs wünschten, daß der junge Mann sich um die Pfarrstelle in Krummenau-Kappel bewerbe. Der Abt Pius tat, was seit 46 Jahren nicht mehr geschehen war, er wählte am 26. März 1632 einen Sohn des Landes. In Zürich trug man erst Bedenken, dem jungen Manne die Annahme der Wahl zu empfehlen, aber schließlich gab Antistes Breitinger seine Zustimmung. In einem Schreiben vom 6. April wünscht er seinem jungen Freunde Glück zu seinem



Amte, nicht ohne ihn ernstlich zu ermahnen, doch ja alle Vorsicht und Bescheidenheit zu gebrauchen, damit der äbtische Landvogt keine Veranlassung finde, an ihm etwas „zusuchen".

Nicht ohne Zagen aber voll Mut und Glauben trat Grob sein neues Amt am Osterfeste an. Aus seiner Predigt über Mark. 16, der er die Worte Jeremias 1. 7. und 8. vorausschickte, konnte die Gemeinde wohl verspüren, wessen sie sich zu dem jungen Manne zu versehen hätten. „Sollt mir nit viel zu schaffen geben, daß ich, ein noch junges Blut, weiden soll zwo ansehnliche Gemeinden zu diesen höchst betrübten, gefährlichen Zeiten? Ich bin aber der Hoffnung, Gott der Herr werde mir, wie dem jungen Jeremiae, auch meinen Mund berühren und sein Wort in selbigen legen." Der Sohn aber bemerkt dazu: „Da er ihm selbst ein Prophet war, was ihm begegnen werde."

Einen Monat später gründete Grob seinen eigenen Hausstand. Mit jugendlicher Begeisterung begann der einundzwanzigjährige Pfarrer seine Arbeit. Wie einst Zwingli in Zürich, auf den Grob als einen geborenen Toggenburger besonders stolz war, predigte er an den Sonntagen über das Evangelium Matthäus, an den Feiertagen über die Prophezey des Hosea. Besondere Fürsorge wandte er der Jugend zu. Zur großen Freude aller Heilsbegierigen führte er die Kinderlehre ein, obwohl die Papisten nicht damit zufrieden waren und auch einige Pfarrer sie als eine „beschwerliche Neuerung" bezeichneten. In der Schule tat er, unterstützt von seiner Frau, alles, „das Gute in die jungen Geschirr zu pflanzen und sie von allem Bösen, sonderlich vom Schweeren abzuhalten". Er folgte hierin den Anregungen seines Lehrers, Antistes Breitinger, der sich um die bessere Abhaltung der Kinderlehre verdient gemacht hat, ja als dessen Werk die allgemeine Volksschule in Zürich bezeichnet wird. Bei aller „Herzhaftigkeit" war er doch nicht verletzend und seine gewinnende Art machte



auch auf Katholiken einen solchen Eindruck, daß viele „zu dem heiligen Evangelium bekehrt wurden".

Solche Erfolge konnten bei den Gegnern nicht unbeachtet bleiben; darum sehen wir bald, daß der Widerspruch erwachte. An einem Sonntag war Grob der „Herget" auf die Kanzel gestellt worden. Ohne ein Wort zu sagen, schob er ihn beiseite. Als am Sonntag darauf das Experiment wiederholt wurde, rief Grob schon unter der Kirchtüre: „Tut mir den dort dannen". Auch die Mönche des nahen Klosters Neu-St. Johann verfolgten mit steigendem Unbehagen die Tätigkeit des jungen Pfarrers; auch sie setzten ihm zu. Als Grob eines Sonntags die Kirche verließ, trat ihm ein Mann mit den Worten in den Weg: „Wie hast du so lang gepredigt, du lutherischer Ketzer." Grob war erst verblüfft; als man ihm aber erklärte, es sei der Narr aus dem Kloster, da warf er lachend hin: „Ist er ein Narr, so sei er seinem Herrn ein Narr und laß uns mit Frieden." Gelegentlich besuchten ihn auch die Mönche selbst, legten ihm allerlei verfängliche Fragen vor, um ihm Verlegenheiten zu bereiten. Schlagfertig wußte sich Grob aus der Sache zu ziehen. Besonders setzte ihm auch der Hofammann Bridler zu.

Jedoch, was auch bis dahin geschehen war, von einer besondern Gefahr war nicht die Rede. Doch es sollte bald anders werden. Im Spätherbst kam der bereits erwähnte Narr vors Pfarrhaus und rief laut: „Doktor Joßli, ä lug außen, der Schwed ist gestorben." In der Tat, Gustav Adolf war am 16. November 1632 gefallen. Nun schlug bei den Katholiken die Stimmung wieder um. Die Evangelischen im Toggenburg sollten es bald zu spüren bekommen. Denn vom Jahre 1633 verschlimmerte sich ihre Lage zusehends. Der Abt verlangte von den evangelischen Geistlichen, daß sie in den Sonntagsgottesdiensten das Ave Maria beten, den „Weibertauf" anerkennen, bei Nennung des Namens Maria wie beim Mittag-



und Betglockenläuten den Hut abziehen, auf den Gräbern Kreuze aufrichten sollten usw.

Jost Grob berichtete alles, was vorging, an Antistes Breitinger nach Zürich, der ihn in einem Schreiben vom 9. April 1633 zu tapferer Ausdauer, aber auch zur „Fürsichtigkeit“ ermahnte, und dem jungen Pfarrer ans Herz legte, wie wichtig es in solchen Zeiten sei, daß die Evangelischen auch jeden bösen Schein mieden, daß sie würdig des Evangeliums wandelten und Gott bäten, daß er ihren Mund und Lippen bewahre.

Breitinger legte die Mitteilungen Grobs den Behörden vor und konnte am 23. April dem Toggenburger Pfarrer berichten, daß sie „mit Gnaden und väterlichem Mitleiden angenommen worden, und man sei Willens, in treuem Nachdenken zu halten, wie aufs kommlichst Euer aller sammt den biderben Religionsgenossen in dem Toggenburg ein trostliche Rechnung könne getragen werden“. Daß die Behörden Zürichs sich mit der Angelegenheit ernstlich beschäftigten, geht schon daraus hervor, daß Breitinger von Grob über allerlei Dinge Auskunft verlangte, so über Namen und Herkunft sämtlicher Pfarrer, die Person des Dekans und Kammerers, über die Synode und ihre Organisation, weiterhin welche Katechismen im Gebrauch stehen, seit wann das Ave Maria gebetet werden müsse und anderes mehr. Das alles mußte für Grob ein starker Trost sein, um so mehr, als er die betrübende Erfahrung machte, daß „sich etliche Ministri lau und furchtsam zeigten“. Im Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache war er fest entschlossen, Widerstand zu leisten.

Zunächst freilich wagte der Abt doch noch nicht, die standhaften Pfarrer ihre Gehorsamsverweigerung büßen zu lassen. Denn gar zu drohend standen die Schweden an der Grenze, ja am 5. September überschritt General Horn mit seinem Heere



bei Stein den Rhein, um nach Konstanz vorzurücken. Die Nachricht von diesem Neutralitätsbruche brachte die ganze Eidgenossenschaft in Aufregung.

Die kriegerische Entwicklung der nächsten Zeit ließ nicht erkennen, wem das Glück sich günstig zeige; so blieb es über den Winter noch stille. Als aber nach Wallensteins Tode am 25. Februar 1634 König Ferdinand von Ungarn und Graf Gallas die Führung des kaiserlichen Heeres übernahmen, trat für die Schweden eine unglückliche Wendung ein. Das machte sich auch im Toggenburg wieder deutlich genug spürbar.

Die Basler Pfarrer im Toggenburg hatten schon im Laufe des Jahres 1633 wiederholt den Rat von Basel um Abhilfe angegangen. Zum erstenmal verhandelte der Konvent der Pfarrer und Deputaten am 30. April über 5 Klagepunkte, welche die Toggenburger Pfarrer eingereicht hatten. Sie beschwerten sich über das Verbot des Kinderberichts, die Forderung, das Ave Maria zu sprechen, die Forderung der Weibertaufe, sodann des Hutabziehens vor Monstranzen, Kreuzen und Fahnen. Die Geistlichkeit zeigte sich sehr nachgiebig. Sie meinte, den englischen Gruß auf der Kanzel zu sprechen, sei nicht unerlaubt, weil er ein Teil des göttlichen Wortes sei. Es sollte freilich nicht als Gebet oder Anrufung gesprochen werden. Wenn es möglich sei, wünschten sie, daß die Pfarrer durch obrigkeitliche Interzession ganz von der Verpflichtung befreit würden oder es ihrem Gutdünken anheimgestellt würde, da junge und einfältige Leute es für ein Gebet ansähen, und der Abt bald verlangen könnte, sie sollten auch das Unservater und die zehn Gebote auf päpstische Weise sprechen. Sollte der Abt auf seiner Forderung beharren, dann sollte das Ave Maria als ein Adiaphoron betrachtet werden. Und der Abt beharrte auf seiner Forderung und zwang die Obrigkeiten der evangelischen Städte zu weiterem Vorgehen.



Am 27. und 28. Dezember brachten die Basler Gesandten die Angelegenheit an der Konferenz der IV evangelischen Städte in Aarau zur Sprache. Man beschloß damals, die Beschwerden den Geistlichen von Basel und Zürich zur Beratung zuzuweisen und wenn eine Einigung erzielt werde, das Ergebnis der Verhandlungen den vier Städten mitzuteilen, damit man „zu mehrerem Trost der bedrängten evangelischen Toggenburger und zu desto sicherer Handveste ihrer Vorständer" denselben beförderlich einen Befehl zuschicken könne. Inzwischen sollte Basel seinen verbürgerten Kirchendienern schreiben, sie möchten eine solche gemeinsame Antwort mit Geduld erwarten und ihre lieben Zuhörer auch damit vertrösten.

In Basel kam man inzwischen zu einer andern Auffassung der Sache. „Weil wir", so schrieb am 17. Februar 1634 der Konvent der Pfarrer an den Rat, „neben vnseren Mittbrüderen von Zürich sehen, das von dem Gegentheil in diesen vnd anderen sachen ein Religionszwang wölle gebraucht vnd nichts anderes gesucht werden, dann das allgemächlich das Volckh von dem reinen Gottesdienst zu Abgötterey, insonderheit die Kinder, welche das Ave Maria gewohnen (weil es nicht nur stätigs auf der Kanzel, sondern auch von ihren Elteren Morgends vnd Abends vor oder nach dem Vatter Vnser ihnen vorgesprochen wird) geleitet werden; auch mann bei diesem stücklein abermalen die Captivitatem Babylonicam, vnd speerung des Landtsfriedens verspüret; als bitten wir vnd begeren, das die Fratres auch dieser beschwerdt gänzlich möchten entladen werden." Dagegen halten sie auch jetzt noch daran fest, daß das Ave Mariasprechen nicht gegen das Gewissen verstoße.

Vom 21. bis 23. März wurde wieder in Aarau verhandelt. Man war geteilter Meinung. Die einen hielten dafür, es sollte der Abt im Namen der vier Städte aufgefordert werden, seine dem Landfrieden zuwiderlaufenden Handlungen einzu-



stellen, die andern wollten die gestellten Bedenken den Prädikanten mit dem schriftlichen Befehl zukommen lassen, ihre Predigten darnach zu richten. Sollte der Abt oder seine Beamten etwas gegen sie vornehmen, so sollten sie wieder berichten. Jedoch drang die erste Meinung schließlich durch. Am 7. April wurde das Schreiben an den Abt beschlossen und am 12. April abgesandt. Die vier Städte baten den Abt, die evangelischen Untertanen, wie auch ihre Seelsorger bei ungehinderter Übung ihrer Religion und ihres Gottesdienstes verbleiben zu lassen. Der Abt gab eine ungnädige Antwort. Die eingereichten Klagen seien teils unbegründet und ganz unwahr, teils zwar wahr, aber nicht, wie sie bezeichnet würden, „Einträg, Neuwerungen, Zumutungen, Beschwerlichkeiten, Zwang der Lehr und Gwüssen", sondern alte Gebräuche, welche mit dem Toggenburger Landfrieden in Übereinstimmung und bis dahin in steter Übung verblieben seien. Es hätte wohl auch jetzt niemand Klage geführt, wenn nicht „etliche unrühwige gesellen, und wie zu vermuten, zuvorderst etwelche unbehutsame Predikanten die jetzigen Toggenburger verleiteten". Der gereizte Ton dieser Sprache ließ befürchten, daß den Worten bald neue Maßregeln folgen würden. Der Abt stand unter dem Eindruck der günstigen Wendung, welche die kriegerischen Vorgänge für die Katholiken genommen hatten.

Den Pfarrern wurde die Antwort des Abtes mitgeteilt, sie sollten ihre Meinung äußern. Die Antwort war noch nicht eingetroffen, als anfangs Mai die evangelischen Orte während der Tagsatzung in Baden verhandelten. Unterdessen aber ging der Abt zu weitern Maßregeln über.

Der erste, der das wiedererwachte Kraftgefühl des Abtes zu spüren bekam, war der Basler Emanuel à Wengen, Pfarrer in Wildhaus. Seit vier und einem halben Jahre hatte er sein Amt in dieser Gemeinde verwaltet. Mit dem Eifer des Jüng-



lings hatte er seine Arbeit aufgenommen und an dem „trefflich übel erbawenen volck (welches den vnterscheid zwischen der Predig göttliches Worts vnd dem meßopfer wenig wußte vnd vbel verstunde) ohne ruhm hefftig gearbeitet auch Winters Zeit, wider des Orths gewohnheit, damit doch die gutten leut nicht so gar veehisch erzogen wurden, Schul gehalten". Er gewann sich bald das Zutrauen der Gemeinde, zog sich aber auch die Ungunst der äbtischen Beamten zu. Man fing an, ihm aufzupassen und ihn ins Garn zu locken. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten, wo man gegen ihn vorgehen konnte. Wiederholt war beobachtet worden, daß er kein Almosen gab, „wenn man es ihm durch die h. Jungfrau Maria heische", sodann geschah es, daß „auff eine Zeit er bey einer Hochzeit, da ein Evangelischer mit einer Papistin sich verheuratet habe, eine Predig gehalten von der Abgötterey des Königs Salomonis, zu welcher er durch abgöttische Weiber seye verführet worden, worbey er anlaß genommen zu reden, wider die Ehe, so zwischen gläubigen vnd vngläubigen, rechtgläubigen vnd abgöttischen getroffen werden". Es ist wohl zu begreifen und den Gegnern auch gar nicht zu verdenken, wenn sie behaupteten, à Wengen habe die Papisten „abgötterer" genannt.

Zur Wahrheit gesellte sich aber auch die Dichtung. Man behauptete, er habe auf der Kanzel ermahnt, „wenn der Pfaff meß halte, sollen die leut Ihm den rückhen keren". Fatalerweise wurde in dieser Zeit auch ein Brief aufgefangen, den à Wengen von seinem Bruder Hans Jakob erhalten sollte. Darin wurden die Papisten Unbeschnittene, und das Landgericht ein „antichristisches" gescholten. Daneben hatte derselbe auch allerlei Schriften verbreitet. Der Landvogt war daher der Meinung, daß „er mit seinen Schmach Liedern und Pasquillen und auch mit seinem eigen Schreiben sich so vill vertiefft vnd versündigt habe, daß er von jeder Obrigkeit am Leben Lyb



oder Ehr gestraft würde". Der Pfarrer wurde für diese Äußerung seines Bruders auch verantwortlich gemacht. Der Hauptpunkt aber war der, daß er den englischen Gruß auf der Kanzel nicht sprechen wollte. à Wengen muß Schlimmes geahnt haben, denn am 25. April schon wurde im Basler Konvent ein Brief von ihm verlesen, in welchem er um Rückberufung in sein Vaterland bittet und um eine Helferstelle nachsucht.

Den 13. Mai, Dienstag vor Auffahrt, erhielt à Wengen vom Landweibel Fuchs ein kurzes Schreiben, daß ihm der Dienst abgekündet sei. An Auffahrt und dem darauffolgenden Sonntage dürfe er noch predigen, dann sollte er das Land räumen. Der bedrängte Pfarrer begab sich nach Lichtensteig und hielt an, man möchte ihn in seinem Dienst belassen, da er ja nur dem Worte Gottes gemäß predige. Der Landvogt entgegnete „höhnisch und spöttisch": „Was ist das Wort Gottes bey euch? Das Wort Gottes ist eben bey euch ein wächsene Nasen, das ihr tröhen, wohin ihr wollen." Allein er werde ihn nicht mehr annehmen, „man werde es eher mit dem Schwert ausmachen". Es blieb à Wengen nichts anderes übrig als zu gehen, nachdem er „neben vnglaublicher räuche vnd Arbeitsseligkeit des vnbequemen Orths, so nicht umbsonst wildenhaußen heißet", von diesen „tyrannischen" Leuten viel ausgestanden hatte. Ende des Monats verließ er das Land und wandte sich nach Basel. Hier mußte er allererst am 10. Juni vor dem Konvent der Geistlichen Rede stehen.

Daß sein Bruder sich in seiner Äußerung verfehlt habe, wollte man dem entlassenen Pfarrer nicht anrechnen, um so weniger, als er selbst solche Unbescheidenheit nicht gut geheißen, sondern sich beim Landvogt entschuldigt hatte, und der Bruder seinen Brief im Gefängnis büßen und nachher dreimal den Boden küssen und bekennen mußte, daß er Unrecht getan habe. Die Geistlichkeit könnte auch à Wengen gar keinen Vorwurf



machen, wenn er die Papisten Abgötterer genannt hätte, weil „solches keine lesterung were gewesen, sondern die pure lautere Wahrheit". Immerhin betrachteten sie die Handlungsweise zum mindesten als zu unvorsichtig und meinten, er hätte, namentlich in bezug auf das Ave Maria, nachgeben können, er hätte „sich mehrer Fürsichtigkeit, moderation vnd bescheidenheit befleißen" sollen". à Wengen rechtfertigte sich, warum er die Worte, auch nicht mit einer Erläuterung, nicht gesprochen habe. „Er habe es nicht tun können noch wöllen wegen seiner zuhöreren, welche es für ein gebett gehalten, und durch Ihne davon schon eine gute Zeit weren entwennet worden".

à Wengen wurde ernstlich getadelt. Antistes Zwinger aber machte von den Verhandlungen dem Rate Mitteilung: „Vnd ist vnser meinung gantz nicht, ds umb diser vrsachen oder eines mitteldings willen ein trennung in der kirchen vnd andere vnruhen solten angerichtet werden, welches nicht nur der Christlichen Liebe, sondern auch dem Befelch des H. Apostels zu wider were" (Röm. 14. 21). „wan wir wüsten, daß wir mit dem Ave Maria sprechen die papisten könten gewinnen oder vnfriden vnd vnruhen in Christlichen gemeinden hindern, warumb wolten wir ds nicht thun? die Liebe, sagt Paulus, leidet alles, glaubet alles, hoffet alles, sie blähet sich nicht auf." Zwinger schließt mit dem Wunsche für à Wengen: „vnd wölle Gott, daß derselbige ihme solches eine warnung sein lasse in das künfftig."

Der vertriebene Pfarrer fand erst nach drei Jahren in Matt in Glarus wieder ein Amt. Am 6. Juni 1671 wurde er, nachdem er zu viel Malen bei den Vorschlägen des Konventes vom Rate übergangen worden war, nach Bretzwil berufen, wo er am 23. März 1675 starb.

Unterdessen hatten die Ereignisse im Toggenburg ihren Fortgang genommen. Außergewöhnlich häufig versammelte sich



das Landgericht. Donnerstag, den 22. Mai, war ein Mädchen vorgeladen, die Tochter eines der Mörder des Lebergerw. Sie war strafweise katholisch erzogen worden, wollte nun aber wieder evangelisch werden. Das Landgericht wollte sie zur Vernunft bringen; aber sie erklärte, lieber alles als ihren evangelischen Glauben zu lassen. Dafür wurde sie drei Tage und drei Nächte in die Gefangenschaft gelegt. Auf den folgenden Tag, den 23. Mai, waren Grob mit dem Ammann Loser von Krummenau vors Landgericht zitiert. Es waren freilich nicht alle, sondern nur die „fürnembsten Räte" zur Sitzung erschienen. Das Protokoll berichtet darum hierüber nichts. Es handelte sich noch nicht um eine gerichtliche Verhandlung, sondern nur um einen Versuch des Landvogts, den widerspenstigen Pfarrer einzuschüchtern.

Der Landvogt stellte ihn wegen seiner Weigerung, das Ave Maria zu beten, zur Rede, brachte dann aber auch das zur Sprache, was dem Abte und seinen Beamten schon längst ein Ärgernis gewesen war. „Über das lauff er gar zu vil gen Zürich, spinnt da allerley sachen an, bringt da dannen alwegens neuwe Büchli, Tractätly und Zeitungen ins Land, die er theils verschenkt, theils den unterthanen zu kauffen gibt, und hiemit unter dem volk ufruhr und uneinigkeit erwecket." Grob rechtfertigte seine Weigerung, das Ave Maria zu beten. Er tut es mit Worten, wie sie schon Zwingli 1522 in seiner „predig von der reinen gottesgebärerin Maria" geprägt und seinen Brüdern im Toggenburg zugesandt hatte. Das Ave Maria sei kein Gebet, sondern ein Gruß, weil der Engel Maria nicht angebetet, sondern gegrüßt habe. Er könne also „Amts und Gewissens halber" auf die Forderung des Abtes sich nicht einlassen. Der Landvogt erwiderte ihm: Ob er es bete oder nicht, darnach frage er nicht; er müsse es sprechen, weil es in der Bibel stehe. „Daß Ihr die pit daran henken sollen, wie wir,



mutet euch niemand zu: Maria Mutter Gotts, bit für uns arme Sünder.“ Doch Grob hatte den Eindruck, daß eine weitere Auseinandersetzung zwecklos sei. „Ich begere auch nit vil mit euch Herren zu disputieren, weil es doch diß orts nicht nützet. Allein bitten ich umb Gottes willen, mir mein Gewissen frei zu lassen.“ Das sei nur „des Zwingli error“, auf diese Weise den Gehorsam zu verweigern, warf der Ritter von Schloß Yberg dazwischen. Der Landvogt aber drohte: „Thut ihr es nit, werdet ihr sehen und euch darnach gehet. Ich werden ein anderes procedere mit euch bruchen dann mit dem Herren à Wengen; dann ihr habt euch auf niemand zu vertrösten. Ihr seit mein vnterthan. Ich muß ewerthalb die Herren von Basel nit ehren. Drumb möget ihr euch wol vorsehen.“ Grobs Ehrgefühl lehnte sich auf. Er sei kein Sklave, sondern ein redlicher Kirchendiener. Der Landvogt aber verlangte einfach Unterwerfung. Grob gibt zur Antwort: „Für dißmal kan vnd wil Ich es nit thun.“ Dann, nach einer Bemerkung des Landvogts, fuhr Grob fort: „Wolan, im nammen Gottes, myn gewüssen will Ich nit beschweren, stande mir darüber zu, was Gott gefalt, denselben will ich auch vmb hilf mit dem Gebet ersuchen.“ Einer der Räte meinte, es bedürfe ja nur zweier Worte, und „es gibt einen guten Willen“.

In „grimmigem Zorne“ hatte der Landvogt geredet, bei den letzten Worten Grobs aber fuhr er auf und lief davon. Den Zurückbleibenden gibt Grob noch Aufschluß über seine Reisen nach Zürich. Er habe dort Geschäfte und habe außer Bibeln, Gesangbüchern und Katechismen nur eine „Frankfortische Relation“ mitgebracht, sie aber Niemandem gezeigt als dem Hauptmann Germann. Von einer Verleitung zu Ungehorsam sei keine Rede.

Grob wurde entlassen und kam mit dem Eindruck nach Hause, „sie werdend von mir nit aussetzen sonder alles bey mir



zum ersten wider anheben, verhoffende mit solcher procedur andern einen schrecken ihnzujagen".

Grob berichtete das Geschehene unverzüglich nach Zürich an Breitinger: „Mir stehet das übel vor der Thür, ja es trucket mich schon hart." Die Geistlichen des Toggenburg hatten sich in Lichtensteig eingefunden und Grob aufgefordert, nach Zürich zu schreiben. Er meldete daher zwei Tage später, am 26. Mai, der Landrat habe beschlossen, daß alle Personen, die ein Mal zur Messe gegangen seien, „der römischen Religion sollend heißen vnd syn oder 3 tag vnd nächt in gefangenschaft liegen". Sodann berichtet er, daß auf Donnerstag, den 29. Mai, und Dienstag, den 3. Juni, wieder Gericht angesagt sei. Er bittet um Rat, wie er sich verhalten solle. à Wengen sollte den Brief mitnehmen. Da er noch nicht reisefertig war, mußte Grob ihn durch einen besondern Boten bestellen. Breitinger, der das Schreiben Grobs am folgenden Tag, an Pfingsten, nach der Predigt erhielt, konnte nicht sofort einen Beschluß des Rates veranlassen, beeilte sich dagegen, Grob zu antworten. Er stellte es seinem Schützling anheim, vor dem Landgericht zu erscheinen. Wenn er der Zitation Folge leiste, sollte er in Demut und Bescheidenheit auftreten und inständig bitten, sie „nicht zu übereilen sonder zu vergünstigen einen solchen termin, der dennocht in einer so schwären gewüssenssach erfordert werde und by aller Erbarkeit entschuldigt syn könne". In jedem Falle solle er bei Tag und Nacht nach Zürich berichten.

Am 29. Mai, Donnerstag nach Pfingsten, fand wirklich eine Verhandlung statt. Da Tags darauf der Landvogt nach Mailand verreiste, berichtete einer seiner Beamten an den Abt, „waß mit dem Pred. zum W. verhandlet vnd mit dem Pred. zur Kr. gredt". Das Protokoll des Landgerichts erwähnt weder das eine noch das andere, nur die übrigen Straffälle, die erledigt wurden.



Grob war mit zwei Beiständern vor dem Landgericht erschienen. Es wurde gar ernstlich mit ihm geredet und er wurde aufgefordert, den englischen Gruß zu beten, sonst werde er nicht mehr geduldet werden. Grob bat, man möge ihm das nicht zumuten, und Geduld haben, bis er sich mit seinen Mitbrüdern besprochen habe. Der Landvogt aber gab zur Antwort, er solle einmal tun, was ihm gesagt worden. Mit den andern Pfarrern werde zu seiner Zeit geredet werden.

Grob blieb fest. Schon damals unterwarfen sich zwei Pfarrer, der von Neßlau und der von Henau. Ja der erstere gab sich sogar dazu her, dem äbtischen Beamten Germann Mitteilungen über Grob zu machen und anerbot sich, in Bündten sein möglichstes zu tun, um von dort einen Prädikanten zu erhalten. Er verrät ihm auch, daß Grob erklärt habe: „Eher welte er das Land miden dann den Englischen Gruß von der Canzlen sprächen."

Eine Zeitlang ließ man Grob noch gewähren. Allein am 8. Juli, einem Sonntage, erhielt Grob folgendes Schreiben:

Herr Joß, Vß bevelch Herren Landtvogts söllend Jr vf Mentag vmb 8 Uhr alhie erschynen vch zu erklären, was Jr vf dsjenig, so vch fürgehalten werden, thun wellend. Gottes obhalt vnd werdistem fürpitt Mariae bevellende.

d. d. 8. Julius 1634.

Gutwilliger Johann Fuchs Landtweibel.

Grob leistete der Zitation Folge. Da zu befürchten war, „daß aus mordlichem Religionshaß Gewalt für Recht gehen möchte", bat Grob am folgenden Tage seine geliebte Gattin um ihre Fürbitte und mahnte sie, mit christlicher Geduld sich in allem in den heiligen Willen Gottes zu schicken. Auch diese Verhandlung übergeht das Protokoll des Landgerichtes mit Stillschweigen.



Als Grob vor dem Landrat erschien, redete ihn sofort der Landvogt an: „Er werde noch wissen, was er ihm befohlen habe. Er habe nicht gehorcht, darum solle ihm der Dienst gekündigt werden. Er solle alsobald das Pfrundhaus räumen und sich anderswo einen Dienst suchen. Grob bat, man möchte doch nicht mit solcher Schärfe gegen ihn verfahren und ihn wegen einer schweren Gewissenssache nicht alsobald vom Dienste verstoßen. Er könne es vor seinem Gewissen nicht verantworten, „Mariam absentem ohne bevelch, welche der Engel praesentem auß Gottes bevelch gegrüßet, zu grüßen vil weniger anzubetten". Der Landvogt meinte, Grob greife nach „Glötzeholz". Daran sei nun nichts zu ändern, im Toggenburg solle ihm die Kanzel verboten sein und bleiben. Grob meine, „wenn ein Türgk in ds Landt käme, man solte ihn leiden". Weiterhin verlangte der Landvogt, daß Grob um Verzeihung bitte; allein unerschrocken gab er zur Antwort: „Habe ich hierin etwas verschuldet, so strafet mich darum." Grob ließ sich auch dadurch nicht irre machen, daß der Weibel etliche Mal hinter ihm mit den Schlüsseln „gekeßlet". Aber er sah auch ein, daß alles weitere Bitten nichts mehr fruchtete. Darum bat er nach alter Sitte um eine dreimonatliche Frist. Der Vogt sollte ihm unterdessen „vnder synem secret schriftliche Urkunde" mitteilen, „aus weß Ursache Ich des Predigtdienstes in meinem lieben Vatterlande muesse beurlaubt sein". Der Landvogt wollte erst nicht einwilligen; nach langem Bitten gab er nach. Er gewährte Grob noch zwei Monate Zeit, „Vnd nit lenger". Grob wurde freigelassen. „Mit was für weinenden Freuden und Frohlocken er heimgekommen, ist wol zu erachten."

Grob beriet sich nun mit einigen Gemeindegliedern. Sie hielten dafür, er sollte sofort nach Zürich berichten und anfragen, ob sie nicht einen Ausschuß zum Landvogt schicken oder ob sie es sollten unterwegen lassen. „Und weilen sie vermeinens



sind, er möchte villichter wider ynwilligen doch mit dem Geding, das Jch mich deß Englischen Grußes alß eines Gebetts gebrauchen solle (welches doch meinem Gewissen sehr schwer fällen würde vnd den beiden Gemeinden ebenso schwer)", möchte er gerne Weisung haben.

Auch die Pfarrer wollten gerne wissen, ob sie alle vor dem Landvogt erscheinen und bitten oder dann erklären sollten, sie sähen sich gezwungen, in Zürich und Basel zu klagen.

Soviel war Grob gewiß, daß ihm das Übel sehr schwer auf dem Hals liege. Ja er mußte noch hinzufügen, daß auch dem Dekan Kübler ein gleicher Termin gesetzt sei.

Am 1. Juli nämlich war auch Adam Kübler von Basel vor den Landvogt zitiert worden. Dieser eröffnete ihm, er habe erfahren, daß die Prädikanten des Kapitels beschlossen hätten, den englischen Gruß nicht mehr zu sprechen; darum sei er als „das Haupt" beschickt worden, damit ihm angezeigt werde, daß der Abt das nicht leide. Wenn sie gehorsam seien, wolle er sie dulden, „wo nit, alle beurlauben, wie Jch dann dem zum Wildenhauß allbereit Urlaub gegäben, als der ein jung Sprützling dem Landfrieden vnd der Oberkeit sich widersetzt, sprächende, was er dem Fürsten, Statthalter oder Landvogt nachfrage, sie haben ihm nit zu gebieten, er habe sein Oberkeit zu Basel."

Kübler bestreitet eine solche Abmachung als „die lautere Unwahrheit". Dagegen hätten sie sich an ihre Obrigkeiten gewendet. Mit erhobener Stimme fuhr der Landvogt fort: „Vnd ich sage Euch Herr Adam, wenn Jhr den englischen Gruß nit sprächen vnd dem Mandat gehorsam sein wöllen, So müßt Jhr auch fort, will Euch hiermit gewarnt haben." Kübler erklärte, er müsse als Bürger von Basel von dort Nachricht erhalten, was er tun müsse; vorerst könne er nicht einwilligen. Der „Landweibel (nomine et re) Fuchß" meinte: „Es wäre gut,



der Herr Landvogt schribe selber, was Ihr Gn. H. begären wäre an die H. prädikanten." Kübler erklärte sich damit wohl zufrieden, er bitte sogar darum; aber er wolle dann selbst auch ein Schreiben an Antistes Zwinger mitlaufen lassen.

So berichtete Kübler am 2. Juli an Zwinger und bat um baldigen Entscheid, „nam periculum in mora".

In Baden hatten sich während der Tagsatzung auch die Vertreter der evangelischen Orte zusammengefunden, um über die toggenburgischen Angelegenheiten zu beraten. Basel brachte das Gesuch des Landvogts Reding zur Sprache, daß an Stelle à Wengens ein anderer Pfarrer nach Wildhaus geschickt würde. Man war der Meinung, daß dem Gesuch sofort sollte entsprochen werden, damit die Stelle nicht etwa einem untüchtigen „Mietling und Landläufling" übergeben werde. Dagegen sollte mit der Beschwerde nicht zurückgehalten werden, daß à Wengen so plötzlich seines Dienstes entsetzt worden sei, ohne daß Basel oder doch der Dekan von seinem vermeintlichen Vergehen in Kenntnis gesetzt worden sei. Basel schickte darum Karl Glaser, dem noch in aller Eile das Examen abgenommen worden war, nach Wildhaus.

Antistes Breitinger befand sich damals zur Kur in Baden. Er suchte eine Audienz bei den evangelischen Gesandten nach. Sie wurde ihm bewilligt. In längerer Rede setzte der ehrwürdige und wohlgelehrte Antistes zu besserer Information die drei Punkte auseinander: 1) daß man der evangelischen Toggenburger sich anzunehmen wohl befugt sei, 2) daß dieselben dessen würdig seien und 3) daß ihre Not ein christliches Mitleiden erfordere. Allgemein war man der Ansicht, daß man sich der bedrängten Toggenburger annehmen müsse. Allein da keine Hoffnung vorhanden sei, auf gütlichem Wege etwas zu erreichen, so müßte erst darüber Klarheit geschaffen werden, wie man vorgehen könnte.



Grob hatte an den Seckelmeister Wirz und an Antistes Breitinger geschrieben. Die Briefe kamen jedoch erst in Baden an, als die Gesandten Basels und Schaffhausens schon verreist waren. Breitinger erschien noch einmal vor den Gesandten und redete ihnen ernstlich ins Gewissen. „Kein Zwyfel syge zu haben, dann das die ohren deß erbarmenden Gottes nunmehr ergwunnen syen von den vnußsprächlichen Drangsalen vnd süfzern der betrengten Euangelischen Toggenburgeren, deren beschwärden wyt übertreffend alle die beschwärden anderer Reformierten Kilchen die jetz oder hievor ie getrengt worden." Es sei eine Pflicht der Dankbarkeit, daß man sich ihrer annähme. Denn „Vß gar viller ehrlicher Toggenburgischen Hußvätteren mund habe man zu gar vil mahlen gehört dißeren Wort: Nun wolan die Stett sin Jnn die geistliche freyheit gesetzt worden durch vns, vnd genießen doch wir derselbigen wenig. Sy sitzend in eehren vnd machend pfäffli; aber vnserer noth vergäßend Sy. Gott wird es Jnen zu erkhennen geben." Breitinger redet einem raschen Vorgehen das Wort, damit es den Toggenburgern nicht ergehe wie den Wallisern, wo man dem Bischof auch nicht, wie man hätte sollen, in den Zaum gefallen sei. Er schlägt eine „ansehnliche dapfere Gesandtschaft" vor und schließt mit einem warmen Appell an das Gewissen: „Würdend wir die ehrlichen lüt gestäcken lassen, deren voreltern lieber mit den Stetten lyden wollen als frey werden, so würde vns der Herr Jesus vßspeyen vß synem mund, wie die lauen Laodicaeer, die auch weder kalt noch warm, wovuor vns alle Gott, deme man am Jüngsten tag für syne geschirmbte oder verlaßne Glider wird rächenschaft geben müssen, vätterlichen wolle bewahren". Die Konferenz trat aus ihrem Zaudern heraus und beschloß, mit möglichster Beförderung eine Gesandtschaft an den Abt zu schicken. Der Landesbaumeister Zellweger sollte Gemeinden und Pfarrer im



Toggenburg auffordern, durch Ausschüsse beim Abt um freie Religionsübung anzuhalten und über den Erfolg nach Zürich zu berichten.

Man ließ unterdessen Grob noch eine kurze Zeit gewähren. Allein am 22. Juli ging der Landvogt einen Schritt weiter. Es war Maria Magdalena, welchen Tag die Evangelischen feiern mußten. „Als ich naher Cappel die Kirchen mit der predigt zu versehen kommen, das volk schon albereit in der kirchen gewesen, zusammen geleutet, ward mir von deß H. Landweibels Diener ein Zedelin überantwortet, deß inhalts ist dieser: das zwaren Ihr F. Gn. mir verwilliget, die bestimpten 2 Monat veber die Kirchen noch zu versehen, doch nit anderst, ds Ich dem Mandath gemäß das Ave Maria dem volk vorspräche, wo nit, sollt mir die Canzel in Toggenburg aller dingen verbotten sein.“ Grob war in Ammann Losers Haus; Hans Bösch war ebenfalls zugegen. Grob warf zornig den Zeddel auf den Tisch und erklärte, er wolle eher die Predigt unterlassen als das Ave Maria beten.

„Worüber ich in so großer yl vnd vnverhofftem gefahretem fal bei mir vnd den verthrauwlichsten Gemeindsgenossen kein besseren raht befunden anders ds Ich die predigt instellen solle, weilen doch die sach vor den Herren Eydtgenossen der loblichen Evangelischen Orten so weit kommen, ds ohne Ihr vorwissen vnd Gn. befelch nichts zu verwilligen. Welches dann alles, sonderlich bei den weibspersohnen wie dann auch bei vielen verstendigen männern groß wehklagen vielfältige seufzen vnd threhnen verorsachet, ds darburch wol ein harter stein hette zu mitleiden sollen bewegt werden.“

Nachdem die Gemeinde „mit grossem weinen vnd geschrei“ auseinander gegangen war, begaben sich alsobald zwei ehrbare Männer von Kappel auf das Schloß Yberg, wo der Landvogt sich bei seinem Bruder aufhielt. Sie baten, der Landvogt möge



Grob doch noch die bestimmte Zeit sein Amt versehen lassen, bis die Prädikanten sich verglichen hätten, und nicht schärfer mit ihm als mit andern verfahren. Er gab ihnen zur Antwort, was er getan habe, habe er auf Befehl des Abtes getan. Wenn Grob das Ave Maria bete, könne er bleiben, wenn er sich darauf nicht einlasse, solle er „den Flecken rumen“. Im übrigen verfahre er nicht schärfer mit Grob. Denn „dem Herrn Decano habe er solches schon verkündiget, das, wo er vnd die vebrigen Herren von Basel sich nicht werden bequemen, sollen sie alle abgeschafft werden.“

Am Montag verfügten sich vier Abgeordnete der beiden Gemeinden nach Lichtensteig, in der Hoffnung, den Appenzeller Gesandten Zellweger zu treffen. Er war aber noch nicht eingetroffen. Sie benützten also die Zeit und sprachen beim Landvogt vor. Sie wiederholten die Bitte, die ihm Tags zuvor vorgetragen worden war. „aber es hat alles nichts wollen verhelfen“. Er wies sie ab mit der Erklärung, der Abt und der Landrat würden im mindesten nicht weichen.

So mußte auch am folgenden Tag die Wochenpredigt fallen gelassen werden. Da nun aber in der Gemeinde selbst die Befürchtung aufkam, wenn Grob am folgenden Sonntag die Kanzel nicht wieder betrete, „hernachmals keine gnad mehr würde zu erlangen sein“, schrieb Grob am 27. Juli nach Zürich an Pfarrer Wondlich zuhanden des Rates.

Gefällt es dem Rat in Zürich, „daß ich ihnwillige vnd doch nit lenger mehr platz hab, dann bieß auf den 1. Sept.; wolan, obschon myns erachtens groß bedenken dahinder, so wil ich doch solchen befelch gerne gehorsamen; wo aber nit, so verbiet mir Gott, das ich Sein H. Majestet beleidigen, die m. Gn. Herren gegen mir zu vngnaden bewegen, vnd mein armes Gewissen beschwären wölli“. Schon am folgenden Tage antwortete Wondlich, daß „wegen Hrn. Kesselring werde eine



Conferenz zu Aarau gehalten und zugl. das Toggenburger Geschäft und die beschlossene Gesandtschaft zu heilsamer Effektuation beforderet werden, bis daher man sich im Namen des l. Gottes werde zu geduldten haben und den Erfolg seiner weisen Regierung anbefehlen".

Anfangs August kamen die Evangelischen wieder in Aarau zusammen. Landesbaumeister Zellweger berichtet, was er seither von evangelischen Toggenburgern vernommen habe, die Not und Drangsale nähmen je länger je mehr zu. Die Konferenz einigte sich dahin, die Gesandtschaft, an der sich alle sechs evangelischen Orte beteiligen sollten, sollte sich erst in Zürich einfinden, um sich über eine Spezialinstruktion zur Widerlegung der Einwürfe des Prälaten zu beraten und dann nach St. Gallen zu reiten. Am Sonntag, den 20. August, kamen die Gesandten in St. Gallen an. Auf die weitläufigen Verhandlungen, die vom 21.—23. August währten, einzutreten, ist nicht notwendig. Mit dem Kirchenfürsten, der behauptete, das Ave Maria sei das lautere Wort des Evangeliums und er könne und werde davon nicht ablassen, war doch nicht mit Erfolg zu verhandeln. Er blieb beim „Herkommen", wie er sich ausdrückte, das will sagen, er ließ sich durch die Gesandtschaft von seinen Plänen nicht abbringen. Der Abt rühmt nachher: die Gesandten seien „beantwortet worden, ds Sie wünschten daheim bliben sein". Das hinderte ihn aber nicht, am 22. August „mit den Gesandten in der Statt Gast" zu sein.

Etlichen Prädikanten aus dem Toggenburg, die sich wohl nicht zufällig gerade in St. Gallen befanden, wurde von den Verhandlungen Mitteilung gemacht. Man riet ihnen, sie sollten, wenn ihnen etwas Beschwerliches zugemutet werde, bitten, man möchte „sie nicht übereilen". Sollte man ihnen gleichwohl mit dem Verbot der Kanzeln drohen, so sollten sie eher mit Predigen innehalten, als aus dem Lande weichen,



jederzeit aber unverzüglich nach Zürich oder Basel berichten. Daß die evangelischen Orte dem Abte nicht nachgaben, geht deutlich aus dem Beschlusse hervor, der in bezug auf die Wiederbesetzung der Pfarrei in Wildhaus gefaßt wurde: „Vnd möchte dann er der nüwe predicant dahin instruirt werden, das wann man Ihne einfaltig in genere das anloben vff den Landfrieden vnd Mandat zumute, er sich nit weigern sonder die Cantzel annemmen, in Kraft Landfriedens aber das ave Maria nebent dem Vatter vnser darumb nit sprechen sollte. Würde ihm aber gedachtes versprechen in specie zugemutet, sollte er sich bescheidentlich damit entschuldigen, daß man Ihme angezeigt, disere Zumutung nit beschehen werde vnd einen verdankh begehren, nüt desto weniger aber dahin zilen, das Ihme das predigen vergünstigt werde".

In den Gemeinden Grobs lebte die Hoffnung auf, die Gesandtschaft hätte die Wirkung auf den Abt nicht verfehlt. Als darum bekannt wurde, daß der Abt am 25. August ins Kloster Neu-St. Johann geritten sei, erschienen zwei Tage darauf Abgeordnete von Krummenau und Kappel vor ihm und baten, man möchte Grob wieder zur Predigt zulassen. Der Abt aber empfing sie nicht, sondern ließ durch den Landvogt antworten, Grob sei nicht die geringste Ursache aller dieser Unruhen und der Gesandtschaft der evangelischen Orte; er werde ihn nicht mehr länger dulden. Zugleich wurde den Landleuten ihr Verhalten verwiesen, daß sie „andern Oberkeiten nachgelauffen." Ja von Ammann Scherer wurden an einem der folgenden Tage 40 fl. an die anläßlich der Gesandtschaft erlittenen Kosten begehrt. Er weigerte sich jedoch, sie zu bezahlen. Am 28. hielten die Verordneten von Kappel noch einmal beim Abte an. Aber wieder ohne Erfolg. Die Lage war also durch die Gesandtschaft beim Abte durchaus nicht besser geworden. Im Gegenteil. Das sollte sich bald zeigen. Schon am 19. August



hatte der Landvogt auf Befehl des Abtes die Prädikanten, den Dekan und Kammerer zu sich beschieden und ihnen erklärt, er wolle vernehmen, ob sie sich nun dazu bequemen wollten, das Ave Maria zu beten. Er erhielt von ihnen die Antwort, daß sie keinen „entlich bescheid geben" könnten, weil es gegen ihr Gewissen sei und sie ohne Vorwissen der Herren von Basel nichts versprechen könnten. Der Landvogt gewährte ihnen eine Frist, nach Basel zu berichten, immerhin ließ er die Bemerkung fallen, daß die Herren von Basel in des Fürsten Land „kein Ordnung zu geben" hätten. Wie also auch die Antwort ausfalle, die Prediger hätten einfach zu gehorchen.

Am 31. August aber wurden der Dekan Adam Kübler, der Kammerer Jakob Hemminger und der Senior Schickler wieder vor den Landvogt zitiert, und davon in Kenntnis gesetzt, daß auch sie in Zukunft das Ave Maria zu beten hätten. Sie baten, man möge sie nicht übereilen. Sie hätten von Basel noch keinen Befehl erhalten, hofften aber in 14 Tagen Nachricht zu bekommen. Der Landvogt erklärte, die Sache leide keinen Verzug, „es müsse also sein und kein anders". Am folgenden Tage erschienen sie noch einmal vor Reding. Wiederum begehrten sie Bedenkzeit. „Nicht ein Stund, das müsse sein — erwiderte der Landvogt — vnd solte gleichwol ganz Doggenburg zu schytteren gehen." Er sehe wohl, der Abt sollte sich in seinen Geboten nach andern Obrigkeiten richten. Allein wenn die Herren von Bern Meßpriester in ihren Landen hätten und sie verklagten die Obrigkeit bei den V Orten, wie jetzt die Prädikanten den Fürstabt bei den IV Orten verklagt haben, er wüßte wohl, was ihnen geschähe. Man nähme sie beim Kopf und schickte sie heim ohne Köpf." Und das wäre ihr verdienter Lohn. Dann fuhr er fort: „Aber man wird den rechten schon finden." Die Herren von Zürich hätten den Brief außer Acht gelassen, darin sie gelobt, „des Toggen-



burgs weder z'gutem noch z'bösem sich anzunehmen." „So die Keisserische Macht im Reich Oberhand gewinnen solte, wurde etwan einer vnd der ander sechen, was er angefangen." Die Pfarrer fragten, ob sie, wenn sie sich herbeiließen, das Ave Maria zu beten, der übrigen Artikel enthoben wären. Der Landvogt gab ausweichende Antwort: sie müßten einfach gehorchen. Sie wurden schließlich entlassen.

Der Sohn Grob schreibt, daß sie eingewilligt hätten, das Ave Maria zu beten, entgegen der Abmachung, an welche Herr Jost Grob sich gehalten habe. Das scheint allerdings nicht ganz richtig zu sein. Denn die beiden Basler Pfarrer reisten nach ihrer Heimat und berichteten über die Lage dem Konvent der Geistlichkeit. Die Hoffnung desselben wurde durch den Bericht über das Verhalten der äbtischen Regierung stark erschüttert. Gleichwohl wollte man die Hoffnung noch nicht aufgeben „auf remedierung oder verbesserung auf H. Abts seiten". Der Rat sollte gebeten werden zu intercedieren, wie sein „hoher Verstand" es als das beste halte.

Am 6. September wurde Jost Grob nach Lichtensteig zitiert, wo der Abt sich eingefunden hatte. Allein von morgens früh bis abends 6 Uhr ließ ihn der Fürst warten, um ihm alsdann den Bescheid zu geben, er sollte seinen Abschied nehmen, da bereits nach Basel um einen neuen Prädikanten geschrieben worden sei. Grob gab nach und erhielt den Abschied.

Die Gemeinden gaben sich damit aber noch nicht zufrieden. Sie wählten einen Ausschuß und versuchten beim Landvogt durch Geld ihr Ziel zu erreichen. „Wenn 100 fl. nicht helfen, wollen sie ihm gern 200 fl. verehren", wenn er nur ihrem Seelsorger das Predigen zulasse, er möge doch bedenken, daß sie bereits 3 Monate verwaiset gesessen. Der Vogt erwiderte, es werde nichts helfen und wenn sie gleich 1000 Kronen, geschweige



200 fl. darlegten. In 14 Tagen sollen sie, wenn nicht von Basel, so doch aus Bündten wieder versehen werden.

Trotzdem gaben die Gemeinden die Hoffnung noch nicht auf. Allein auch erneute Bitten fanden kein Gehör. Sie wurden mit Gründen abgewiesen, „in welchen der Haß und Has' im Pfeffer gelegen". Es blieb bei der Absetzung.

Die Geistlichkeit in Basel beriet sich am 5. September und kam zu dem Schlusse, „das, wann mann die sach bey dem H. Prälaten durch alle versuchten Mittel nicht weiters bringen kan, die vnsrigen mit guttem vnverletztem gewissen etwas nachgeben können und mögen". So besonders bei der Forderung des Ave Maria-Betens. „Wenn sie neben vorhergehender Commendation des großen geheimnuß der menschwerdung des Sohnes Gottes, sie den ganzen Texs, darinnen daßelbige beschrieben wird, darinnen auch der Englische Gruß begriffen; von dem 26 biß auf den 38 versicul des 1. Cap. Evang. Luc. täten ablesen, vnd hielten wir dafür, daß hierdurch nicht nur dem aberglauben vnd abgötterey wurde können vorgebawen, sonder noch großer nutz geschaffen werden." Es ist kaum zu bestreiten, daß hiemit die Basler Geistlichkeit in der Nachgiebigkeit doch zu weit ging. Ungleich männlicher, entschiedener und wahrer klingt das Bedenken der Verordneten zur Lehr in der Kirche und Schul Zürich. „Es ist zwahren einem christenlichen Herzen ganz kein beschwernuß, sonder vil mehr ein freud, sich selbs vnd andere gläubige lüth des englischen Grußes und der gantzen Gottseligen gheimnuß von der Menschwerdung vnseres Herren vnd Heilands zue erinnern. Wyl aber vom Gegentheil anders nützit gesucht wirt, alß die beherschung vnd betrübung der vnserigen Conscientzen vnd die dißfahls geleistete ghorsame zu interpretieren für ein annemmung Ihrer Abgötterey, da mögend wir ohne sünd, wie gern wir vns fridens beflyßen woltend, hierin nit bewilligen."



Übrigens hat die Nachgiebigkeit der Basler Geistlichkeit doch nichts geholfen. Der Abt konnte zwar in seinem Tagebuch berichten: „Haben etliche eine Zeit lang das Evangelium de annuntiatione an Statt des Ave Maria vorgelesen.“ Allein wenn es auch „lang nit recht gehen wöllen“, der Abt gab nicht nach und fand in dem Gang der Ereignisse zu seinem Vorgehen neue Ermunterung. Am 6. September hatte das Heer der Evangelischen bei Nördlingen eine entschiedene Niederlage erlitten. Dadurch war nach des Abts eigenem Ausdruck „die nachparschafft der Schwedischen Forcht ledig geworden“. Jetzt war die Zeit gekommen, die Drohung, die der Landvogt gegen den Dekan Kübler ausgesprochen hatte, auszuführen. Die Pfarrer in Basel hielten dafür, daß Kübler ohne Verletzung des Gewissens den englischen Gruß rezitieren könnte, wenn der Abt durchaus nicht nachgebe, als sie am 5. Dezember über den die Absetzung meldenden Brief des Pfarrers berieten. Am 12. Dezember beschlossen sie, Kübler aufzufordern, durch ihm gutscheinende Interzession der Brüder beim Abte um Wiedereinsetzung zu bitten, aber zugleich auch dieselben zu ermahnen, sie möchten nachgeben, damit nicht noch ernstlichere Streitigkeiten und Gefahren entstünden.

Allein Kübler mußte von „seiner zuvor getragen Dienst zu Wattwyl“ weichen. Es fruchtete nichts, daß am 12. Dez. 6 Pfarrer vor dem Landvogt erschienen und durch den Pfarrer Hans Jakob Hemig von Helfenswil Fürbitte für ihren Dekan einlegten, daß der Rat von Basel am 14. Dezember 1634 und 12. Januar 1635 durch Johann Rudolf Wettstein beim Landvogt und beim Abt zu vermitteln suchte, daß er erklärte, es sei von Kübler nicht aus bösem Vorsatz sondern aus Irrtum gefehlt worden, und bat, der Pfarrer sollte nicht „seiner 20 Järigen Stell so gar Vnfürsehens entsetzt“ bleiben; es blieb dabei, daß der Abt „durch sein beharrtes Wiedersetzen gegen



Ihne ... zu vngnaden bewogen worden". Dekan Kübler mußte das Toggenburg verlassen. In Basel wurde er nicht besonders gnädig behandelt. Am 2. Dezember 1636 wollte man ihn nach Matt in Glarus schicken, mit dem Versprechen einer spätern Anstellung im Basler Gebiet. Allein seine Frau war etwas alt und kränklich. Er wurde Pfarrer zu St. Margarethen und 1638 zu Münchenstein, wo er 1650 starb.

Jost Grob war noch bis in den September hinein in Krummenau geblieben. Der Gottesdienst blieb eingestellt; dagegen sprach der treue Seelsorger seinen Gemeindsgenossen von Haus zu Haus zu. Sie hinwiederum besuchten ihn „liebreich Tags und Nachts als gottesfürchtige Nikodemiten". Noch im September verließ er das Toggenburg und zog nach Zürich. Hier blieb er, bis ein neuer Ruf ihn in neue Arbeit hineinführte.

Zur Ehre der Basler muß allerdings gesagt werden, daß sie Bedenken trugen, wieder Leute ins Toggenburg zu schicken. Muß doch der Abt in sein Tagebuch notieren: „Obwol eß ds angesehen gehabt, als wollen die Basler khein anderen schicken haben Sie doch entlich wider geschickht." Am 1. Oktober sandte der Basler Rat „an die ledige Pfarrverwaltung vnd Predicatur" zu Krummenau und Kappel den geborenen Bürgersohn Marcus Heidelin in der Erwartung, daß er durch untadelhaften Wandel und reine Lehre des Evangeliums Anlaß gebe, „Ihme guetten willen vnd freudschafft auch vmb vnsret willen wirklich zu beweisen".

Der Landvogt hatte aber unterdessen einen andern Mann ausfindig gemacht, einen Zürcher Schad, bei dem etwas mit dem Examen nicht in Ordnung war. Am Montag nach Barbara Tag 1634 erschienen deshalb vier Vertreter von Krummenau und Kappel und baten, man möchte ihnen Heidelin lassen und Schad abschaffen oder anderswohin ordnen. Der



Landvogt erklärte, Schad sei nur deshalb gewählt worden, „weilen keine predikanten vf sin ersuchen an die Herren von Basel, nit kommen wollen". Übrigens hätte auch Schad sein Examen gemacht, sie würden mit ihm ebenso wohl als mit dem von Basel versehen sein. Dann machte er ihnen Vorstellungen, daß sie beständig Neuerungen anfangen wollten. Etwas eigentümlich lautete die Verteidigung der Gemeindevertreter. Daß die Prädikanten das Ave Maria nicht mehr gesprochen oder andere Sachen, die mit dem Landfrieden im Einklange stünden, abgeschafft hätten, oder abschaffen wollten, sei ihnen nicht lieb; bezeugten es auch vor Gott, „daß sy weder Rath noch that dazu ganz nit geben habend". Der Landvogt, von dieser Antwort offenbar befriedigt, gab diesmal nach. Heidelin kam nach Krummenau und blieb dort, obschon Wettstein nach der Entlassung Küblers die Bitte aussprach, man möchte eher Heidelin wieder nach Basel schicken, was „nach seinem Ermessen bei den Herren von Basel viel weniger nachgedenckhens verursachen" werde, als wenn Kübler nicht begnadigt werden sollte. Allein dem Landvogt war es ein größeres Anliegen, Kübler loszuwerden, als seinen Günstling Schad zu halten.

Grob hatte unterdessen in Salez ein neues Arbeitsfeld gefunden. Aber in Liebe blieb er seinem Heimatlande zugetan. Sein Geschick lag ihm am Herzen, und was er tun konnte, das tat er freudigen Herzens. Die Bedrückungen hatten noch nicht aufgehört. In charakteristischer Weise hat darüber ein Vetter dem neuen Pfarrer von Salez mit folgenden Worten berichtet: „Ehrwürdiger hoch- und wohlgelehrter Herr Vetter! Ich hab sinth Ihr Hr. Vetter hinweggezogen, nichts mehr von Euch gehört, hoff aber, Ihr seyet an einem guten Ort, also daß Ihr Gott zu danken habet, dann bei uns gehet es je länger je stärker. Herr G'vatter Adam Kübler hat auch hinwegmueßen, ist so wenig mehr Gnad gsyn, als Eurethalben; die anderen,



sonderlich etlich, sind auch übel im Harz wegen des Englischen Grußes. Es ist ihnen ein Form desselben fürgestellt, also lautend: Gegrüßet seyst du Maria, du hochbegnadete, der Herr ist mit dir. Du bist hochgelobt ob allen Weibern und hochgelobt ist die Frucht deines Leibs Jesus Christus. Das Wörtlein Amen sollen sie hinzutun oder nit, welches sie wollen. Etlich gebrauchen es und etlich nit. Es ist ihnen bey 10 Pfund Pfennig geboten, das also zu brauchen und das gestrags nach dem Vaterunser, sobald das Bäth vorüber ist. Das von dem Herrn mit der Strenge eingezogen und wieder befohlen, wann sie es nit also brauchen wollen, sollen sie lugen, wie es ihnen darnach gange: ich halte dafür — das Land raumen. Gott wend alles zum besten.

In Eil, Montag, den 22 Merzen 1635.

Jost Grob am Furt."

Diese Befürchtungen trafen nicht ein. Es brachen für die Eidgenossenschaft ruhigere Jahre an, in denen der konfessionelle Streit einigermaßen zurücktrat. Auch das Toggenburg konnte sich etwas erholen. Aber wirkliche Ruhe stellte sich erst ein, als nach dem Toggenburger Kriege 1712 ein neuer Vertrag abgeschlossen wurde, der den Evangelischen zu den gleichen Rechten verhalf und darauf berechnet war, jeden Konflikt für die Zukunft zu vermeiden.

Quellen: J. Pfister: Jost Grob, Zürcher Taschenbuch, Bd. 15, 1892. — Rob. Schedler: Jost Grob, ein tapferer Mann und guter Protestant in schwerer Zeit. Zürich 1906, bei Aug. Frick. — Kurze Lebensbeschreibung Herrn Josten Groben geweßenen Treu Eiffrigen Pfarrer . . . . Zürcher Stadtbibliothek. Manuskripte. S. 344 und G. 169. Sowie die Staatsarchive von Basel und Zürich und das Stiftsarchiv von St. Gallen.





Miscellen.

Von Prof. Carl Meyer.

Gedicht auf Prof. Joh. Georg Müller.

Von einem Müller lobesam
Thut meine Chronik melden,
Wie der zu streiten unternahm
Mit viel biderben Helden,
Wo bey ihm samt der eignen Kunst
Absonderlich St. Jörgens Gunst
Gar baß zu statten kommen.

Denn nach St. Jörgen ward er schon
Benannt im Bad der Taufe.
Da half ihm treulich der Patron,
Wie sich der Mündel[1]) raufe;
Was ihr, so ihr mich hören wollt,
Verboten nur vernehmen sollt
Aus meinem Chronikbuche.

[1]) Hdschr. Müdel.



Am Donnerstag vor Trinitat —
Das Jahr ist ausgeschnitten —
Da ward vor Basels hochem Rath
Ein groß Turnier gestritten.
Da gieng es her mit hartem Strauß,
Doch alle hollt der Müller aus.
Quod erit demonstrandum.

Kam erst aus grauer Heiden Zeit
Ein F e c h t e r angeschritten,
Der schon in manchem Römerstreit
Gut römisch hat gestritten.
Der faßt den Müller wohl auf's Korn,
Mit Lanz und Schild, und Hieb und Sporn
Rückt er ihm baß zu Leibe.

Allein H. Jörge wohlgemuth
Bleibt fest im Sattel sitzen;
Sein Aug ist ernst, und kalt das Blut,
Wenn Roß und Reiter schwitzen!
Er schwingt das Speer, er zuckt das Schwerdt
Und ward als Sieger hoch bewährt
Trotz allen Fechter Streichen.

Als der ihm nicht zu Leibe kam,
Da naht von andrer Seite
Der heil'ge Vater A b r a h a m,
Für Israel zu streiten.
Wohl mocht der grimme Heid dich nicht;
Nur wer ihm Nahmen Gottes ficht,
Darf sich mit Jörgen messen.



Der Müller ehret from und zart
Deß Patriarchen Rede.
„Traun, lädst du mich nach Ritter Art
Zu Spiel und Kampfesfehde,
So denk ich, daß ein Christenherz
Vor deß Erzvatters eignem Erz
Nicht eben brauch zu zagen.

Steh' du mir bey in diesem Strauß
St. Jörge! dem ich diene.“
Nun holt er markig nervig aus,
Das brachen Helm und Schiene.
Und Ab'ram spricht: Dich segne Gott!
Laß mich wie einst von Vatter Lot
Von dir im Frieden scheiden.“

Auf denn, du edle Christenheit,
Noch steh'n die Schranken offen.
Ist denn in diesem Müller Streit
Für dich kein Heil zu hoffen?
Seht dort den Herzog hoch erlaucht,
Deß Sarras noch von Blute raucht
Von 1000 Sarazenen.

Blitz! wie der nach Heiduken Art
Den Damascener zwinget
Und rechts und lings in Tertz und Quart
Auf Müllers Näthe dringet!
Doch Ritter Georg treu und fest
Den Hans Jörg Müller nicht verläßt;
Der Herzog muß ihm weichen.



Jetzt sieht der Müller stolz umher:
„Wer wagt's an mich zu kommen?
Und wenn's der Doctor Luther wär,
Sei's mit ihm aufgenommen!"
Und alles schweigt, tritt keiner nah,
Schon rufen sie Victoria! —
„Wer tritt noch in die Schranken?"

Mit blanken Waffen angethan,
Einst Ritter Jörgen üblich,
Tritt Doctor Martin auf den Plan
Und sieht ihn an gar lieblich.
Und lädt ihn gar vertraulich ein,
Daß er beym letzten Fackelschein
Die Lanze mit ihm breche.

Das hast du freylich nicht gedacht,
St. Jörge, mit deim Schelten.
Nun Müller nimm dich wohl in Acht,
Sonst möcht der Schimpf dir gelten,
Du seist, wie alle Müller sind,
Du lebst von Wasser oder Wind,
Jetz lägst du auf der Spreue.

Doch wer nach unseres Müllers Art
Sich nimmer ließ erschrecken,
Den ließ beim letzten Wiederpart
St. Georg auch nicht stecken.
Jörg wehret sich nach Ritterbrauch,
Deß freuet sich von Herzen auch
Der Degen Doctor Martin.



Nicht zu versuchen kam ich her
Dich, Müller, sondermassen;
Wohl freuet sich dein Muth gar sehr,
Doch woll'n den Streit wir lassen.
„Sey mir gegrüßt mein Molitor,
Hans Jörge, tibi gratulor
De rebus bene gestis."

Geschmücket mit dem Siegeskranz
Wird nun der Held auf's Beste
und laden[2]) in Walhallas Glanz
Die Kämpfer mit als Gäste.
Die lassen für den Ruhm den Streit
und singen mit uns jeder Zeit:
„Hoch lebe der Hans Jörg Müller!"

Der in diesen Strophen Gefeierte ist der i. J. 1875 verstorbene Professor der Theologie Johann Georg Müller. Das Gedicht bezieht sich auf die öffentliche Disputation, welcher sich derselbe bei Antritt seines Lektorats an der hiesigen Hochschule i. J. 1831 unterziehen mußte. Müller selbst hat den Hergang in dem von ihm verfaßten und bei seiner Leichenfeier in der St. Elisabethenkirche am 2. September 1875 verlesenen Abrisse seines Lebenslaufes (S. 13, 14) geschildert.

„Fortgesetzte Studien erwarben mir bei den Behörden das Zutrauen für die Zukunft, so daß sie mir im Jahr 1831 ein Lektorat in der theologischen Fakultät anvertrauten. Der Sitte gemäß erhielt ich nach gehaltener öffentlicher Disputation mit dreien meiner Freunde, an der auch noch zum Schluß de Wette Theil nahm, den Grad eines Licentiaten in der Theologie."

2) Wahrscheinlich verschrieben für „ladet".



Das genaue Datum findet sich in der dritten Strophe des Gedichts angegeben; es ist der Donnerstag vor Trinitat, also der 26. Mai des Jahres 1831. Die drei Freunde, mit welchen Müller disputierte, sind 1. Daniel Albert Fechter, der spätere Konrektor des Gymnasiums, 2. Abraham Heußler, bekannt als Rektor der Töchterschule, und Johann Jakob Herzog, der Kirchenhistoriker, zuletzt Professor in Erlangen. Die tausend Sarazenen, von deren Blut Herzogs Sarras raucht, beziehen sich auf die Schlacht bei Claviso (849 n. Chr.), in welcher nach der Legende der Apostel Jakobus der Große als Vorkämpfer der christlichen Spanier auf einem weißen Pferde erschien. De Wette, welchen Müller in seinen Aufzeichnungen persönlich nennt, führte bekanntlich die drei Taufnamen Wilhelm, Martin, Leberecht. Unser Dichter hat sich auf den beschränkt, welcher ihm für seine Schilderung am besten paßte, wie er ja auch von den beiden Taufnamen Herzogs sich mit einem begnügte.

Wer aber war der Dichter? Es ist mir trotz aller Bemühungen leider nicht gelungen, ihn ausfindig zu machen. Unter den Freunden Müllers würden namentlich Abel Burckhardt, Karl Rudolf Hagenbach und Adolf Sarasin in Betracht kommen. Allein die Schrift, in welcher unser Gedicht aufgezeichnet ist, stimmt zu den Handschriften der drei Freunde durchaus nicht; sie ist viel altertümlicher als die der Genannten, und das Gedicht enthält überdies, ganz abgesehen von der mangelhaften, im Druck verbesserten Interpunktion, mehrere grobe orthographische Fehler: „hollt" statt „holt", „Nahmen" statt „Namen", „from" statt „fromm", „Vatter" statt „Vater" und sogar „lings" statt „links". So hätte keiner von Müllers Freunden geschrieben, wenn ihnen auch „bey" und „freylich" noch zuzutrauen ist.

Wahrscheinlich handelt es sich also nicht um die Originalhandschrift des Dichters, sondern um eine Abschrift derselben.



Diese Annahme würde nicht nur die altertümliche Schrift, sondern überhaupt den Kontrast zwischen der orthographischen Beschaffenheit des Manuskripts und der Bildungsstufe des Dichters, ohne Zweifel eines Theologen, am besten erklären.

C. M.

Eingabe betreffend mangelhafte Durchführung der Reformationsordnungen.

Es sey mir erlaubt zu sagen, daß, wann der umgehende Aufsatz Ew. E. Raht, so wie er ist, eingelegt werden sollte, Hochderselbe sich über unser lange und elend außgefallene Deliberation nicht genugsam verwundern würde.

Man verlangt ein BedE. von einem heutigs Tags zwar nicht vil geachtteten seiner Obligenht aber wichtig und ansehnl. Collegio. Das gantze herrliche Bedenken bestehet darinnen, es sey uns nichts angezeigt worden, ergo ist nichts zu verbessern. Zu Eingebung eines so abgeschmackten und nichts sagenden Bedenckens gib ich meine Meinung nicht.

Der Hauptzweck aller unserer, seit 200. Jahren geschehenen Reformations Ordnung gründet sich auf die Ehre Gottes, die uns vor allem angelegen seyn sollte; der 2te Zweck gehet auf Pfantzung guter Sitten, auf Ehrbarkeit, auf Hintertribung unnothiger, und überflüssige vergeudung seines Guts, folgl. auf Oeconomie und Sparsamkeit.

Ich wage einige mir nur geschwind, wie es der Augenschein zeigt, creutzweis, und überzwerh eingekommene Gedanken zu entdecken und MHGHH. zuüberlassen, was sie davon wollen gelten lassen: Villeicht werden sie, so redl. sie auch gemeint seyn, verlacht und veracht.



1. Solte an dem Tag, der Gott allein sich gewidmet hat, eine mehrere Stille und Heilligung gepflantzet und eingeführet werden, Zu dem Ende Ew. E. Raht vorzustellen, daß nöthig wäre über disen Puncten eine gemeine E. BürgerH: zu wahrnen, nicht nur sich selbst vor schnöder entheiligung des Tags des H. zu hüten, sondern auch jedermann, sonderl. die Fremden, die Knechte und Mägde Kinder zu ermahnen, zwischen den Predigten, bey sie gewiß treffender Straffe, werder auf den Strassen noch ofnen Plätze und der Reinbrücke, welche sonderl. im Sommer sehr angefühlt seye, sich finden lassen.

2. Wenn auch nur zu wahr und erwiesen ist, daß am dem Sontag die Weinhäuser von früh morgens an frequendirt sind, und den ganzen Tag hindurch, keine Stunde außgenommen, auf die ärgerlichste Weise angefüllet bleiben, so solte dise Profanation inhibiren[3]) und nachtrückl. verbieten, und niemand befügt syn, vor Ende der Abend=Predigt Wein außzuschenken.

3. Da man auch nicht abredig seyn kan, daß durch die sehr oft an den Sontagen so wol in als ausser der Stadt angestellte öfenliche und weitläuffige Mittags=Malzeiten, solcher Tag sehr schöde mißbraucht, und Knecht, Mägdt, Bediente und Kinder andem dinst Gottes gehinderet werden, so solte hierinnen remetirt, und dieselben abgestellet werden.

4. Solten zwischen der Morgenpredig die Barbirer und Peruquiers ihre Stuben beschlossen halten und nicht, wie bisher beschehen, mit Peruquen accomodieren, Haarfrisieren und Barbieren berschäfftiget seyn; Item, die Spezierer und Krämmper ihrer Läden den ganzen Tag beschlossen halten; So wird auch hierinnen von Schneider und Schumacher gefehlt.

5. Sollen die Schaffhauser Zeitung zwischen den Morgenpredigten nicht umgetragen werden;

---

[3]) Hdschr. inhiliren.



6. Während derselben weder Klein noch Gros Raht angesagt werden.

7. Solte dahin gesonnen werden, wie das allgemeine Gottes-Ehre auf das höchste verlezende Fluchen bey uns außgebannt werden möchte.

8. Der 16. Art. Ordl. wird gar nicht gehalten, weil sowol in der Irrten[4]), als in der Anzahl der Personen bey Mallzeyten über die Ordnung gesprungen wird, deswegen solten alle Stuben Knechte bey ihren[5]) auch, einer L. Reformation, gleich den Tag nach einer solchen Malzeit anzeigen, auf wie vil Personen sie gerüstet haben, wie viele des Mittags und Abens zugegen gewesen, und wie hoch die Irrten gemacht worden seyn.

Zulezt sey mir noch erlaubet, die Frage wie vor ein paar Jahren wiederum auf die Bahn zu bringen, ob unmögl. und unerhältl. wäre, dem Weiber Zimmer die Fischbein Röcke in die Kirchen oder wenigstens bey haltung des H. Abendmals abzuerkennen, weil oft durch die Grossen derselben ein Teil der Communicanten in ihrer Andacht gestöhret wird. S. M.

Was würde geschadet haben, wenn die alten HH. der Reformation über eine verbesserung auch wären gefragt worden./.

A. M.

1757. d. 18. Aprilis.

Eine Eingabe an den Kleinen Rat, deren Gegenstand die mangelhafte Beobachtung der durch die sogenannten Reformationsordnungen vorgeschriebenen Punkte bildet. Sie rührt von einem Bürger her, welcher in Bezug auf jene eine möglichst strenge Durchführung der Verordnungen wünschte. Ob

---

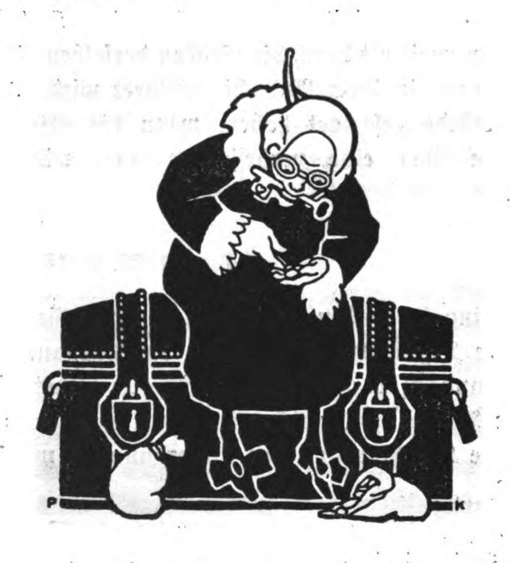
4) Rechnung.

5) Zwischen „ihren“ und „auch“ scheint ein Wort wie „Eid“ zu fehlen, oder „auch“ ist überhaupt zu streichen und dafür „Eid“ zu setzen.



dieselbe dem Rat wirklich vorgelegt wurde, ist fraglich; in den Protokollen jenes Jahres findet sich nichts, was auf sie Bezug hat. Es wäre also nicht unmöglich, daß der Verfasser seine Eingabe aus irgend einem nicht mehr festzustellenden Grunde gar nicht eingereicht hätte.

Wer aber war der Verfasser? A. M. scheint auf Andreas Merian hinzuweisen. Ein Basler Bürger dieses Namens war damals Pfarrer in Buus, der Vater des gleichnamigen Bürgermeisters und Landammanns der Schweiz. Aber dieser hatte wohl wenig Veranlassung, über die Reifröcke in seiner Gemeinde zu klagen. Eher wird an einen andern, im Jahre 1711 geborenen und im September 1781 verstorbenen Andreas Merian zu denken sein, welcher (seit 1750) Schultheiß der mindern Stadt und zugleich Mitglied des Kollegiums der Reformationsherren war.





Eine Separatistengemeinde in Basel.

Bilder aus dem religiösen Leben Basels ums Jahr 1830.

Von Emil Schaub.

Das Basler Jahrbuch 1908 enthält unter dem Titel „Aus den Erinnerungen eines Postmeisters am Simplon“ einen Abschnitt aus den Aufzeichnungen des Basler Kaufmanns Lucas Forcart-Respinger. Mit reizvoller und lebendiger Anschaulichkeit erzählt darin Forcart von seinen Erlebnissen als Postmeister in Brig während der Jahre 1811—1813. Und auch in diesem Bande des Basler Jahrbuchs wollen wir bei Forcart zu einem gemütlichen Plauderstündchen Einkehr halten und hören, was er uns ferner aus vergangenen Tagen zu berichten weiß. Allerdings, so viel Merkwürdiges, so viel romantisch Abenteuerliches ist es nicht, was wir heute vernehmen. Dafür tritt an Stelle der äußern bewegten Handlung ein reiches Innenleben, dafür werden wir mit einer tief religiösen, starken Persönlichkeit bekannt, die des Andenkens wohl wert



ist. In seinem Bemühen, sich mit ganzer Seele Gott zu weihen und in allen Wechselfällen seines Lebens Gottes weise Fügung zu erkennen, schloß er sich an eine kleine Gemeinde an, die vor dem St. Johanntor ihre Versammlungen abhielt und sich, ohne sich, in der Theorie wenigstens, von der Landeskirche zu trennen, den Gottesdienst nach eigener Weise gestaltete und ihr eigenes Glaubensbekenntnis aufstellte. In der Praxis separierte sie sich aber doch und verwarf die Kirche und was mit ihr zusammenhing, wie aus den folgenden Ausführungen Forcarts deutlich hervorgeht. Die Schicksale dieses Gemeinleins, dem die Männer J. J. Wirz, Fried. Lachenal, Heinr. Brandenberger, Alois Keigerlin, Karl Köllner, Ignaz Lindl, Lucas Forcart und einige Frauen angehörten, finden wir in der Lebensbeschreibung Forcarts überliefert. Er läßt uns an den Versammlungen teilnehmen, eröffnet uns einen Einblick in die religiösen Anschauungen jener Kreise und in den Glauben an Weissagungen und Offenbarungen, die im Zusammenhang mit somnambulen Erscheinungen die Gemüter heftig erregten. Trotz der Frömmmigkeit, die zur Schau getragen wurde, schlichen sich auch hier Betrug und Unwahrhaftigkeit ein, und es spricht für den gesunden Sinn Forcarts, daß er sich, nachdem er den Irrtum erkannt, frei und offen dagegen aussprach.

Noch ehe diese Gemeinde ins Leben trat, gewann Forcart an dem damals hochverehrten nassauischen Pfarrer Köllner, der nicht nur im badischen Nachbarlande, sondern auch in Basel und der übrigen Schweiz bekannt war, einen treuen Freund und Berater, durch den er auch mit der Deutschen Gesellschaft[1]) in Beziehung kam. Sitzenkirch bei Kandern, der Wohnort der Köllnerischen Familie, wurde auch für Forcart eine Heimstätte, wo sein fast überschwängliches religiöses Verlangen im Kreise

[1]) Vgl. W. Hadorn: Geschichte des Pietismus, S. 182 ff. über die „Deutsche Gesellschaft zur Beförderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit."



gleichgesinnter Männer und Frauen vollkommene Befriedigung fand. Durch den Eintritt in diese Gemeinschaften werden die Erlebnisse Forcarts zu einer lebenswahren Illustration der pietistischen Bewegung seiner Zeit und erhalten kulturgeschichtliche Bedeutung.

Doch das alles möge der Leser selber erkennen, und ohne weiter vorzugreifen, will ich Forcart hier erzählen lassen, was er nach der genannten Richtung hin in den Jahren 1818 bis 1835 erlebt hat. Ich beginne mit der Erwähnung seiner ersten Begegnung mit Pfarrer Köllner.

„Durch unsere Verbindung[2]) war nun Herr Pfarrer von Brunn mein Oncle geworden. Ich besuchte ihn oft; denn mein geistiges Bedürfnis stieg immer mehr. Ich bat ihn daher, ob er die Güte haben möchte, meiner Frau und mir wöchentlich einmal an einem Abend eine Bibelerklärungs-Stunde zu geben, was er mit großen Freuden annahm. Ich suchte auch seinen Rat über ein Vorhaben, das mir immer vorschwebte: mich an die hiesige Brüder-Sozietät anzuschließen, indem ich fühlte, daß mir der nähere Umgang mit christlichen Brüdern förderlich sein und ein Schritt der Öffentlichkeit mich in der Gesellschaft freier stellen, mich auch den ewigen Einladungen und Festereien in der Familie überheben würde. Der väterliche Freund riet es mir aber ab, da ich in Verhältnissen stehe, die nicht verstanden würden und dazu leicht bei eintretendem größern Ernst mir auch die Brüdergemeinschaft nicht mehr genügen würde. Da ich aber sehr hungrig nach dem Brot des Lebens und bedürftig nach mehr Erbauung war, als mir die äußere Kirche darbot, glaubte er, daß das Besuchen der deutschen Gesellschaft für mich das Rechte sein könnte, das mir wohl gestattet werde, ohne mich als Mitglied aufnehmen zu lassen. Ich ging daher ins Fälklein, wo ein alter, ehemals

[2]) Vermählung mit Maria Respinger 12. November 1818.



neologischer, nun aber erweckter nassauischer Prediger, namens C. W. Köllner, Seelsorger und Prediger der Versammlung war. Das ehrwürdige, freundliche Aussehen dieses lieben Mannes sprach mich sehr an. Er unterhielt sich mit mir sehr aufmunternd und wies mich zu Herrn Renz, dem eigentlichen Vorsteher, einem liebreichen aber strengen Mann. Es wurde mir also gestattet, die Sonntag- und Donnerstag-Versammlungen gastweise nach Belieben zu besuchen, was ich auch von da an über zehn Jahre mit vielem Segen und Erbauung genossen habe.

Es wurde mir in diesen Geschichten eine Erquickung zuteil. Es hatte sich in Sitzenkirch ein Sohn meines alten Freundes Pfarrer Köllner angesiedelt. Dieser sandte sein Gefährt, um den Vater und seine Freunde, die Maas und Kohl und mich über den Sonntag abzuholen. Diese liebe Familie, zahlreich an Kindern, hatte ich einzeln, aber noch nie beisammen gesehen. Das Hauswesen dort war sehr einfach, verriet aber durchgehend den Wohlstand, wie denn auch ihr Reisewagen ein sehr schönes Gefährt war. Über alles aber war es der christliche Sinn und Geist, der im Hause herrschte und der mir wohltat. Hausgottesdienst, Gebet und Gesang wechselten mit freundlicher Unterhaltung ab, und noch nie hatte ich solch ein Haus, wo alle eines Geistes und Sinnes sind, gefunden — es waren selige Stunden für einen so müden Pilger, wie ich einer war.

Ich konnte mich recht des Glückes dieses Hauses freuen und des alten Vaters, der nach einem so mühe- und leidensvollen Leben nun in seiner Nähe die so glückliche Familie seines Sohnes hatte, und es war auch die Rede davon, daß sie den Vater bald ganz zu sich nehmen wollten.[3]) . . . .

---

[3]) Vgl. auch über die Familie Köllner in Sitzenkirch das Büchlein „Mittheilungen aus dem Leben des theuren Vaters Carl



Fortwährend machte ich meine Besuche dem lieben alten Papa Köllner, der bei seinem fröhlichen Christentum und festen Glauben gut auf mich einwirkte; öfters auch traf ich mit ihm zusammen bei Fr. Maas und Jgf. Kohl, sowie er auch als Nachbar zu mir ins Haus kam. Sein Sohn C. Köllner in Sitzenkirch wollte nun seinen Geburtstag feiern, wozu Jgf. Kohl und ich eingeladen waren. Am Tag zuvor wollte man uns in Binzen abholen. Wir begaben uns dahin in einem Lohngefährtchen, das über die Maßen langsam forttrippelte. Dort wartete längst das Sitzenkircher Gefährt, ein einsitziges Reisewägelchen, wo wir zwei wie Häringe eingepackt drin sitzen mußten, die Füße in der Luft an dem starken, kalten Wind, der uns entgegenblies (3. März 1823). Jgf. Kohl hatte auf ihrem Schoß ein Schäfchen von Butter in einem niedlichen Körbchen mit Moos und Tännchen verziert. Dieses wurde aber auf dem steinichten Wege so geschaukelt, daß es bald oben, bald unten lag, welcher Jammer uns herzlich lachen machte. Endlich kamen wir in Sitzenkirch an und wurden herzlich empfangen, das Schäflein aber in der Stille auf das Fest beiseits getan. — Es war Sonntag. Da kein Kirchsonntag war, hielt C. Köllner Vor- und Nachmittags Gottesdienst im Haus, wozu Leute des Dorfes und von Kandern kamen. Die Zeit wurde außer dem Gottesdienst unter erbaulichen und freundlichen Gesprächen, auch mit viel Gesang zugebracht. Nach dem Essen begab man sich nachts in sein Zimmer, bis die Eltern zur Ruh waren, um sich wieder zu vereinigen, um die Gewinde und Kränze fürs Fest nebst einem Transparent von dem Hauslehrer zu bereiten. Morgens 3 Uhr waren wir aber schon wieder vor der Tür des Schlafzimmers der Eltern, wo das Transparent angebracht und beleuchtet wurde. Dann

---

Köllner", für die Familie und Freunde desselben als Manuskript gedruckt 1855; besonders S. 84 ff.



erhob sich hinter demselben ein feierlicher Gesang. Als der Vater Köllner die Tür auftat, war er von dem Transparent überrascht, und nach vollendetem Gesang bezeugte er tief gerührt seinen innigen Dank für diese Festfreude. Der nun anbrechende Tag war sehr kalt, draußen lag Schnee und Eis, — die Herzen aber waren in Liebe warm und freudig. Alles war nun gerüstet zu einem lieblichen Familienfest, das auch seine besondere Würze erhielt durch das Wort Gottes, durch Gebet und Gesang, sowie durch fröhliche, liebliche Unterhaltung. Jgf. Kohl hatte mit ihrem Schäflein von Butter, dem Festgeschenk, das Unglück, daß die Mäuse des Nachts dem Buttertierchen die Ohren und das halbe Gesicht gefressen hatten, was sie so gut wie möglich durch ihre Geschicklichkeit herzustellen suchte. Aus meiner gepreßten Lage heraus war es für mich eine sehr fröhliche Zeit, die ich im Kreis dieser lieben Familie zubrachte, und ich war auch sehr munter und hatte manchen Scherz mit Jgf. Kohl. Allein es war mir in damaliger Zeit nicht erlaubt, frohen Herzens zu sein; ich hatte der Presse der Leiden nötig und wurde gar bald nach jeder lebensfrohen Stunde darin aufs neue eingetaucht."

Eine schwere Krankheit, an der seine Frau unrettbar dahinsiechte, brachte großes Leid über die Familie Forcarts. In seinem Jammer und seiner Qual fand er Trost bei seinen Freunden in Sitzenkirch:

„Der treue Herr sorgt aber auch, daß er ausrüste seine Kinder mit Mut und Kraft für die bevorstehenden schweren Leiden. Eine solche Stärkung verlieh er mir bei meinem Besuch in Sitzenkirch, den 21.—23. Juni, mit Fr. M. und Jgf. K. In diesem Kreise christlicher Freunde war mir nicht nur wohl, sondern Gesang und Gebet nebst Betrachtung von Gottes Wort stärkten mich ungemein, und besonders ein Besuch auf der Schloßruine Sausenburg wird mir unvergeßlich bleiben.



Vater, Mutter, 2 Töchter M. und S., Fr. M. und Jgf. K. und ich erstiegen den Berg und mit vieler Mühe die Ruine selbst, wo uns ein großes Fenstergemäuer Platz und selbst Obdach vor dem Regen gab. Nachdem wir hier mehrere Strophen gesungen hatten und ergriffen waren, kam ein Geist des Gebets auf Köllner und mich, daß wir uns ganz ergießen und in den Herrn und seine Führung versenken konnten, so daß wir alle unter vielen Freudentränen als Verlobte unseres Gottes aufstanden, ohne ein Wort zu sprechen uns umarmten und lange stille dastanden, ein jedes angetan mit Kraft aus der heiligen Höhe. Eine der Töchter, die nach Hause war, um Regenschirme zu holen, erstaunte, als sie uns so still und versenkt wiederfand, und wir verließen die Stätte nicht, ohne nochmals uns niederzuwerfen, dem Herrn für diese Stunde zu danken und ihn zu bitten, diesen Segen unvergänglich zu machen als eine Kraft Gottes auf unserm Pilgerpfade."

Am 23. Oktober 1823 erlag seine Frau der Krankheit. Sie wurde im Kreuzgang, im Grab von Deputat Merian, Vater seiner Großmutter Forcart-Merian, begraben. Bei der Beerdigung trug sich folgender Vorfall zu:

„Als ich nach der Leichenrede beim Grabe stund, wurde ich den Schädel meines Ahn-Großvaters, hinten noch mit langen braunen Haaren versehen, und ein groß Stück grünseidenen Damasts des Nachtrockes gewahr, in welchem er ohne Zweifel begraben worden, wessen ich mich verwunderte, da derselbe 50 Jahre zuvor schon beerdigt worden, nach der Inschrift. Weiber rissen Zähne aus dem Kiefer als Préservatif fürs Zahnweh, wie sie auf mein Ansuchen, es zu unterlassen, sagten."

Ehe der Bericht über Köllner und seine Gemeinde in Sitzenkirch weitergeführt wird, möge hier die Schilderung einer Judentaufe Platz finden, die für die Geschichte der Judenmission in Basel nicht ohne Interesse ist:



„Schon mehrere Jahre hindurch war ich Mitglied der damals bestehenden Juden-Gesellschaft, deren Präsident, Herr Pfr. von Brunn, die Sitzungen bei sich im Hause hielt. Manche Juden hatten sich zur Annahme des christlichen Glaubens gemeldet, alle ohne eigentlichen Beruf als Broterwerb. Die meisten, die nicht das Christentum, sondern zeitlichen Vorteil suchten, empfahlen sich wieder, wenn man sie zu einem Beruf anhalten wollte, ja wenn man sie nur eine Woche hindurch zu etwelcher Arbeit anhielt, und zogen weg. Einen einzigen hatten wir zu dieser Zeit, der wirklich aufrichtig war. Es war ein junger Optiker, der Basel schon mehrmals als Brillenhändler besucht hatte. Dieser hatte von der hiesigen Judengesellschaft gehört, und da er schon zu Hause durch Forschung in der Heiligen Schrift und namentlich beim Lesen des Propheten Jesaja die Überzeugung gewann, daß Jesus der verheißene Messias sei, tat er sich auf seinen Reisen überall zu Christen und besuchte ihre Gottesdienste. Er war nun, als er hierher kam, schon reich an Erkenntnis und völlig im Glauben, also daß er begehrte, einen förmlichen Religionsunterricht zu empfangen und durch die heilige Taufe in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen zu werden. Herr Pfr. von Brunn erteilte ihm den Unterricht und freute sich sehr über die Aufrichtigkeit, den Ernst, die richtige Erkenntnis und den lebendigen Glauben, die ihn beseelten, so daß er nicht erst durch den Unterricht belehrt und zum Glauben gebracht wurde, sondern es war. Man konnte bei ihm wirklich sagen, wer will ihm das Wasser wehren, da er den heiligen Geist schon empfangen hat. Auch hatte Ewald (so hieß der junge Mann) durchaus keine Nebenabsichten. Als Optiker hatte er seinen Lebensunterhalt, und wenn er auch wünschte, von nun an dem Herrn zu dienen im Werke der Mission, so konnte und wollte er auch zuwarten, bis es geschehen könne. Sein Wunsch war,



dem umherreisenden Wirtschaftsleben enthoben zu werden und dem Herrn zu dienen auf die Art und Weise, wie Er Bahn dazu machen werde.

Der 16. November 1823 war bestimmt zu seiner Aufnahme in die christliche Kirche durch die heilige Taufe, und auch mich hatte er ersucht, Patenstelle zu vertreten. Es waren deren drei und eine Patin. Der Aktus geschah in der Münsterkirche nach dem Abendgottesdienst. Herr Pfr. von Brunn hatte Predigt und Taufe. Gedrängt voll war die Kirche; denn seit 80 oder 100 Jahren, vor welcher Zeit auch ein Proselyt namens Hirsch zu Basel im Münster getauft worden, war dies hier nicht mehr erlebt worden. Nach einer sehr zweckmäßigen, erschütternden Predigt wurde die Handlung vorgenommen. Es waren aber alle Zugänge und der Platz vor dem Altar so gedrängt voll Menschen, daß es einige Zeit brauchte, um für Täufling und Zeugen den Platz zu gewinnen. Wir Zeugen traten mit Ewald vor, der nun nach einem passenden Herzensgebet vor dem Pfarrer mit lauter Stimme seine Überzeugung und sein Glaubensbekenntnis ablegte, das viele Anwesende tief ergriff. Dann erfolgte die Taufe selbst, in welcher ihm der Name Ferdinand Christian beigelegt wurde, und Herr Pfr. von Brunn schloß die Handlung wieder mit einem brünstigen Gebet. Herrn Oberst-Pfarrer Falkeisen nebst den Taufzeugen und Herrn Pfr. von Brunn hatte ich zu mir auf eine Tasse Tee gebeten. Wie wir aber aus der Kirche mit vieler Mühe traten, war der Münsterplatz so voll Zuschauer, daß wir bis in die Augustinergasse durch eine gedrängt volle Gasse gehen mußten, die kaum den nötigen Raum für die Personen offen ließ. — Wir hatten noch einen gesegneten Abend, konnten uns in Wahrheit freuen über den neuen christlichen Bruder, den wir an dem 24jährigen Ewald hatten. Der Antistes hatte auch große Freude und war sehr gesprächig."



Über das Leben bei den Köllner und über die kirchlichen Verhältnisse im Badischen geben die folgenden Mitteilungen Aufschluß:

„Mein lieber, alter, väterlicher Freund Papa Köllner war in früheren Jahren der Neologie ganz ergeben und hatte eine Pfarrei im Nassauischen. Später durch Lesen und Forschen in der Heiligen Schrift, durch den Umgang mit christlichen Freunden dazu bewogen und in der Schule großer Trübsal wurde er bekehrt. Zweimal erlitt er von den Franzosen die Hausplünderung. Sie nahmen ihm sogar seine Perücken fort, weshalb er das Gehör fast verlor und darauf mit einer kleinen Pension resignieren mußte. Nachdem seine Frau gestorben und alle seine vielen Kinder verheiratet waren, wurde er nach Basel berufen, um die Versammlungen der Deutschen Gesellschaft im Fälklein zu leiten und die Basler Versammlungen zu redigieren. Von 1818 an wohnte er zu diesem Zweck bei Pfr. Spittler im Fälklein. In späteren Jahren, da sein wohlhabender Sohn Carl in Sitzenkirch bei Kandern sich niederließ und ihm die Vorsteherschaft der deutschen Gesellschaft beschwerlich wurde, behielt er die rédaction der Basler Sammlungen und zog zu seinem Sohn nach Sitzenkirch. Zuerst machte er seine periodischen Besuche in Basel wegen seiner rédaction. Für seinen lebhaften Geist war ihm aber der stete Aufenthalt in Sitzenkirch zu einsam und langweilig, und er teilte nun seinen Aufenthalt zwischen Basel und Sitzenkirch. Schon zu St. Alban hatte er sein Absteigequartier bei mir wie nun mit der Zeit am Rheinsprung.[4]) Des Morgens trank er mit uns den Café, ging dann ins Fälklein an seine Arbeit, speiste bald dort, bald bei mir oder bei Frau Maas zu Mittag; regel-

[4]) 29. Juli 1829 hatte Forcart das Haus „zum Kranichstreit", heute Rheinsprung 7, bezogen.



mäßig aber ging er nachmittags in sein Bethanien zu den Schwestern Martha und Maria Kohl und Maas, die nun auf dem Heuberg wohnten, und abends bald früher, bald später zum Nachtessen und Schlafen zu uns, wo wir uns immer auf ihn freuten, die Alten sowohl wie die Jungen; denn für diese hatte er auch hundert Geschichten, die er mit seinem heitern Humor gar lieblich zum Besten gab und oft gar herzlich mitlachte.

In diesem Jahr 1828 hatte er vielen Kummer wegen seinen Kindern in Sitzenkirch. Dieses Sitzenkirch war nämlich ein filial von Obereggenen, wo ein Rationalist Pfarrer war und nun alle 14 Tage daselbst predigte, nämlich in Sitzenkirch. Es war aber in dem Hause von Herrn Köllner Morgens und Abends Hausgottesdienst, und da alle Musikliebhaber waren, wurde auch viel gesungen mit Begleitung des Pianos. Das Haus war der Zufluchtsort für Hilfsbedürftige aller Art, die männlichen Kranken besuchte der Mann oder die Mutter, die weiblichen die Frau und die Töchter. So hielt sich das ganze Dorf in allen Anliegen an diese Familie. Kam jemand während des Hausgottesdienstes oder der sonntäglichen Andachten, so blieb er bis ans Ende. So kamen nach und nach viele geflissentlich um diese Zeit und an den Sonntagen, da keine Predigt in der Kirche war. Es zeigte sich unter den Dorfbewohnern viel geistliches Bedürfnis. Besonders an diesen Zwischensonntagen kamen nicht nur Leute vom Dorf, sondern auch von Kandern, Feuerbach und Obereggenen, so daß der behutsame Hausvater öfters warnte, da es Aufsehen erregen werde; wenigstens sollten sie ja die Gottesdienste ihrer Dörfer nicht versäumen. Wirklich verklagten die Pfarrer der Umgegend den Herrn Köllner, daß er Konventikel halte. Der Pfarrer von Obereggenen, wiewohl Rationalist, genoß im Köllnerischen Hause dennoch viel Freundschaft, kam an den



Predigt-Sonntagen ins Haus, wo er vor oder nach dem Gottesdienst eine Erquickung nahm und an den Hausgenossen die pünktlichsten Kirchenbesucher hatte. Der sollte die Sache untersuchen und Bericht an das Konsistorium machen. Ihm war alles wohl bekannt, und sein Bericht, wiewohl er Feind der sogenannten Pietisten war, lautete nach der Wahrheit, daß es kein Konventikeltreiben sei, sondern Hausgottesdienst und sonntägliche Andachten, wozu sich allerdings Bekannte des Hauses einfinden. Darauf wurde es ruhig. Der Pfarrer hatte den Gegenbericht erhalten, kein Hindernis einzulegen. Allein dem sehr feindseligen Pfarrer von Kandern war es ein großes Ärgernis. Er klagte selbst den Pfarrer des filials Sitzenkirch an, daß er zu nachsichtig sei, weil er im Hause wohl bekannt sei. Als ich eines Sonntags in Sitzenkirch war, traf es sich, daß während der Andacht, wobei 20 bis 30 Personen der Umgegend zugegen waren, ein Amtsdiener kam mit dem Bericht, es dürfe niemand der Umgegend mehr an diesen Hausgottesdiensten teilnehmen. Herr Köllner las den Bericht laut vor mit dem Bedeuten, daß er sich daran halten werde und daher bitte, daß die Leute sich auch darnach richten, da es ein kirchlich obrigkeitlicher Befehl sei. Es war rührend, die Wehmut der Leute zu sehen, von denen einige weinten und klagten, sie hätten solche Pfarrer, bei denen sie kein Evangelium hörten und bei welchen kein Trost noch Rat zu finden sei. In der Tat war in damaliger Zeit in Baden die Kirche schlecht bedient. Die meisten Pfarrer waren dem Trunk und Spiel ergeben, manche führten einen unsittlichen Wandel, und diese Pfarrer wurden, wenn das Ärgernis in einem Dorf zu groß war und geklagt wurde, nur auf eine andere Pfarrei versetzt. Es war weit und breit umher kein evangelischer Prediger. Derjenige von Obereggenen, der Sitzenkirch zum filial hatte, war wohl ein toter Mann und erbärmlicher Prediger, daneben



doch ein unbescholtener Mann, der selbst über die Zuchtlosigkeit seiner Amtsbrüder klagte."

An dieser Stelle mag noch ein Brief Köllners Platz finden, der mit seiner muntern Laune von den herzgewinnenden Eigenschaften Köllners Zeugnis ablegt und zugleich ein hübsches Bildchen vom Reisen in der guten alten Zeit entwirft:

Möttlingen, 26. Juni 1828.

Herrn Forcart-Respinger, Spittler, Richter, Fr. Maas und Jgf. Kohl.

Ihr Lieben insgesammt! Gott gebe euch viel Gnade und Friede in Christo Jesu unserm Herrn und Heiland. Amen!

Die Garnausische Glaubensprüfung war Ursache, daß schon am Montag Abend ein Brieflein auf die Emmendinger Post gegeben wurde. Von hier aus hatte ich im Sinn, Euch die erste Nachricht von mir zu geben, was nun doch geschehen soll. Von Emmendingen fuhren wir den Dienstag früh 4 Uhr nüchtern ab — es war uns Allen noch zu früh zum Kaffee. In Köndringen begegnete unserm Fuhrmann eine Unannehmlichkeit, die uns Alle gegen das Zollwesen einnahm. Unser Michel (der Fuhrmann) hatte auf der ersten badischen Zollstation Eimeldingen den Zoll für einen leeren Wagen durchs ganze badische Land berichtigt. In Freiburg wurde sein Zollzettel angesehen und passiert. Im gedachten Köndringen aber waren die Zollschergen klüger; wir mußten bei 1 St. da halten; es wurde behauptet, es sei kein leerer, sondern ein geladener Wagen, und das Ende vom Lied war, daß Michel um 11 fl. 54 kr. gestraft wurde. Er und wir entgegneten, daß auf diese Weise der Zoller in Eimeldingen die Strafe verdient habe, sowie auch der Zoller in Freiburg; das half aber Alles nichts, und wollten wir von der Stelle, so mußte Michel 11 fl. 54 kr. Strafe bezahlen und einen neuen Zettel für einen ge-



ladenen Wagen lösen. Fürwahr ein saures Frühstück für seinen nüchternen Magen, wovon wir aber ungefähr die Hälfte ihm vergüteten. Wir lernten bei dieser Gelegenheit zweierlei: 1. daß lebendiges Menschenfleisch auch Frachtgut ist, und 2. daß es im Zolltarif für die Herren Zollgelehrten ebenso verschiedene Ansichten gibt, als für die Schriftgelehrten in der Bibel. Michel wollte in Offenburg vor das Oberzollgericht gehen und seine Unschuld dartun; aber der Oberste von diesem Gericht war nicht zu haben; er war verreist, und so kamen die 11 fl. 54 kr. auch nicht zurück. Kein Wunder, daß im N. T. Zöllner und Sünder immer als ein nobles Paar beisammenstehen. Am Abend dieses Johannistags kamen wir bei guter Zeit nach Bühl, und im Durchfahren waren wir unschlüssig, ob wir dableiben oder noch weiter fahren wollten. Endlich erreichten wir das letzte Haus von Bühl, ein Gasthaus, und beschlossen, da Quartier zu machen. Es sah inwendig so aus, als ob selten oder nie Leute von Stand da logirten. Christen können indessen überall vorlieb nehmen, wenn's nur reinlich ist, und das fanden wir. In zwei aneinander stoßenden Zimmern logierten B. und ich. An der Kommunikationstüre hatte der Wirt seinen gedruckten Namen angeklebt Johannes Schlund. Zur Girlande um den Namen herum hatte irgend ein früherer Gast mit Bleistift geschrieben: Lump — Lump — Lump. „Keine guten Aspekten!" sagte Barth, als er es zuerst sah. Und doch hatten wir ein gutes kräftiges Nachtessen, das unsere Erwartung übertraf, auch einen recht guten Wein und gute saubere Betten, so daß wir vollkommen zufrieden waren. Nach Tisch bezahlten wir Alles, auch das Pferdefrühstück für den andern Morgen, und erklärten dem Wirt, daß wir ohne Frühstück um 4 Uhr fort wollten. Er war aber doch bei der Hand, half uns in den Wagen steigen und wünschte glückliche Reise. Noch keine 100 Schritt vom Haus



im Freien kam der Hausknecht nachgesprungen und machte eine Nachrechnung von 33 kr. für das Pferdefrühstück. — Wir fanden nicht ratsam, uns in Disputat einzulassen, gaben 33 kr., und auf einmal wurde uns jene Girlande um den Johs. Schlund klar. — — Nun wollten wir in Pforzheim übernachten und zwar bei einer erweckten Wirtin im Adler; allein es war noch zu früh, nämlich 3 Uhr, als wir dort ankamen. Barth schrieb gleich ein Billet an den Helfer Bähr, der auch gleich zu uns kam. Dieser ist für Pforzheim der einzige Preiswerk. Er arbeitet mit an dem Lom. lit. Corresp. Blatt. Seine Aufsätze sind mit 2 griechischen m unterzeichnet. Er ist in Pfr. Schneiders Alter und ein guter Freund zu ihm. Als er hörte, daß unsere Gesellschaft aus lauter Christen bestehe, umarmte und küßte er alle auf der Reihe und freute sich, von dem Nebelspalter (aus Wirblingen bei Heidelberg) zu hören, wie dieser wegen der Versammlung in einem Hause schon zweimal im Gefängnis gesessen und also ein wahrer Märtyrer des Christentums sei. Sein Hauptfeind ist der Ortspfarrer, der öffentlich gegen die Conventikler predigt, obgleich diese Versammlung von Carlsruh aus bestätigt ist, nur mit der einzigen Clausel: daß keine Fremden dabei sein dürfen. Auch freute sich Bähr, vom Göbel zu hören, daß der Fürst von Braunfels als ein erweckter Christ nicht mehr dort in die Kirche geht, weil er (wie er sich geäußert hat) keine Moral mehr hören wolle und übersatt davon sei. Dagegen sei er ein Freund und Protector der dortigen Versammlung. — Um 5 Uhr brachen wir von Pforzheim auf, um die 3 Stunden bis Möttlingen noch zu machen. Gleich hinter der Stadt geht's einer mächtigen Steige hinauf, die wohl 1½ St. lang währt. Um unser Schiff zu erleichtern, wurde aller menschliche Ballast herausgetan, und Bähr begleitete uns, bis wir oben waren. O was ist es doch um eine christliche Reisegesellschaft, wo man



nicht gehalten, nicht gespannt und verschlossen ist, sondern seinen Empfindungen freien Lauf lassen kann! So hatten wir fünfe die Freude, von Zeit zu Zeit ein Lied auf dem Wagen zu singen und Abends und Morgens unser gemeinschaftliches Gebet zu verrichten, wobei ein Kapitel aus dem N. T. gelesen wurde. Doch ich bin von der Reise nach Möttlingen abgekommen. Da Barth diesen Weg von Pforzheim hierher selber nicht kannte, so kamen wir irre, und ein Glück war's, daß der liebe Gott seine Leuchte am Himmel ausgehängt hatte, durch deren Schein wir einen Fahrweg durch einen dichten Tannenwald immer erkennen konnten und so endlich, als der Möttlinger Kirchturm 10 Uhr rief, nahe beim Ort anlangten.

Das Pfarrhaus war schon mit Menschen gesegnet. Es hauseten da die Schwester Beate, die Beate Müller, eure Tante, der Bruder Gottlieb und — der Schulmeister von Bethlehem, der als Haushüter angestellt war. Zu diesen 5 Seelen kamen nun noch andere 5 hinzu, für welche noch ein Nachtessen bereitet werden mußte. Erst nach 12 Uhr kamen wir zur Ruhe, welche ich ununterbrochen genossen bis am Morgen 8 Uhr! — Die Beate Barth ist bei ihren Umständen munter, hat guten Appetit und Schlaf, sieht frisch und gesund aus, besser wie ihr Bruder Pfarrer, aber ihr Gang durch die Stube ist der Gang eines kleinen Kindes, das sich an Stuhl und Bank und an den Wänden hält, damit es nicht umfalle. Diese außerordentliche Schwäche in den Beinen ist übrigens ganz und gar nicht schmerzhaft, und sie leidet mit Geduld und Ergebung und hebt ihr Auge auf zu den Bergen, von welchen alle wahre Hülfe kommt. Ich mußte ihr gleich, ehe sie noch das Briefchen von ihrem Bruder erhielt, von Fr. Maas erzählen.

Den 27. Juni.

Gestern gegen Abend besuchte ich mit dem Pfarrer den Bürgermeister des Orts, welcher vor 8 Tagen das linke Bein



zerbrochen hat. Ein erfreulicher Besuch bei einem leidenden Christen, der bei allen Schmerzen in der Gemeinschaft mit seinem Heiland innerliches Wohlsein genießt und froh und freudig von seinem Unfall spricht als von einer Gnadenheimsuchung seines liebenden Herrn und Heilandes. In seinem Hause hält der Pfarrer Mittwochs und Sonntags Abend die Versammlung, welche zahlreich besucht wird. — — — Hier überraschte mich Bronnenkant, der mir von hinten auf die Schulter schlug. —

Den 28. Juni früh halb 5 Uhr.

Weil um 7 Uhr der Calwer Bott kommt, die Briefe zu holen, so muß ich nur noch kurz sagen, was gestern erfolgte. Gestern 10 Uhr wurde eine Tochter hier begraben, welche am Dienstag auf einer Hochzeit war und sich mit Tanzen so erhitzte, daß sie auf der Stelle des Todes war. Da hielt Barth eine mächtig erschütternde Leichpredigt über Spr. Sal. 9, 13—18. Ich konnte die ganze Predigt verstehen und mußte ihn bewundern wegen der besonderen Kraft, die in seinem Worte lag.

Nach Tisch gingen wir nach Münklingen, nahmen den dortigen Pfr. Osiander mit uns und spazierten nach Steinegg, wo ich die liebe von Gemmingensche Familie weiblichen Geschlechts (von den Söhnen war keiner da) kennen lernte. Fr. Pfr. Schlatter war gerade auch von Mühlhausen da. Letztere ist jetzt eine Verlassene, weil ihr Mann im Pfäferser Bad ist, von dem sie beruhigende Nachrichten hat. In der Tat eine liebenswürdige Familie. Beide Eltern sind noch jung dem Ansehen nach, wenigstens hatte ich mir sie älter vorgestellt. Drei Söhne und sechs Töchter, immer eine schöner und artiger als die andere, sitzen wie die Ölzweige um den Tisch her. Der Vater erzählte uns, daß neulich der alte Bischof von Freiburg hier, in Mühlhausen und Tiefenbronn, eine Firmung ver-



richtet und einer liebevollen Einladung zufolge im Gemmingenschen Hause logirt, aber über den bekannten Übertritt kein Wort verloren habe, sondern sehr artig gewesen sei. Wir blieben bis halb 6 Uhr, und weil ich ein Verlangen bezeigte, auch Mühlhausen — die dortige neue Kirche — die geschenkten heiligen Gefäße — Schule und Pfarrwohnung zu sehen, so ging's nun in Begleitung der Fr. Pfr. dorthin (½ St. von Steinegg). Ich fand alles viel schöner, als ich mir's gedacht hatte, besonders das gar niedliche und heimelige Kirchlein, in welchem ich mich auf die Kanzel stellte und sagte: hier muß sich's leicht predigen. Nun drangen die beiden Pfr. und Frau Pfr. in mich, es morgen zu probieren — und ich fühlte auf der Stelle innere Freudigkeit dazu und versprach's in Gottes Namen, bedeutete aber Allen, daß ich wegen meiner angegriffenen Brust nur kurz würde predigen können. Der Herr wolle mir Kraft zum Vollbringen schenken, wie er das Wollen in mir gewirkt hat. Um 8 Uhr gingen wir von Mühlhausen weg, die gute Fr. Pfr. begleitete uns noch eine gute Viertelstunde weit. Weil sie kein Kind hat, so hat sie ein Mädchen von armen Eltern in Steinegg angenommen, etwa 5 Jahre alt, das mit außerordentlicher Liebe an ihr hängt. Die Freundlichkeit, womit sie den Bauern begegnet und sie begrüßt, nimmt Jedermann für sie ein, und sie wird gewiß eine wahre Priesterin ihrer Gemeinde werden.

Nächsten Montag geht's nun, so Gott will, nach Stammheim zu den lieben Händels, wo ich dann auch die neue Rettungsanstalt in Augenschein nehmen werde, für welche Barth in Basel 25 Louisd'or empfangen hat. Darunter ist auch eine Gabe der lieben Fr. Heusler K., der ich bei Gelegenheit einen freundlichen Gruß zu übermachen bitte. Von Stammheim wird's nach Calw gehen und dann etwa den Mittwoch nach Stuttgart.



Nun ihr Lieben insgesammt, ich bin überzeugt, daß ihr meiner täglich vor dem Gnadenthron gedenket, und daß mir's der Herr um dieser eurer Fürbitte willen so wohl gehen läßt. Habt Dank dafür! und der liebe Heiland, der so gnädig auf eure Bitte und auf mich Armen herabsieht, sei gelobt und gepriesen für alle Treue und Barmherzigkeit, die er mich täglich genießen läßt.

Von Beate Barth und Müller soll ich die herzlichsten Grüße an die Schwestern M. K. ausrichten, sowie auch von Bronnenkant, der sehr viele Liebe im Gemmingenschen Hause so wie bei den Geistlichen der Nachbarschaft genießt.

Dem l. Spittler sage ich noch, daß er von Wirblingen und Braunfels Briefe erhalten wird; ich habe beiden Mitreisenden seine Adresse gegeben.

Unter herzl. Gruß von meinem lieben Hospes schließe ich hier, füge meine eigenen Grüße bei mit dem Wunsche, daß der Herr, deß wir sind und dem wir leben, sich an Euch Allen immer mehr verherrlichen wolle. Seine Gnade sei mit Euch und mit Euerm

Euch Alle herzl. liebenden
Pilgrim W. Köllner.

Forcart setzt seinen Bericht über die Schwierigkeiten, mit denen Köllner zu kämpfen hatte, fort und kommt dann auf die Gründung der besondern Gemeinde zu sprechen, zu deren Gliedern er sowohl wie Köllner gehört haben:

„Diese Geschichten [Anfeindungen durch den Pfarrer von Kandern wegen der Versammlungen im Köllnerischen Hause zu Sitzenkirch] machten dem alten Papa Köllner viele Mühe, besonders darum, weil so viele Leute ihm nun bekannt waren, die einen christlichen Sinn hatten und jetzt durch das Verbot ganz verlassen waren. Doch kamen auch viele nur auf Besuch,



um sich in Unterhaltung Rat und Trost zu holen. Später kam ein evangelischer Prediger nach Obereggenen, Pfarrer Schneider von Basel. Bald war derselbe ein intimer Freund des Köllnerischen Hauses. Dieser Pfarrer Schneider war in Verbindung mit Herrn Professor Lachenal und J. Wirz, der eine prophetische Gabe hatte und seit 1823 weissagte, Zeugnisse der Geister hatte und in seinen Gesprächen und durch seine ergreifenden Gebete sehr erbaulich und fördernd für das innere Leben war. Schneider lebte in dem damals verbreiteten Wesen der Somnambulen, kannte die hellsehende Auguste Schneider in Schuttern sowie alle solche Personen; in diesem Gebiete lebten auch Herr und Frau Prof. Lachenal und behielten selbst solche Personen in ihrem Hause.

Professor Lachenal, Wirz und Keigerlin[5]) machten oft Besuche bei Pfr. Schneider in Obereggenen und kehrten dann auch bei der Köllnerischen Familie ein, welche bald enger mit diesen Personen verbunden war und auch mit ihnen in das Gebiet und den Umgang von Hellsehenden kam. Nun nannten sich obige 4 Personen mit den 4 Köllnerischen ein Gemeinlein unter der Leitung von Jakob Wirz, dem Seher."

Über den religiösen und kirchlichen Standpunkt der Gemeinde geben uns die Glaubensbekenntnisse Aufschluß, deren

---

[5]) In den „Mittheilungen aus dem Leben des theuren Vaters Carl Köllner" werden diese Männer, ohne Nennung des Namens, S. 105 folgendermaßen eingeführt: „Ein Professor der Philosophie [Lachenal], aber Kind an Gemüth, lieh seine Wissenschaft der Ausarbeitung der Geistesprodukte; ein Maler [Keigerlin], der als früherer Katholik, nicht nur als solcher die Kunst verstand, welche diese Kirche zur Beherrschung der Seele gebraucht, sondern auch als Magnetiseur sie zu fesseln wußte und durch seinen Willen einen großen Einfluß auf seine Umgebung ausübte, brachte mancherlei ascetische Grundsätze in Gebrauch; eine vermögende englische Dame [Mrs. Blackwell, von ihr weiter unten] gab ihre Mittel zur Ausführung der schwärmerischen Einrichtungen; der liebe Vater [Carl Köllner], welcher durch seine Übung, Versammlungen zu leiten, mit



uns Forcart drei aus den Jahren 1827, 1828 und 1829 überliefert hat. Das letztere vom 9. März 1829, das dem Pfarrer von Brunn vorgelegt worden war, hat folgenden Wortlaut:

„Wir glauben in Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, welches dreieinige Wesen wir als eine unzertrennliche Gottheit bekennen, das zu bestimmter Zeit aus großer Erbarmung gegen das Menschengeschlecht durch die eine und heilige Menschheit Jesu sich geoffenbaret hat, der gezeugt wurde durch den heiligen Geist und geboren von der keuschen Jungfrau Maria und hat sich so, als der Sohn Gottes zur Erlösung und zum heiligen Opfer für uns dargegeben und ist der Niedrigste geworden aller Kreaturen, Ps. 22. 7, und gehorsam worden bis zum Tode am Kreuz; darum hat ihm auch Gott einen Namen gegeben, der da ist über alle Namen, die in allen Himmelsräumen und auf Erden genannt werden mögen.

Diesen Namen Jesus bekennen wir als wirkend in allen Kräften der innern und der äußern Natur, in allen Engeln und Erzengeln, in allen Propheten und Lehrern des alten Bundes in allen Aposteln und in allen Auserwählten des neuen Bundes, bis auf den heutigen Tag. Diesen Namen Jesus bekennen wir in der ganzen heiligen Mutterkirche,

---

dieser Gabe am besten dienen konnte, versah gewöhnlich die Priestergeschäfte.“ Wirz war ein Fabrikarbeiter, der „durch seine besonders geweckten Geistesgaben unter einem Kreise gläubiger Seelen Aufsehen machte. Er hatte nur die gewöhnlichste Erziehung genoßen; aber seine Sprache war der Ausdruck innerer Erkenntnis und Erleuchtung, die sein Auftreten unter die Erscheinungen besonderer Berufung, deren jene Zeit viel aufzuweisen hatte, stellte; er wurde wegen seiner klaren apokalyptischen Ansichten, einer auffallenden Gabe, Geister zu prüfen, und treffenden Urteilskraft, viel aufgesucht; das kleine, arme Stübchen war selten leer von Solchen, die ihn hören wollten. Sein Äußeres, das dem eines Asceten und Theosophen ähnlich war, hatte dabei etwas sehr Imponierendes, und bald sammelten sich einige, die als Jünger sich zu seinen Füßen setzten (S. 98 f.).“



welche wir betrachten als den heiligen Leib Christi, als die auserwählte Gemeine im Himmel und allen Rechtgläubigen auf Erden, welche sich zu dieser wahren Mutterkirche bekennen.

Wir bekennen die Gemeinschaft aller heiligen Propheten und aller heiligen Männer Gottes, von dem von Gott gerecht erklärten Abel an bis auf Christus, welcher als der neue Bund erschien.

Wir bekennen die Lehre der heiligen Apostel und aller rechtschaffenen Kirchenväter, eines Augustinus, Cyprianus, Chrysostomus und anderer mehr bis in das 4. Jahrh., die im Glauben rechtschaffen erfunden worden sind.

Wir bekennen nur ein einiges Oberhaupt der Kirche, Jesum Christum.

Wir bekennen die Kirche des heiligen Geistes als die wahre heilige Mutterkirche; wir dürfen uns Morgens und Abends im Geiste in die Gemeinschaft aller dieser Auserwählten setzen und in ihnen den großen Namen Gottes loben und das Haupt der Kirche um die Vereinigung mit demselben bitten und uns auch in ihre Gebete empfehlen.

Wir dürfen aber nicht anrufen irgend ein Wesen, das im Himmel oder auf Erden ist, weder Apostel noch Prophet noch irgend einen Heiligen, sonsten wir der dreieinigen Gottheit die Ehre rauben würden.

Wir bekennen nach der Lehre der heil. Apostel, allein durch die Gnade des Herrn Jesu und durch sein vollgültiges Opfer und Verdienst selig zu werden und nicht durch eigene Verdienste. Indessen sollen wir uns durch die Gnade Jesu bewirken lassen, als Rebschosse an dem Weinstock, Früchte der Liebe und des Glaubens zu bringen zum Lobe seiner herrlichen Gnade.



Wir bekennen, daß uns keine Sünde etwas schaden kann, so sie gegen unsern Willen geschieht und wir durch die Rechtfertigung des heiligen Geistes gerecht gesprochen werden, der uns durch seine unaussprechlichen Seufzer vermittelst der heil. Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu den freien Zutritt zu dem Gnadenthron Gottes eröffnet und offen hält, für welche Gnade wir Gott danken sollen.

Wir bekennen die Vergebung aller unserer Sünden, laut dem Apostolischen Glaubensbekenntnis, und einen vollgültigen Erlaß nicht nur der täglichen Sünden, sondern auch der entferntesten Erbsünden.

Wir glauben an eine vollgültige Absolution; wir bekennen aber solche nur insofern, als wir im Geiste und in der Lehre der heil. Mutterkirche verbleiben, welche auch das Recht hat, im Namen Jesu zu binden und zu lösen.

Wir glauben aber, daß kein mutwilliger Sünder, noch einer, der in Sünden beharrt, in diese Gemeinschaft und in diese Gnade kann aufgenommen werden. — Indessen glauben und bekennen wir, daß alle Menschen ohne Unterschied zu dieser Gemeinschaft durch das Verdienst Jesu berufen sind, und wir verwerfen eine absolute Gnadenwahl und alle Grundsätze, die sich auf eine ausschließliche Gnade beziehen.

Wir bekennen die Wirkungen des heil. Geistes, der die Gläubigen salbet mit dem Öl des Glaubens und mit dem Öl der Barmherzigkeit Gottes, der uns auch taufet mit Feuer und Licht, dadurch wir die Lehre Christi und alle Grundwahrheiten der heil. Schrift in ihrem Zusammenhang verstehen lernen und uns fähig macht aller Tugenden in Weisheit, Gehorsam und Liebe.

Wir glauben, daß wir vermittelst des siebenfachen Geistes Gottes mit der obern Gemeine als Glieder verbunden sind und durch keine Macht der Finsternis davon können auf-



gelöst und getrennt werden, so wir anders bleiben in dieser Lehre, welche uns von Gott vermittelst der heil. Apostel und der ersten Kirche gegeben worden ist, welche durch das Oberhaupt der Kirche und durch dessen Verdienste die Macht empfangen haben, Glieder in diese Gemeinde zu versiegeln.

Wir verpflichten uns durch die Gnade und Treue Jesu, diesem Glauben treu zu sein. Wir versiegeln dieses bei jeglichem Genuß des Abendmahles.

Wir sollen auch alle Leiden und Widerwärtigkeiten, besonders diejenigen, welche uns wegen diesem Glauben widerfahren möchten, ohne Widerstreben auf uns nehmen, um darinnen durch den Geist Jesu in diesem Glauben versiegelt zu werden.

Wir glauben, was die heil. Schrift sagt und bekennet, und reißen keinen Buchstaben davon und setzen keinen hinzu, und obgleich hie und da mißverstehende Stellen sind, welche durch Übersetzung gelitten haben, so bleibet sie doch als das geoffenbarte Wort Gottes und in ihrem Zusammenhange der Grundpfeiler aller übrigen Schriften selbst der erleuchtetsten Männer Gottes der alten und der neuen Zeit. Wir nehmen auch keinen Teil an der Aushebung der apokryphischen Bücher, die durch einen Beschluß des britischen Bibelkomitees veranlaßt wurde.

Wir bekennen die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch die freie Gnade Gottes in den Verdiensten Jesu und glauben an Jesum Christum, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.

Wir bekennen, daß auch die allerbesten Werke, so sie nicht durch den Geist Jesu gewirket werden, tot sind, und daß ohne die wesentliche göttliche Besitznahme in uns der Mensch bei allem historischen Glauben tot in Sünden ist.

Wir glauben, daß der heil. Leib und das heil. Blut unseres Herrn und Heilandes nicht anders empfangen werden



kann als in dem Sinn und Geist der Gemeinschaft, nämlich in der Verbindung mit der ganzen Kirche Jesu Christi, die im Himmel und auf Erden bestehet, weil wir ohne diesen gemeinschaftlichen Sinn den Leib Christi zergliedern und dem großen allgemeinen Zwecke Gottes im Wege stehen, der etwas Ganzes und kein Geteiltes noch Halbes will. Wir glauben auch, daß wir dieses heil. Mahl mit der äußern Kirche mitgenießen, so lange dasselbe gehalten wird. Obschon wir dem Körper nach nicht gegenwärtig sind, so stehen wir doch mit derselben durch den sonntäglichen, ja täglichen Genuß des heil. Mahles in Verbindung, gleichwie ein Eckstein an einem Gebäude, der zwar nicht im Hause steht, aber doch zu dessen Bewahrung dient.

Wir dürfen aber der äußern Kirche nicht beiwohnen, ohne den äußersten Notfall einer Beerdigung, so lange das heilige Opfer und Sacrament des Leibes Jesu Christi nicht täglich auf dem Altare ausgesetzt ist; welches heilige Opfer das einzige wahre Gebetsopfer ist, in welchem allein alle Gebete Gott wahrhaftig angenehm sein können, weil Jesus durch sein Opfer der Mittler zwischen Gott und Menschen geworden ist. Es hat Jesus, das Oberhaupt der Kirche, dieses Heiligtum aus dem Tempel werfen lassen, weil es von der päpstlichen Clerisei durch Wort und Tat entweiht wurde, bis die Zeit dieses Gerichtes vorüber ist.

Wir dürfen uns zu keiner andern Kirche bekennen, als zu einer Kirche, die auf dem Grund der Apostel und Propheten gegründet ist, laut Eph. 2. 19—21, 4. 14—17 und die eine Gemeinschaft aller drei Confessionen und also keine separierte Kirche ist, und da die Grundwahrheiten aller drei Confessionen in Einheit stehen. Indessen dürfen wir nie die äußere Kirche richten, welche Gott gegenwärtig noch braucht zur Erweckung mancher Seelen, und die Er in seiner Geduld und Barmherzig-



keit stehen lässet, bis Er ein neues schaffen wird, und wir berühren dieses bloß bei gegenwärtiger Veranlassung. Wir glauben und bekennen auch, daß wir mit allen rechtgläubigen Gliedern Christi, welche diese Kirche noch besuchen, eine zusammenhängende Kette ausmachen, und das Nichtbesuchen der äußern Kirche soll nicht hindern, mit allen Menschen in Frieden und Liebe zu leben, so viel an uns liegt, indem die Liebe das Band der Vollkommenheit ist. Wir suchen auch allen Streit für die Wahrheit zu vermeiden und nur dem zu leben, der für die Wahrheit gestorben ist; denn wir sind durch unsern Heiland belehrt, daß wir keiner Seele willkürlich durch Worte die geringste Anfassung geben dürfen, um sie in diesen Glauben zu ziehen, wenn es ihnen Gott nicht selbst offenbart. Wir gedenken auch nicht, eine separatistische Sekte zu stiften, im Gegenteil sind wir von der Wichtigkeit, Unentbehrlichkeit und Notwendigkeit einer Kirche aufs festeste und vollkommenste überzeugt; sondern wir suchen uns zu halten an den Zusammenhang des unzertrennlichen Körpers Jesu Christi, da jegliches Glied nach seiner Eigenschaft zum Wohl des Ganzen beiträgt. — Da uns aber Gott durch Zeugung von Oben den Grund der heil. Mutterkirche in unser aller Herzen versiegelt und uns in der Liebe zusammengefüget hat, so gedenken wir auch in diesem Glauben zu leben und zu sterben. Amen."

Eine Stelle aus dem Bekenntnis von 1828 ist bemerkenswert genug, um noch eingefügt zu werden, weil sie auf den Glauben an die Erscheinung Verstorbener hinweist:

. . . . „Laß uns Alle dem Geiste dieses Zeugnisses und deines Glaubens gemäß leben und es bis in den Tod festhalten. Bis Du mich durch Deinen Ruf aus dieser sterblichen Hülle auflösest und mit der obern Gemeine verbindest in wahrer Unsterblichkeit, *von dannen ich meine zurückgelassenen Brüder oftmals besuchen werde,*



bis sie Alle mit mir die Krone eines unsterblichen Lebens durch den Glauben erreicht haben."

Forcart fährt in seinen Aufzeichnungen weiter:

„Von Jugend an im Hause Lachenals bekannt und seit vielen Jahren mit Keigerlin und also auch mit der Familie Köllner traf es sich öfters, wenn Somnambule bei Prof. Lachenal oder in Sitzenkirch waren, daß ich bei Besuchen Anlaß hatte, Ekstasis gegenwärtig zu sein. Wunderbar genug, da sonst junge Männer Begierde haben, in die Gebiete des Wunderbaren hineinzublicken, hatte ich eine Scheu und innere Abmahnung davon und lehnte es ab beizuwohnen, kam auch nur ein einzigmal zufällig dazu, als Fanny Ehrmann in Sitzenkirch in Ekstasis war. Die Wichtigkeit dieser Erscheinung mußte jedem denkenden Menschen klar werden, da nicht nur durch diese geistige Bewegung viele Menschen aus ihrem Sündenschlaf aufgeweckt wurden, sondern auch an die politische Welt, in der eine Aufregung war und der Geist der Empörung bange Sorgen machte, eine Mahnung erging. Diese Somnambulen aber wiesen die Menschen zu dem, der Macht und Gewalt hat im Himmel und auf Erden. Erst später wurde mir klar, warum ich in jener Zeit, da ich sehr schwach und nervös angegriffen war, so eine Abneigung und Warnung in mir trug, mich in dies Gebiet einzulassen; denn es erwies sich einige Jahre nachher, daß ich sehr empfänglich gewesen, selbst in den magnetischen Schlaf zu geraten. Als ich ersucht wurde, mit einer andern Person bei einer lieben nahen Verwandten derselben, die an entsetzlichen Krämpfen litt und magnetisiert werden mußte, gegenwärtig zu sein, mußte ich mich so entfernt wie möglich von der Kranken halten, um nicht schon vor ihr in Schlaf zu fallen. Diese von der Familie Köllner eingeschlagene Richtung und Verbindung, in welche ich nicht eingeflochten werden wollte, weil ich nicht unter menschlicher, sondern unter



göttlicher Führung stehen wollte, entfernte mich einigermaßen von diesen so lieben Freunden; denn ich nahm wahr, daß alle Glieder dieser Gesellschaft der Stimme ihres Führers Wirz folgten, als wäre es Gottes Stimme. Kam ich aber zur Seltenheit nach Sitzenkirch, so sah und hörte ich nichts als Erbauliches; das Wort Gottes wohnte unter ihnen wie zuvor, ihr Wesen war lauter Liebe, ihr Tun voll Glaubensfrüchte. So war es auch im Hause Lachenals, so bei Keigerlin, so daß ich mir oft sagen mußte, wärest du nur so weit gediehen wie diese Freunde alle.

Es traf sich, daß Pfarrer Schneider von Obereggenen im Jahr 1829 sich von der Gesellschaft trennte, weil er die Gebote von Wirz nicht unbedingt annehmen wollte und die Gesellschaft sich von der Kirche ganz lostrennte. Papa Köllner hatte bei dieser Trennung von dem Pfarrer Schneider manches erfahren, das ihm für seine Kinder Kummer machte, und besonders auch die Trennung von der Kirche. Er sprach oft mit mir davon, und ich mußte und konnte ihn immer noch trösten, daß, so lange er noch im Hause seiner Kinder stehe, wie er stehe, noch keine Gefahr vorhanden sei.

Wenn ich die mir bekannten Glieder dieser Gesellschaft besuchte, war mir ihre Unterhaltung nicht nur sehr interessant, sondern sehr erbaulich und förderlich. Sie teilten mir von den Weissagungen und Zeugnissen von Wirz mit. Diese enthielten oft tiefe Wahrheiten und Erläuterungen der Mysterien Heiliger Schrift, worin ich eine Gabe bei Wirz erkennen mußte, die ich bei keinem Geistlichen, selbst bei Vater von Brunn nicht gefunden. Ich machte aber kein Aufheben davon gegen diese Freunde, was sie, die Wirz fast vergötterten, sehr befremdete. Köllner und Keigerlin suchten mich in die Verbindung zu ziehen. Ich vermied es aber, und meiner Verhältnisse wegen konnte ich es tun.



Die Besuche, die ich zuweilen im Hause Lachenals und bei Keigerlin machte, fanden nach einiger Zeit einen Sammelplatz bei Mrs. Blackwell, einer Engländerin, Frau des Generals und Gouverneurs Blackwell auf der Insel Tobago, welche sich mit ihrer Tochter Jenny hier aufhielt und das Rebersche (Hisische) Gut vor dem St. Johanntor bezogen hatte. Bekannt mit Prof. Lachenal und durch denselben mit Wirz, nahm sie letztern, da er brotlos und kränklich war, zu sich. Bei ihr war es, daß sich nun das hiesige sogenannte Gemeinlein versammelte. Morgens 6 Uhr, nachmittags 2 Uhr und abends 6 Uhr war Gebet, und Sonntags waren oft die Köllner und Brandenberger auf Besuch, weshalb ich zuweilen am Sonntag auch hinging, wo ich alle antraf. Diese liebenswürdige Mrs. Blackwell nahm mich in besondere Affection und wollte, daß ich alle Sonntage bei ihr speisen und bis abends bleiben sollte. Wirz lernte ich nun auch näher kennen, und er ließ sich gerne mit mir in ein Gespräch ein. Ich muß auch bekennen, nirgends hatte ich noch den heiligen Ernst, den tiefen Sinn, die Reinheit und Lauterkeit und solchen Gebetsgeist gefunden, wie unter diesen Brüdern, deren Wandel auch mit dem Wort übereinstimmte. Man fühlte sich unter ihnen gehoben, getragen und erquickt. Solche Gemeinschaft hatte ich unter geistlichen Freunden noch keine gefunden.

Das Wesen mit dem Hellsehen hatte um 1830 bei den Freunden vor dem St. Johanntor seine Endschaft erreicht. Es gab auch derselben wenige mehr, wie alle solchen Erscheinungen nur ihre gewisse Periode haben. Waren bisher meine Besuche bei ihnen seltener gewesen, so suchte ich in meinen Kämpfen Erleichterung, wo ich sie zu finden glaubte, und ging zuweilen auch in der Woche um die Zeit hin, wo sie ihre Andacht hatten, und ging nie ohne Segen nach Haus. . . .

Es war natürlich, daß ich einen Drang fühlte, mich den



Freunden mitzuteilen, und acht Tage nachher ging ich hinaus, wo ich sie alle versammelt fand. Sie freuten sich mit mir der Erhörung ihres Gebets. Von da an ging ich öfterer zu ihnen, nahm teil an ihren Gebeten und fand bei ihnen, wessen ich bedurfte für meine Seele, genoß auch das heilige Abendmahl bei ihnen, wurde auch in der Folge ein Glied ihres Gemeinleins, doch so, daß ich mich deswegen nicht von der Kirche trennte und gegenüber den Verordnungen, die Glieder des Gemeinleins betreffend, ganz frei stand, wobei meine Verhältnisse und mein Gesundheitszustand mir behilflich waren. Hatten die Brüder Vorschriften über Leben und Wandel, über Speise und Trank, so war ich in letzter Beziehung durch meine Gesundheit längst über ihre Vorschriften hinaus in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, und in meiner Stellung konnte ich mich nicht an die andern Vorschriften binden lassen. Ich ging also noch in die Kirche, namentlich zu St. Martin, und war keineswegs willens, mich von derselben zu trennen, im Gegenteil war mir und den Brüdern lieb zu zeigen, daß diese Gesellschaft den Austritt aus der Kirche nicht bedinge, — es sollte aber bald anders kommen.

Es begab sich um diese Zeit auch, daß meine zweite Mutter[6]) krank war und ich sie oft besuchte. Sie starb infolge dieser Krankheit. Ich weigerte mich, eine lobende Personalia zu machen, da ich in dieser Beziehung den Leichenreden gram war. Da nun mein Bruder zur Kirche hierher kam und ich das Leid nicht zu führen hatte, beging ich die Schroffheit und ließ mich für das Leichenbegängnis entschuldigen, was natürlich nicht nur beleidigend war, sondern auch großes Aufsehen erregte, weil ich nicht durch Krankheit abgehalten wurde. Die Kirchenvorstände und Häupter der Gesellschaften hatten die Zeugnisse von Wirz sehr übel aufgenommen. Dazu kam

[6]) Frau Gertrud Forcart, geb. Wieland.



nun auch meine begangene Schroffheit. Beides zusammenwirkend bewog die Herren Pfarrer, von der Kanzel herab gewaltig über die Sektirer zu donnern. Auch Vater von Brunn warnte in mehreren Predigten davor und stellte mich in einer derselben dergestalt an den Pranger, daß die Leute mich ansahen. Das befremdete mich an ihm um so mehr, da er nicht lange zuvor unter uns vor dem St. Johanntor das heilige Abendmahl ausgeteilt hatte und freier dachte, als andere. Wie ein Lauffeuer ging es unter den Frommen in der Stadt, ich gehe in keine Kirche und zu keinem Abendmahl mehr. Ehe ich daran dachte, hatte man mich — auf diese Vorgänge hatte ich eben keine andere Wahl mehr — im eigentlichen Sinn aus der Kirche hinausgepredigt.

Von nun an ging ich des Sonntags in der Frühe statt in die Kirche zu den Brüdern vor das St. Johanntor und blieb bis Abends. Des Morgens, Nachmittags und Abends war Betrachtung des Wortes Gottes und Gebet, wozu bald dieser, bald jener Bruder aufgefordert wurde, wobei die Beweisung des Geistes sich oft auf eine belebende Weise ergoß. In der Zwischenzeit war man freundlich, brüderlich sich mitteilend beisammen, und es ist begreiflich, daß in dem Kreise solcher Gott suchender Seelen mehr Belehrung und Stärkung gefunden wird, als man beim Besuch aller kirchlicher Gottesdienste eines Sonntags finden kann. Es ist ebenso natürlich, daß ich nach dem Bedürfnis, das ich hatte, hingezogen wurde, da hier nicht nur Erbauung, sondern gegenseitige Mitteilung stattfand. Mir werden auch die wenigen Jahre, die ich in der Gemeinschaft mit diesen Seelen zubrachte, unvergeßlich in gesegnetem Andenken bleiben.

In meinem schwächlichen und nervösen Zustande kam es einigemal vor, wenn das Gebet mir übertragen war, daß ich im Laufe desselben meiner nicht mehr bewußt war und am



Schluß von den Knien mußte aufgehoben werden; erst durch einen Trunk frischen Wassers kam ich wieder vollständig zur Besinnung. Ich wußte nicht, was gebetet worden war, nur sah ich, daß die Brüder eine Wichtigkeit daraus machten; doch sagten sie darüber nichts zu mir.

Ich kam darüber erst bei folgendem Ereignis ins klare: Als ich einmal im Sommer bei Herrn Forcart in Gundeldingen gespeist hatte und um 4 Uhr fortgegangen war, um zur Abendandacht bei den Brüdern zu sein, fand ich eine größere Gesellschaft, die ganze Familie Köllner und Brandenberger und eine Frau, welch letztere ich nicht kannte. Man war bereits in einem großen Zimmer versammelt, und nachdem ein Abschnitt der Schrift gelesen worden, wurde ich, der Ankömmling, zum Gebet aufgefordert, was mir nicht recht war, da außer Frau Brandenberger noch andere mir nicht näher bekannte Personen gegenwärtig waren. Ich kniete nieder und begann zu beten. Nachher wußte ich nicht mehr, was vorging, und sah nur die Personen in einiger Entfernung statt nahe. Als ich geendet hatte, kam ich zu mir selbst, da ein Bruder mich aufhob und auf einen Stuhl setzte, wo man mir eine Erfrischung reichte. Da sah ich nun mehrere in Tränen und alle bewegt. Ich glaubte, eine Ohnmacht gehabt zu haben.

Im engern Kreis etlicher Brüder erfuhr ich nun aber, daß es mit Frau Brandenberger eine besondere Bewandtnis habe und sich ein Vorfall in ihrer Familie von Sitzenkirch ereignet habe, weshalb die ganze Familie hierhergekommen sei. Ich sei im Gebet in eine Art Entzückung geraten, und in bezug auf Frau Brandenberger und die Angelegenheit der Familie habe ich Eröffnungen und Anweisung der Geister gehabt. Das habe die große Bewegung der Gemüter hervorgebracht, weil alle wußten, daß ich von dem Vorgefallenen ganz keine Kenntnis haben konnte. Brüder, die mich des Nachts, weil ich sehr ge-



schwächt worden, in die Stadt begleiteten, machten daraus eine große Wichtigkeit, als wenn ich zu einem besonderen Werkzeug des Gemeinleins ersehen sei.

Dieses Ereignis, statt mir zu schmeicheln, flößte mir Furcht und Schrecken ein vor den Gefahren, die mit solchen Zuständen verbunden sind. Ich wollte mich denselben nicht hingeben, und wenn ich nachher in den Gebeten merkte, daß mir die äußern Sinne vergehen wollten, schloß ich plötzlich. Den Brüdern war das nicht recht; ich sollte dem Geist nicht wehren, sagten sie. Ich bezeugte aber unverholen, daß ich Angst habe vor der Ausbildung einer besondern geistigen Gabe, und verblieb in meiner Wachsamkeit, wodurch der Zustand auch vermieden wurde.

So selbständig ich mich in dem Gemeinlein behauptete, so war mein Ansehen durch diese Vorfälle bei den Brüdern sehr gewachsen, und man beriet sich über alles mit mir, der ich doch immer in einer gewissen Ferne stand. Bei besonderen Verordnungen hieß es oft, das berührt dich nicht. Kamen absonderliche Dinge vor, so wurde geforscht, was ich davon halte. Es beirrte mich auch nicht, wenn etwas vorkam, was nicht von mir an- und aufgenommen werden konnte; ich dachte, entweder hat es Bezug auf jemand, der dir ferne steht, oder es ist dir noch zu tief, daß du es nicht verstehst. Den Segen von den Gebeten, Andachten und Umgang mit den Geschwistern wollte ich mir dadurch nicht verkümmern.

Mme. Blackwell, welche sehr gebunden war, sah meine freie Stellung mit besonderem Interesse und nahm mich oft auf ihr Zimmer, um zu erforschen, was ich von Eint und Anderm denke, auch über ihre Stellung zu ihrer Familie wollte sie meine Ansicht wissen und diese war: da sie der Gesundheit wegen Indien habe verlassen müssen, wo ihr Mann sei, und da sie die unverheirateten Kinder bei sich haben



könne, so fände ich, daß sie ihren Aufenthalt wohl in Basel haben könne; käme ihr Mann aber wieder nach England und berufe sie, so sei es Pflicht, sich mit ihm wieder zu vereinigen. Diese Ansicht sprach ich auch unter den Brüdern aus. Sie waren aber alle ganz entgegengesetzter Meinung und achteten, sie würde dann verloren sein und wieder in die Welt verstrickt werden.

Eine besondere Aufmerksamkeit erregte in mir, daß in den Eröffnungen und Gebeten von Wirz viel von Gerichten die Rede war. So bestand von 1828 eine Weissagung, daß in Frankreich eine Revolution ausbrechen werde, die den Fürsten des Landes vom Throne stoßen werde, wie 1830 geschah. Der Geist der Empörung werde um sich greifen und auch über Basel Gerichte bringen; der Herr aber werde dem Häuflein der Gläubigen Sella als Zufluchtsort bereiten. Die Brüder Lachenal und Keigerlin wollten immer mehr wissen und drängten das Werkzeug, wie sie Wirz nannten, den Herrn darüber zu fragen, und meinten, man müsse sich bereits zum Auszug rüsten, was für eine Familie von sechs Kindern, die Güter besitzen, nicht so leicht sei. Zuerst kam die Weisung, es werde sich der Herr in der Zeit schon offenbaren. Dann folgte eine Deutung auf das Morgenland als Bergungsort, wo der Herr sein Heiligtum aufrichten werde. Bei weiterm Drängen der Brüder wurde eröffnet, es werde keine vier Jahre mehr bis dahin gehen. Die Ungeduld dieser Brüder steigerte sich immer mehr. Sie fanden, wenn der Auszug nach dem Morgenland gehen solle — was aber gar nicht genau bestimmt war, sondern auf die Weltgegend Bezug hatte — so sollte man auch heilige Gefäße zum Gottesdienst und Priesterschmuck mitnehmen können, und sie ruhten nicht, bis Wirz sich hingab und Eröffnungen produzierte über alles Geräte und die Gefäße zum Heiligtum und zum Altar und Insignien für die Priester



in Silber und Gold, Metall und Linnenzeug nach Maß, Gewicht, Länge und Breite. Das sollte alles in eine auch angegebene sogenannte Bundeslade kommen. Diese kostbaren Geräte wurden auch nach und nach angeschafft und kosteten ca. 6000 Fr., welche Kosten Lachenal trug, wozu kleine Beiträge der Brüder kamen. Die Brüder Lachenal, Keigerlin (der ein Magnetiseur war), Brandenberger und auch Köllner, besonders dessen Frau und Töchter, waren in einen grellen Fanatismus geraten und ließen sich nicht warnen, als ich behauptete, sie übten einen magnetischen Einfluß auf Wirz aus, der dessen sehr empfänglich war, ich achte diese Zeugnisse als etwas Gemachtes und nicht wie die frühern als durch Einwirkung des Geistes Gegebenes. Mir war gleich aufgefallen, daß alle diese die Flucht und die Bundeslade betreffenden Eröffnungen die besondere Benennung hatten „gegeben durch den Geist der Propheten". Ich glaubte darin die besondere zürcherische Klugheit von Wirz zu erkennen, daß er, wenn dies alles nicht eintraf, sagen konnte, die Brüder hätten ihn so bearbeitet, daß auch über ihn ein Geist des Irrtums von Gott gekommen sei, wie in den Propheten Beispiele seien. Ich merkte wohl, daß man mit meiner ungläubigen Vernunft gar nicht zufrieden war, und man hütete sich, diese Punkte vor mir zu berühren. Da aber doch einmal bei andern Anwesenden die Rede von Beiträgen war, so erbot ich mich und gab auch einen. Dadurch kam ich dazu, die bereits angeschafften silbernen Leuchter, Kannen, Kelche 2c. sehen zu können. Die Sammlung war bei Keigerlin. Ich konnte mich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß das meiste in einem Verhältnis sei, das zu einem Gebrauch gar nicht tauge. Er sah mich mit großen Augen an und schwieg, indem er wieder einpackte. Das nächste Mal, da ich in Sitzenkirch war, besprach ich mich mit der Köllnerischen Familie gründlich darüber und warnte vor dem Auszug und



vor den neueren Zeugnissen. Sie waren aber verblendet und hatten nichts gemerkt. Doch konnten sie nicht leugnen, daß Lachenal und Keigerlin den Wirz bearbeitet hatten. Da Köllner mich wieder nach Basel führte, bat er mich, doch ja bald wieder zu kommen, seine Frau sei in letzter Nacht sehr unruhig geworden über meine Äußerungen.

Offenbar hate Wirz ausgezeichnete Geistesgaben und manche Eröffnungen über die Zukunft. Auch jetzt noch, wenn er unangefochten von den nähern Brüdern war, blieben seine Zeugnisse köstlich fördernd für das innere Leben, und er hatte herrliche Aufschlüsse über die Tiefen des Wortes Gottes und der Geheimnisse Gottes in seinem Gnadenbund durch die Menschwerdung Jesu und das Werk der Erlösung.

Bald machte ich wieder über einen Sonntag den Besuch in Sitzenkirch, wo wir Mann und Frau und zwei ältere Töchter in den Stunden der Nacht, da das übrige Haus der Ruhe genoß, unsere Ansichten, Auffassung und unser Aneignen des gegebenen prophetischen Worts unter uns besprachen, ferner die Reinheit und Ächtheit der Aussprüche des Werkzeugs und die Möglichkeit, daß die nähere Umgebung von Wirz einen großen Einfluß auf ihn habe, der bewirke, daß er nicht zu jeder Zeit und Stunde nur vom Geist Gottes bewegt werde, sondern öfters durch diesen Einfluß bewegt spreche. Ich teilte meinen Grundsatz mit, daß ich zugebe, das prophetische Wort könne weiter hinaus denken, als die Schrift uns offenbare, daß mir aber die heilige Schrift der Prüfstein sei und bleibe, und daß ich nicht unbedingt die Aussagen annehmen könne, wenn dieses prophetische Wort dem Bibelwort widerspreche, oder wenn es unausführbare Befehle erteile und Gegenstände des Gottesdienstes verordne, die kein Gleichmaß noch Brauchbarkeit hätten. Gott sei ein Gott der Ordnung, und wir dürfen nur die Anordnung der Stiftshütte und die Anordnung des



Tempelbaus betrachten, um diese Überzeugung zu gewinnen. Ich wisse wohl, daß mir an Licht und Weisheit mangle; aber ich begehre unter der direkten Leitung Gottes zu stehen und könne mich nicht blindlings unter die Leitung eines Menschen stellen, auch wenn er viele und große und außerordentliche Gaben besitze. Die Gemeinschaft mit Wirz und den Brüdern sei mir immer noch zum großen Segen, und ich werde mich von mir aus nicht trennen, solange dies der Fall sei und ich in meiner freien Stellung verbleiben könne. Es sei mein unaufhörlich Flehen, daß der Herr uns alle vor Irrtum bewahre und nichts zulasse, was gegen seinen Willen und Rat sei, was besonders auch die Auswanderungsangelegenheit betreffe. Ich fordere sie auf, mit mir in einen Gebetsbund zu treten in diesem Sinn, und siehe, sie waren ganz willig dazu, und wir verabredeten die gleiche Zeit des Morgens und der Nacht.

Bald nachher trat ein Ereignis ein, das für das Gemeinlein sehr wichtig war. Mme. Blackwell erhielt einen Brief von ihrem Mann, dem Gouverneur auf der Insel Tobago, er habe gesundheitshalber von seiner Stelle abgebeten, habe die Entlassung erhalten und werde in einigen Monaten nach London zurückreisen; sie solle sich baldmöglichst dahin begeben und seinen Haushalt einrichten. Das war ein Schlag für Wirz, Keigerlin und Lachenal. Die beiden letzteren besonders sprachen sich bestimmt dagegen aus; Wirz hielt noch zurück. Mme. Blackwell wollte meine Meinung wissen, die dahin ging, daß es ihre Pflicht sei, dem Ruf zu folgen. Doch der Herr selbst trat ins Mittel. Wenige Tage nachher tat sie einen Fall von einem Stuhl und bekam einen bedeutenden Leibschaden, der sie für einige Zeit unfähig machte zu reisen, und während man dies nach England schrieb, kam die Nachricht vom Tode des Gouverneurs Blackwell, der noch vor seiner



Abreise gestorben war. Die liebe Frau, die jährlich 500 £ erhalten hatte, kannte das Vermögen ihres Mannes nicht; und da er wie ein Fürst gelebt hatte, glaubte sie, daß seine 4000 £ bei weitem nicht ausgereicht haben und die Hinterlassung nicht brillant sein werde. Sie wurde indessen in der Folge nicht eingeschränkt; ihre Rente reichte hin. . . .

Die von Wirz vorhergesagte Heimsuchung über Basel trat ein. Die Unruhen auf der Landschaft beängstigten die Einwohner Basels. Im Juni 1831 zeugte Wirz, die freien Glieder des Gemeinleins müssen mit ihm ausziehen, einstweilen nach Sitzenkirch, wo Raum und Liebe für sie sei. In der Tat war es auch nicht ratsam, vor dem Tor zu wohnen, da man einen Überfall der Landleute erwarten mußte. Sobald Mme. Blackwell die kleine Reise bestehen konnte, erfolgte auch der Auszug nach Sitzenkirch auf eine feierliche Weise, begleitet von allen Mitgliedern. Es waren nun Mme. Blackwell mit Tochter Jenny und Jgf. Urech, Wirz, Keigerlin und Frau Tüscher als Magd in Sitzenkirch. So oft wie möglich ging ich nun über den Sonntag nach Sitzenkirch, um ihn in der Gemeinschaft der Brüder zuzubringen, wo es unter denselben wie gewöhnlich gehalten wurde.“ . . .

Nach schwerer Krankheit im Winter 1833/34 reiste Forcart am 27. Mai 1834 nach Sitzenkirch zu Köllners, wo er Erholung und Genesung fand.

„Während meines Aufenthalts in Sitzenkirch war viel über die Angelegenheiten des sogenannten Gemeinleins gesprochen worden. Von der Auswanderung war nun keine Rede mehr; hingegen war Frau Blackwell am Gemüt angegriffen worden, und Keigerlin bekam von Wirz den Auftrag, mit ihr und ihrer Tochter und der Urech nach Konstanz zu reisen, wo ein Wunderarzt, Eichler, war. Das wollte mir gar nicht gefallen, und da die Sache gar geheim unter den Brüdern



getrieben wurde, so wurden nach und nach Köllner und Lachenal auch anderer Meinung und stimmten mir bei. Als dies Wirz von uns erfuhr, suchte er Ausflüchte und verreiste nach Zürich, weil es ihm nicht mehr wohl unter uns war. Keigerlin schrieb nun an Wirz, der sich nicht mitteilte. Wir konnten aber in Erfahrung bringen, daß Keigerlin die Mme. Blackwell für besessen angab, und da der Wundertäter in Konstanz sie nicht heilen konnte, führte er sie nach Einsiedeln, wo das wundertätige Marienbild sie retten sollte. Da auch dies nicht half, wurde sie zu einem berühmten Exorcist, einem Priester auf dem Lande, gebracht, der sie solchermaßen ängstete, daß sie sich einmal vergiften wollte, ein andermal zum Fenster hinaussprang, ohne sich jedoch zu verletzen. Seit der Zeit, als man diese arme Frau dem Keigerlin allein überlassen hatte, drang ich darauf, sie ihren Söhnen in England freizugeben. Als nun auf diese Erkundigungen hin Wirz sich wieder zurück befand, erklärte ich, daß ich den Söhnen diesen Hergang melden und sie bitten werde, ihre Mutter aus diesen Händen zu befreien und mit sich nach England zu nehmen. Köllner und Lachenal, über den erhaltenen Bericht eben so entsetzt, wollten zwar noch gegen Wirz alle Rücksichten nehmen und gelinder verfahren; Wirz aber war klug genug nachzugeben und versprach, Keigerlin zu befehlen, Frau Blackwell freizugeben. Ich hatte aber gleich nach England geschrieben und gebeten, einer der Söhne möchte kommen. Bald darauf kam wirklich der ältere Sohn Eduard, ein Pfarrer, was mir um so lieber war, da William seit seinem hiesigen Aufenthalt Wirz und Keigerlin kannte und keinen festen Charakter hatte. Eduard meldete sich bei mir allein, und ich verschaffte ihm von der hiesigen Ober-Polizeibehörde die Vollmacht, Mutter und Tochter abzuholen. Es wurde verabredet, daß er sich, ehe er sich bei Keigerlin melde, bei der Oberbehörde in Schwyz den Befehl der



Auslieferung verschaffen und dann gegen Keigerlin auftreten solle. Den Brüdern sagte ich nichts, bis ich dachte, daß Herr Eduard Blackwell im Besitz dieser Vollmacht und bereits bei Keigerlin sei, aus Furcht, diesem möchte die Abholung gemeldet und er mit der Frau flüchtig werden. Herr Blackwell benahm sich sehr klug, handelte nach Verabredung und erschien vor Keigerlin mit einem Beamten des betreffenden Dorfes, der auf die Weisung demselben erklären mußte, daß ein hochobrigkeitlicher Befehl für die Auslieferung der Damen vorliege, und übergab die Mutter dem Sohn. Die Tochter aber, als selbständige Engländerin, wollte bei Keigerlin bleiben, wandte sogar alles an, die Mutter zurückzuhalten. In ihrem nicht zurechnungsfähigen Zustande konnte aber ihre Neigung, sich nicht von der Tochter zu trennen, keine Geltung haben, und der Sohn verreiste mit der Mutter nach England, ohne Basel zu berühren.

Dies führte zu einem Bruch zwischen Keigerlin und Wirz. Der letztere suchte in seiner Korrespondenz mit ersterm sich auszugleichen, und da Keigerlin vormals Katholik gewesen und bei diesem Anlaß wieder zum Katholizismus zurückgekehrt war, so suchte Wirz ihn zu besänftigen, indem er dem Gemeinlein die Anrufung der Maria und der Heiligen empfahl oder befahl. Mit der Erklärung, daß ich in diesen Irrtum nicht eintrete, ließ ich die Sache auf sich beruhen, da ich sah, daß bei den Brüdern der bereits gefallene Wirz viel zu hoch stand. Eine kleine Broschüre von Wirz, „Der dritte Adam“, gab Anlaß, Köllner zu überführen. Er fragte mich, was ich davon halte; ich aber stellte ihm die Frage: „Nun Freund, wer meinst Du, wer dieser dritte Adam sein soll?“ Er sah mich verblüfft an, und ich fuhr fort: „Niemand anders als Wirz selbst. Gehen euch denn die Augen gar nicht auf? Könnt ihr nicht einsehen, daß von der Zeit an, wo Keigerlin und Lachenal besonders



nicht ruhten, dem Wirz Zeugnisse herauszupressen über die Auswanderung, seine Gabe ein Ende hatte und tolles Zeug herauskam bis zum Übergang zum Katholizismus? Mich betraf es weiter in meiner Stellung nicht, und da ich in eurer Gemeinschaft doch viel Segen hatte, wollte ich mich nicht trennen und unterließ es jederzeit, mich auszusprechen. Nun aber nach den Vorgängen mit Frau Blackwell begreife ich euch gar nicht mehr. Du bist auch auf dem Weg, Gottes Wort nicht mehr als Prüfstein anzuwenden. Nimm alle Zeugnisse von jener Zeit an und prüfe." Er tat es und wurde dessen überzeugt.[7]) In seinem besondern Liebesteil wollte er aber Wirz auch davon überzeugen. Allein wie vorauszusehen war, kam es nun zu einem gänzlichen Bruch mit Wirz und auch den andern Brüdern, da sie immer noch Wirzens Wort über Gottes Wort stellten. Wir beide traten nun aus der Gemeinschaft aus, und Wirz und Lachenal zogen von Sitzenkirch weg....

Den 4. Januar 1835 starb der liebe Papa Köllner in Sitzenkirch unversehends im 73. Jahre seines Lebens. Oft hatte er gesagt: „Wenn meine Zeit um ist, darf mich der Herr nicht auf ein langes Krankenbett legen; mit meinem Gehör und meiner Ungeduld würde ich zu sehr zur Last. Er wird es aber schon einzurichten wissen." Und so geschah es auch. Er hatte kurz zuvor einen Schnupfen gehabt und rüstete sich nun wieder zu seiner jährlichen Reise zu seinen auswärtigen Kindern. Am Nachtessen sprach er daher, daß er nun seine Großtochter Lotte mitnehmen wolle, war munter und vergnügt und ging um 9 Uhr auf sein Zimmer und zu Bett. Er kam aber eine halbe Stunde darauf unter die Tür des daranstoßenden Zimmers, wo seine Leute waren, und bat um Thee,

[7]) In den „Mittheilungen aus dem Leben des theuren Vaters Carl Köllner" wird dieser Bedenken und Ermahnungen Forcarts und ihrer Wirkung auf die Familie Köllner in gleicher Weise gedacht (S. 106 und 107).



weil ihm nicht wohl werde. Man blieb bei ihm, berief den Arzt, da ihm bange wurde, und setzte ihn in den Lehnstuhl. Noch um 11 Uhr hatte er ausgerufen: „Ach Herr, mach's kurz!" und gegen 1 Uhr Morgens war er an einem Herzschlag gestorben; so hatte es denn der Herr auch kurz gemacht. — Es war herrlich, wenn er von seinen Reisen erzählte, wie in mannigfaltigen Verlegenheiten auf sein Gebet der Herr Weg und Bahn gemacht, Gelegenheiten zum Weiterreisen verschafft, ja schönes Wetter gemacht aus tollem Regenwetter, wenn er eine Strecke zu Fuß zu gehen hatte. Nur ein Beispiel, wie er in seiner Glaubenszuversicht völlig verwegen war durch die Tausende von Erfahrungen der Erhörung: Auf einer Reise zu seinen auswärtigen Kindern traf es sich einmal, als die Passagiere der Postkutsche in Frankfurt an der Tafel saßen, daß der Conducteur eintrat und aufforderte einzusteigen, es müsse sogleich abgefahren werden. Alles sprang auf und auch mein Papa Köllner, dem sein Tischnachbar ins Ohr schrie: „Es wird abgefahren!" Lebhaft, wie er war, griff er, wie alle, nach seinen Effecten, und der gute Papa ließ sein Hörrohr auf dem Tische liegen. In der Postkutsche wollte ein Herr mit ihm sprechen, und er griff in den Sack, sein Rohr hervorzuholen, und fand es nicht. „Ei der Tausend, ich habe mein Rohr liegen lassen," rief er, faltete die Hände und sprach flehend laut: „O Herr, sende mir gleich das Rohr!" Schon waren sie in einer zweiten Straße, als ein Passagier rufen hörte: Halt! Halt! — Er machte den Postillon halten, und ein Kellner kam außer Atem gelaufen, das Rohr in die Höhe haltend, reichte es in die Kutsche, und ehe er die Worte von Papa vernehmen konnte: „Gott lohn's Dir!" fuhr die Postkutsche weiter. Nun sprach er: „Gott Lob und Dank, ja, Du treuer Herr, wie gütig und gnädig bist Du!" und zu seiner Gesellschaft sich wendend: „Ich hätte mir nicht zu helfen ge-



wußt, und die Wirtsleute hätten nicht gewußt, wohin es senden, wenn sie es erst später entdeckt hätten. Du lieber treuer Herr, Du läßt mich nicht stecken.“ Diese kleine Begebenheit muß die Passagiere sehr gerührt haben; denn sie ging von Mund zu Mund und wurde erzählt, ehe man Papa Köllner wiedersah. Er war aber auch der Liebling, wo er hin kam, und bekannt wie der rote Pfennig. Sein fröhliches Christentum, das durch seine Hunderte von Geschichten, Begebenheiten und Erfahrungen, die oft zum Lachen reizten, durchblickte, war bei seiner allgemeinen Liebe, Munterkeit und Laune eine Predigt für alle Klassen von Menschen, und ich bin überzeugt, daß er nach seinem Pfarramt mehr als in demselben einer Menge Menschen zum Segen wurde. Wer ihn nur sah und hörte, mußte ihn lieb haben, und oft und viel hörte man von Personen: ich hatte das Glück, mit Papa Köllner zu reisen; es war ein Fest für alle.

Wie in ganz Württemberg und in den Gegenden, wo seine Kinder verheiratet waren, so war er auch in der Schweiz, hier, in Schaffhausen, St. Gallen, Zürich und Bern bekannt. Wurde er zu einem Aufenthalt daselbst eingeladen, so wollte ihn jeder seiner Freunde in seinem Hause haben; alles drängte sich um ihn. Bald hier bald dort war er in Abendgesellschaften oder zu Tische, fröhlich, freundlich, liebenswürdig, mitteilend. Man teilte sich ihm gerne mit; denn es war keine Härte in ihm; man merkte nie, daß er belehren, noch weniger schulen wollte. Da er aber das irdische Leben des Menschen als Führung Gottes, als Erziehung des Menschen für die Ewigkeit zu ihrer Rettung und Erlösung betrachtete, so führte er alle Mitteilungen so überzeugend und mit Beispielen und eigener Erfahrung belegt auf diesen Punkt, daß die Klagen über sein Schicksal und seine Prüfungen verstummten und man großen Segen davon trug.



Und nun fuhr ich den 5. Januar 1835 mit Spittler und Jgf. Kohl zur Beerdigung des teuren, väterlichen Freundes nach Sitzenkirch. Am 6. Januar war das Leichenbegängnis. Da alle Dorfbewohner ihn noch sehen wollten, blieb der Sarg geöffnet bis zum Geleit auf den Kirchhof. Viele Männer aus der Umgegend waren gegenwärtig; und nach dem Gottesdienst wurde noch von einem Geistlichen und dann von dem Sohn ein Gebet bei dem Grab gesprochen und bei der Einsenkung gesungen.

Es tat seinen Kindern und mir wohl, daß er als Kirchenmann noch hatte sehen können, daß ihre Verbindung mit den Brüdern sich anders gestaltet hatte und es auch an der Zeit war, wo ihre Séparation von der Kirche zu Ende war. Er hatte gesehen, daß seine Kinder nicht mehr unter der Botmäßigkeit von Wirz standen und sein Wort über alles erhoben, sondern prüften nach der Schrift. Es war jedoch über diesen Gegenstand zwischen ihm und seinen Kindern nie die Rede davon gewesen. Hingegen wußte er, daß ich freier stand unter den Brüdern, daher er seine Bedenken mir eröffnete, wobei ich ihn immer aufrichten und trösten konnte, daß er ja selbst sehe, daß ihr Leben und Wandel unsträflich und auf Gottes Wort gerichtet sei. Und wenn der Bruch mit Wirz ihnen bei ihrer Liebe fast unerträglich sei, so werde sich das auch geben, indem ich nicht glaube, daß Wirz ihre Aussöhnungsversuche annehmen, sondern sich ganz zurückziehen werde."

Die Begebenheiten, die den Inhalt der vorliegenden Aufzeichnungen bilden, spielen sich im engen Kreise weniger Menschen ab und berühren kaum das öffentliche Leben. Immerhin zeigen sie uns, daß sich auch im neunzehnten Jahrhundert, wie früher im achtzehnten, in Basel Gemeinden bildeten, deren Glieder in der offiziellen Kirche für ihr Verlangen nach religiöser Hingabe kein Genügen fanden und darum getrennt



von ihr das Heil und die Erbauung suchten. Die Geschichte der Kirche Basels[8]) lehrt uns, daß es dieser pietistischen Gemeinschaften in der Stadt und besonders auf dem Lande im achtzehnten Jahrhundert eine Menge gegeben hat. Aber der Rat duldete sie nicht und verbot die Versammlungen. Wenn die Obrigkeit später duldsamer geworden war und den Separatisten nicht mehr auf die Galeere schickte[9]), so beweisen doch die Erfahrungen Forcarts in der Martinskirche, daß der Geist der Intoleranz in Basel noch derselbe war. Aber auch die Irrtümer, die sich in solche Gemeinschaften einschleichen und geradezu Verderben bringen können, lernen wir aus der Erzählung Forcarts kennen, und wenn er sich dagegen sträubte und sich nicht darein verstricken ließ, so zeigt er sich in dieser Selbständigkeit des Urteils und dieser Charakterstärke ebenso mannhaft, wie auf seinen Fahrten über den Simplon angesichts der Gefahren des Todes.

---

[8]) Vergl. Hadorn: Geschichte des Pietismus, Kap. 31 und 32.
[9]) a. a. O. S. 230 f.





Die Verteilung der Merian'schen Schenkung von 1854.

Von H. Joneli.

Schwankungen der Ernteergebnisse, bedingt durch die Witterungsverhältnisse und andere natürliche Zufälle, waren im letzten Jahrhundert keine seltene Erscheinung und führten in der Schweiz und ihren Nachbarstaaten öfters zu einer außerordentlichen Steigerung der Preise der notwendigsten Lebensmittel, vornehmlich des Brotes, worunter die besitzlosen Volksklassen stets schwer zu leiden hatten. Das gilt namentlich für die zweite Hälfte der vierziger Jahre und die erste Hälfte der fünfziger Jahre, wo wiederholt eine große Teuerung einsetzte, die sich stellenweise sogar zu eigentlicher Hungersnot steigerte und mancherorts zu sogenannten Brotkrawallen führte. Dazu kam dann noch eine bedeutende Industriekrisis.

Auch Basel blieb davon nicht verschont. Welchen Grad die Not und das Elend erreichen konnten, zeigt sich schon aus der Tatsache, daß im Winter 1846/47 die Nacht-Eilwagen unter polizeilicher Bedeckung fahren mußten, was seit dem großen Hungerjahre 1817 nicht mehr vorgekommen war, und daß am



Aschermittwoch 1847 mehrere Zunftessen unterblieben, weil es die Zunftgenossen für besser erachteten, das dazu nötige Geld unter die Witwen und Waisen ihrer Zunft auszuteilen.

Sobald die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel eine bedrohliche Höhe erreicht hatten und Anzeichen vorhanden waren, daß die Preissteigerung anhalten werde, fehlte es erfreulicherweise nicht an zweckmäßigen Bestrebungen geachteter Bürger, durch geeignete Maßnahmen das Preisniveau wieder herabzudrücken und so die Not ihrer ärmeren Mitbürger zu lindern. So machte im September 1846 Stadtrat Legrand-Werthemann, dem Beispiele anderer Städte folgend, die Anregung zur Gründung eines wohltätigen Vereins. Dieser sollte bei der fortdauernden Teuerung der Lebensmittel direkt große Bezüge von Frucht und Mehl machen, um so den Unbemittelten Brot zu mäßigem Preise verschaffen zu können. Der Vorschlag fand Anklang, so daß sich bald eine Kommission bilden konnte, um die Gründung des Privat-Vereins für Fruchteinkäufe vorzunehmen. Dieser war eine Aktiengesellschaft, deren Kapital anfänglich aus 140,000 Fr. bestand, eingeteilt in 2000 Aktien zu 70 Fr. Die Unterzeichner übernahmen außerdem die Garantie für den aus diesem ganzen Unternehmen allfällig sich ergebenden Verlust nach Verhältnis der Zahl ihrer Aktien. Dem nach statutarischen Bestimmungen gebildeten Vereinsausschuß wurde die Ermächtigung erteilt, die Aktienzeichnungen je nach der sich ergebenden Teilnahme des Publikums auch über die Anzahl von 2000 auszudehnen.

Von dieser Befugnis konnte der Ausschuß erfreulicherweise recht bald Gebrauch machen; denn die Zahl der gezeichneten Aktien stieg auf 3875, so daß also eine Summe von 271,250 Fr. vorhanden war. Damit ausgerüstet, eröffnete der Ausschuß anfangs November seine eigentliche Tätigkeit. Wie umfangreich die Wirksamkeit des Fruchtvereins war, veran-



schaulichen die folgenden Zahlen: Vom 16. November 1846 bis 3. April 1847 ließ er allein 633,246 Pfund Brot backen und verkaufen. Während anfänglich in der Woche ein Umsatz von 35,000 Pfund zu verzeichnen war, stieg dieser später bis auf 45,000 Pfund. Der Preis betrug für 4 Pfund 55 Rappen, während sich bei den Bäckern der Taxpreis auf 68 Rappen belief. An 14,700 Personen, also an mehr als die Hälfte der damaligen Bevölkerung Basels, wurden Karten verteilt, welche zum Bezug des Brotes zu diesem Preise berechtigten. Außerdem ließ der Fruchtverein noch Maismehl und Bohnen verschleißen. Von ersterm wurden wöchentlich 100 Zentner, von letztern 40 Zentner zum Preise von 22 resp. 15 Rappen per Pfund verkauft. Schließlich verdient noch erwähnt zu werden, daß der Fruchtverein in einer besondern Beilage seines Rundschreibens, das leider nicht mehr erhalten ist, „über den Mais als Nahrungsmittel und dessen Benutzung" Belehrungen veröffentlichte, die geeignet waren, die allgemeinere Anwendung dieser nahrhaften Frucht anzubahnen und populär zu machen.[1])

Gegen Ende des Jahres 1854 hatten die Lebensmittelpreise wieder eine bedrohliche Höhe erreicht, ohne daß eine Besserung in Aussicht stand. Dieser Umstand veranlaßte nun wieder mehrere achtbare Bürger, abermals einen Fruchtverein zu gründen. Sie erließen zunächst folgenden Aufruf an die Einwohner der Stadt:

Einladung
zur Teilnahme an einem Vereine für Fruchtankäufe,
zum Zwecke teilweiser Sicherung des hiesigen Bedarfs im
künftigen Frühjahr.

Da die Fruchtpreise wieder allgemein gestiegen sind und das fortwährende Ausbleiben der sonst so bedeutenden Zu-

[1]) Schweizerische National-Zeitung 1846, Seite 449, 469, 607 und 1847, Seite 90, 97, 107, 122, 160, 168, 321.



fuhren aus Rußland im künftigen Frühjahre noch schwierigere Verhältnisse bringen könnte, so hat sich in diesen Tagen eine Zahl hiesiger Bürger vereinigt, um einige Vorsorge durch Bildung eines Fruchtvereins zu treffen, zu dessen Teilnahme durch Unterzeichnung von Aktien hiemit jeder, der sich der Sache anschließen mag, eingeladen wird.

Der Zweck dieses Vereins, insofern er durch hinlängliche Teilnahme unterstützt wird, wäre: je nach Umständen ein Quantum Frucht, Mais und Hülsenfrüchte einzukaufen, um damit bei noch höher steigenden Preisen der unbemittelten arbeitenden Klasse einige Sicherung vor allzu drückender Teuerung zu gewähren.

Das Unternehmen wird vorerst auf **5000** Aktien, jede zu Fr. **100**, berechnet. Mit der Unterschrift für diese Aktien wird die Verpflichtung übernommen, bei der am Schlusse des Unternehmens stattfindenden Abrechnung denjenigen Verlust zu tragen, der sich per Aktie ergeben könnte.

Auf die Sicherheit, welche diese Aktienzeichnungen gewähren, würde dann das zu den Einkäufen erforderliche Kapital aufgenommen werden.

Zu Aufnahme dieser Aktienzeichnungen und dann des Anlehens, sowie auch zu Leitung des ganzen Geschäfts und namentlich zu bestmöglicher Besorgung von Einkäufen, ist vorläufig die unterzeichnete Kommission von fünf Mitgliedern gewählt worden; sobald **3000** Aktien gezeichnet sein werden, so wird dann eine Versammlung der Aktienunterzeichner, nach angehörtem Vorschlag der Kommission, entscheiden; diese Kommission wird ihr auch alle Monate über den Geschäftsgang zu berichten und Rechnung abzulegen haben.

Die Liste für Zeichnung der Aktienübernahme ist aufgelegt auf der Lesegesellschaft, auch können Erklärungen darüber bei jedem der unterzeichneten Kommissionsmitglieder abgegeben

werden. Eine baldige Beteiligung an den Aktien ist übrigens für die Sache selbst um so wünschenswerter, da der mögliche Beginn der Einkäufe davon abhängt, und bei einigem Zeitverlust leicht günstige Gelegenheiten zu Einkäufen versäumt werden können.

Die Aufgabe des Vereins ist allerdings eine schwierige, und wird nicht ohne einige Opfer gelöst werden können; hoffen wir indessen, daß es ihm gelingen werde, Beruhigung und Erleichterung in schwerer Zeit zu bringen, und so möge denn auch Gottes Segen das in Aufrichtigkeit begonnene Werk begleiten.

Basel, den 31. Oktober 1854.

Leonh. Bernoulli-Bär, Nr. 1600 Sporengasse.
Oswald-Falkner, Schifflände.
Ed. Burckhardt-Schrickel, im Domhof.
Courvoisier-VonderMühll, im Straßburgerhof.
Gottfried Stehelin, Nr. 313 B Spalenvorstadt.

Der Aufruf blieb nicht ohne Wirkung; denn schon nach wenigen Tagen betrug die Zahl der gezeichneten Aktien 4798. Infolgedessen verfügte der Fruchtverein über ein Kapital von 479,800 Fr., und die leitende Kommission konnte zum Ankauf von 10,000 Säcken Weizen schreiten. Die Hilfsaktion schloß mit einem Verlust von 76,768 Fr. ab. Daher richtete Leonhard Bernoulli-Bär an den Kleinen Rat das Gesuch um Erlaß der Kaufhausgebühr von 1650 Fr., welchem Wunsche die Behörde in Anbetracht des gemeinnützigen Zweckes des Vereins willig entsprach, so daß schließlich die Aktionäre statt 16% nur 15% per Aktie einbüßten.[1])

An den Bestrebungen die Not zu lindern, die infolge von Teuerung über die besitzlosen Volksklassen hereingebrochen war,

[1]) Basler Staatsarchiv: Vereine und Gesellschaften: C 6. Fruchtverein 1854—1855.



beteiligten sich aber auch die Organe von Staat und Stadt. So wurden vom Kleinen Rat im Jahre 1846 durch ein unverzinsliches Anleihen die Mittel dazu beschafft, große Quantitäten Korn einzukaufen, um es zum Selbstkostenpreis abzugeben, oder aber zu Brot verbacken zu lassen, das die Unbemittelten zu bestimmten, bedeutend reduzierten Preisen geliefert erhielten. Indessen vermochten diese Maßregeln nicht durchgreifend zu wirken, da sich die genannte Behörde nicht dazu entschließen konnte, auch unter dem Selbstkostenpreis zu verkaufen, weshalb es gut war, daß schließlich eine gemeinnützige Gesellschaft, der bereits erwähnte Privat-Verein für Fruchteinkäufe, die leider unvollkommene Staatshilfe ablöste. Einmal freilich war es zwar nicht dem Kleinen Rate, wohl aber dem Kleinen Stadtrate vergönnt, umfassende Maßnahmen zur Bekämpfung der Teuerung zu ergreifen. Immerhin gebührt dabei nicht ihm das Hauptverdienst, es fällt vielmehr Christoph Merian-Burckhardt zu, der dem Kleinen Stadtrate am 26. Juni 1854 die Summe von 100,000 Fr. zur Verfügung stellte, um damit den Bürgern und Einwohnern Basels und den Gemeinden unserer nächsten Umgebung wohlfeileres Brot zu verschaffen.

Der Kleine Stadtrat nahm das Geschenk mit Dank entgegen und traf sofort die Maßnahmen, die es ermöglichten, binnen kurzer Zeit dem Wunsche Merians zu entsprechen. Die Behörde folgte da den Vorschlägen ihrer Rechnungskammer, wie sie deren Mitglied, der schon genannte Stadtrat Leonhard Bernoulli-Bär ausgearbeitet hatte.

Was zunächst die Preisbestimmung betrifft, so fiel der Entscheid zugunsten eines festen Preises, der im Einverständnisse mit dem Geber auf 20 Rappen per Pfund halbweißes Brot angesetzt wurde und dem in jener Zeit gewohnten und normalen Preis für diese Ware entsprach. Da die Brottaxe der



letzten Woche des Monates Juni 29 1/2 Rappen betrug, so ergab sich mithin ein Unterschied von 9 1/2 Rappen.

Diese Erleichterung sollte durch Ausstellung von Gutscheinen vermittelt werden, welche jedoch je nur eine Woche, von einem Markttage zum andern, Gültigkeit besaßen und für je vier Wochen auf Papier von verschiedenen Farben gefertigt werden sollten.

Dann sollte mit den Bäckern der Stadt eine Verständigung dahin getroffen werden, gegen diese Gutscheine halbweißes Brot zu 20 Rappen zu verabfolgen. Den Unterschied bis zum Betrag der für die Woche bestimmten Taxe sollte der Kleine Stadtrat aus der Schenkung decken, auch wurde bestimmt, diesen jeden Montag auszuzahlen, gegen die am vorangehenden Samstag eingegangenen Gutscheine. Die wöchentliche Verrechnung der Gutscheine ermöglichte es, bei der sich von Woche zu Woche ändernden obrigkeitlichen Brottaxe, die Rechnungsführung zu erleichtern, sowie auch allfälligen Mißbräuchen mit den Gutscheinen wirksam begegnen zu können. Da es, wie bereits betont wurde, im Willen des Gebers lag, seine Wohltat auch über die Grenzen des Stadtgebietes wirken zu lassen, so wurde bestimmt, die Gutscheine auch in den drei Landgemeinden und einer Anzahl basellandschaftlicher und elsässischer Gemeinden abzugeben, die bei den Bäckern der betreffenden Orte oder der Stadt eingelöst werden konnten.

Die Gutscheine sollten in jedem Quartier durch eine dreigliedrige Kommission unter Beizug der Quartierschreiber an einem bestimmten Wochentage (Freitag) an diejenigen, welche sich meldeten, und zwar nach dem Verhältnis von 1 Pfd. Brot für eine erwachsene Person und die Hälfte für ein Kind unter 8 Jahren verteilt werden.

Der Ausgabe der Gutscheine sollte jeweilen eine für jede Haushaltung und für die ganze Dauer der Brotausteilung



gültige Erklärung des Hausvaters, daß er von der Wohltat wohlfeileren Brotes Gebrauch machen wolle, vorausgehen, deren Richtigkeit die Quartierkommission unter Mitwirkung des Quartierschreibers zu prüfen hatte.

Die ganze Aktion, deren Dauer sich nicht absehen ließ, wurde einer Kommission unterstellt, an deren Spitze Leonhard Bernoulli-Bär stand, ein Mann, der für ihre sichere und zweckmäßige Durchführung alle Gewähr bot.

Am 28. Juni erließ sodann der Kleine Stadtrat eine Bekanntmachung an die Bevölkerung, worin er ihr mitteilte, von wann an, wie und wo die Gutscheine bezogen werden konnten.

Die Austeilung der Gutscheine begann mit dem 1. Juli. Sie fand starken Zuspruch und wurde bis Ende August fortgesetzt. Dann stellten die „Delegierten für die Verwendung der Gabe zur Erzielung wohlfeileren Brodes" ihre Tätigkeit ein, da „durch den Segen der Erndte die Fruchtpreise wieder so weit zurückgegangen" waren, „daß die allgemeine Brottaxe wieder 20 Cts. per Pfund halbweißes Brot" betrug.

Aus dem Berichte, den die Kommission erstattete, geht zunächst die erfreuliche Tatsache hervor, daß nur wenige „Fälle von Mißbrauch und unbescheidenem Gebrauch" sich ergaben, „die durch zeitweilige Einstellung geandet" wurden. Dann erfahren wir daraus im weitern, daß die Kommission auch „die nicht unbedeutende Zahl von Arbeitern mitgenießen" ließ, „welche aus den Dörfern nach der Stadt auf Arbeit" kamen und ebenso die Eisenbahnarbeiter in St. Jakob.

Über den Umfang der Hilfsaktion entnehmen wir dem Berichte, daß binnen acht Wochen 284,729 Gutscheine für je vier Pfund Brot ausgeteilt und daß davon 280,760 durch die Bäcker eingelöst worden waren, was 67,016 Fr. 34 Cts. erforderte, so daß noch 32,983 Fr. 66 Cts. verblieben.



Schließlich verlangte die Kommission in ihrem Bericht, diesen Rest als Reservefonds anzulegen, um ihn dann zu benützen, wenn die Brottaxe 20 Cts. wieder überstiegen hatte, eine Möglichkeit, mit der sie infolge der kriegerischen Ereignisse auf der Halbinsel Krim stark rechnete.

Diesem Vorschlage stimmte der Kleine Stadtrat bei, sprach der Kommission den wohlverdienten Dank aus und ersuchte sie gleichzeitig, mit Merian Rücksprache zu nehmen, sowie alles Nötige von sich aus anzuordnen.

Indessen stieg der Brotpreis schon in der ersten Woche des Monates September über 20 Rappen. Es wurde daher mit der Austeilung der Gutscheine wieder fortgefahren bis zum 10. November, in welchem Zeitpunkt das Geschenk seine Verwendung gefunden hatte.

Dem Schlußberichte Bernoullis entnehmen wir, daß in den 17 Wochen vom 1. Juli bis 10. November 573,487 Gutscheine für 2,293,948 Pfd. Brot ausgeteilt worden waren, von denen die Bewohner der angrenzenden Gemeinden 305,436 Pfd. bezogen hatten. Der Ausfall darauf belief sich auf 101,568 Fr. 78 Cts. Nun wurden aber nur 561,380 Karten eingelöst, so daß der wirkliche Ausfall nur 99,888 Fr. 44 Cts. betrug. Da der Kleine Stadtrat die Verwaltungskosten von 2404 Fr. 93 Cts. deckte, so verblieben noch 119 Fr. 56 Cts., die der Fruchtverein erhielt, über dessen segensreiche Tätigkeit bereits einiges mitgeteilt worden ist.[1])

Wenn wir es unternommen haben, die Verteilung der Merian'schen Schenkung von 1854 im „Basler Jahrbuch" kurz zu schildern, so glauben wir damit nichts Unnützes getan zu haben, beschäftigen sich doch gegenwärtig verschiedene In-

---

[1]) Staatsarchiv: Protokolle, D 4_{23}, Kleiner Stadtrat, S. 365 ff. D 4_{24}, Kleiner Stadtrat, S. 29 ff. und 83 ff. Frucht- und Brotakten: J^7 und J^8. Städtischer Verwaltungsbericht 1854, S. 42 ff.



teressengruppen sehr lebhaft mit der Frage einer rationellen und billigen Brotversorgung. Da kann es wirklich nichts schaden, wenn darauf aufmerksam gemacht wird, wie man in früheren Zeiten in dieser wichtigen Angelegenheit dachte und handelte, bewahrt uns doch die Kenntnis der teuerungspolitischen Maßnahmen des Kleinen Stadtrates vor Übertreibungen und Einseitigkeiten.

Und dann darf auch das „Basler Jahrbuch“ ein bescheidenes Denkblatt zum 50. Todestage Christoph Merians enthalten. Allein schon sein Vorgehen im Sommer 1854 würde es rechtfertigen, daß wir diesem Mitbürger immer dankbar sind. Er hat in einem Zeitpunkte, wo durch die Ungewißheit der Ernteergebnisse eine neue Steigerung der Preise in Aussicht stand und wo vermehrte Besorgnisse in der Bevölkerung vorhanden waren, dem Kleinen Stadtrate die Mittel zur Verfügung gestellt, die es ihm ermöglichten, sofort vielen Hülfe und Beruhigung in drückender Zeit zu bringen.





Poetische Beigaben.





Gustav Adolf Frey.

Künstlerdialog.

Szene: Ein Garten in Augusta Raurica.

Maler (singt): Heil Dir, Augusta Raurica!
Beschützen möge Gott Merkur
Dich und die römische Kultur
Am Rhein und an der Arola!

Chorus: Dich und die römische Kultur
Am Rhein und an der Arola!

Maler (singt): Von Kunstbanausen — s' ist ein Hohn! —
Ist unsre liebe Rheinstadt voll
Dafür erleuchte Gott Apoll
Jedwede Magistratsperson.

Chorus: Dafür erleuchte Gott Apoll
Jedwede Magistratsperson!

Maler: Besonders unsern Stadtsenat,
Damit er weis' entscheiden mag
Erfülle Zeus am heut'gen Tag
Mit Einsicht und mit klugem Rat.



Chorus: Beglücke Zeus am heut'gen Tag
Durch Einsicht und durch klugen Rat!

Maler: Kamönen Ihr und Grazien,
Wenn Ihr nicht euren Schutz ihr leiht,
Heißt unsre Stadt in kurzer Zeit
Abdera in Raurazien!

Chorus: Heißt unsre Stadt in kurzer Zeit
Abdera in Raurazien!

Dichter: Es wäre wirklich gut, wenn der Präfekt
Gewogen wäre unserem Projekt!

Maler: S' ist fraglich, ob die städtischen Berater
Dem Pöbel, der für das Amphitheater
Begeistert ist, zu opponieren wagen.

Bildhauer: Man läßt sich gerne durch die Volksgunst tragen.

Maler: Gibt's wieder ein Amphitheater, dann
Möcht' ich in unsrer Stadt nicht länger hausen.
Ich stell' im Kriege gerne meinen Mann,
Jedoch das Blut erfüllt mich stets mit Grausen,
Wenn es den Boden der Arena netzt.
Die Tiere, die man dort zu Tode hetzt!
Sie dauern mich; ihr Anblick tut mir weh!
Bin ich im Rechte, schöne Lalage?

Lalage: Ich finde deine Worte schön und gut!

Musikus: Zuwider ist auch mir die wilde Wut
Der Stiergefechte und der Fechterspiele.

Philosoph: Die Kunst hat doch wahrhaftig höhere Ziele!
Sie soll das Volk erheben und belehren!



Maler: Ich muß mich gegen diese Ansicht wehren!
Wer von „Belehrung“ redet, der vergißt,
Wie sehr die große Kunst sich Selbstzweck ist. —
Belehren soll doch einzig die Didaktik!

Musikus: Ganz recht! — Jedoch aus Gründen kluger Taktik,
Empfiehlt es sich, dem Volke vorzulügen,
Der Zweck der Kunst sei nicht nur das Vergnügen.
Sie müsse auch erziehen und dergleichen.
Auf diese Art läßt sich etwas erreichen.

Dichter: Das klingt bestechend; — doch ich muß gestehn,
Ich würd' es gleichwohl noch viel lieber sehn,
Wenn man das Volk nicht einmal so belöge,
Und es zum wahren Kunstbegriff erzöge.

Musikus: Du redest jugendlich und unerfahren!

Dichter: Jetzt fängt die alte Weise wieder an,
Die ich beinahe ganz auswendig kann:
„Ehrfurcht und Achtung vor den grauen Haaren!“
Hängt denn die Schöpferkraft vom Alter ab?
Wem Zeus die Kunst und das Gestalten gab . . .

Philosoph: Sprich nicht so laut; die Ohren tun mir weh!

Dichter: Bin ich im Irrtum, edle Lalage?

Lalage: Die Worte, die du sprachst, sind gut gemeint,
Doch ist nicht alles so, wie es dir scheint!

Maler: Nach meiner Meinung ist die Sache so:
Das Volk ist ungebildet, frech und roh!

Pädagog: Ich glaube doch, Ihr geht etwas zu weit!
Seid überzeugt, es kommt einst eine Zeit
Da auch das Volk der Wissenschaft und Kunst
Zuwendet sein Bemühn und seine Gunst.



Maler: Hahahaha!

Musikus: — — Hahahaha!

Bildhauer: — — — Haha!

Maler: Was sagst denn du dazu, o Lydia?

Lydia: Ich denke, daß ihr meine Meinung kennt:
Der Mensch beginnt für mich erst beim Talent!

Maler: Die andern sind nun freilich auch noch da
Und herrschen in Augusta Raurica!

Bildhauer: Das fühlen wir denn auch nur allzu gut!
Der Pöbel unsrer Stadt sieht gerne Blut.
Wir sind verwildert; es ist eine Schande!
Die Kunst, die sich in klassischem Gewande,
In edler Einfachheit und Größe gibt,
Ist in Raurazien nicht mehr beliebt.
Das amphitheatralische Projekt,
Das unsre Demagogen ausgeheckt,
Ist bei der Menge besser angeschrieben
Und wird darum wohl auch dem Rat belieben.

Philosoph: Ihr Freunde und Kollegen, hört mich an!
Es scheint mir, unsere Gespräche drehn
Um Nebensachen sich. — Wir übersehn
Daß unsre Stadt durch einen einzigen Mann
Beherrscht wird; dieser heißt Philagrius.
Ist nicht fast jeder wicht'ge Ratsbeschluß
Sein Werk? — Die Stadt Augusta Raurica
Regiert sich freilich selbst; — allein sie sagt
Soviel ich sehe, doch zu allem „Ja!"
Was dieser Magistratsperson behagt.
Drum kommt es auch in der Theaterfrage
Beinahe ganz auf den Präfekten an.



Maler: Ja, ja, er ist der typische Tyrann!
Er läßt dem Volk zum Schein den eignen Willen,
Allein es muß den — Seinigen erfüllen!

Bildhauer: Was sprach er denn nach Lesung des Berichts,
Den ihm die „Künstlertafelrunde“ gab?

Maler: Er schlug, was wir verlangten, zwar nicht ab, —
Doch sprach er nur: „Ich danke!“ — Weiter nichts!
Und wir, wir Künstler konnten wieder gehn! —

Musikus: Vermutlich wird er unsere Ideen
Phantastisch finden oder übertrieben.
Sie werden dem Präfekten kaum belieben.

Pädagog: Geht nicht zu weit; er liebt die Pädagogen,
Und auch den Künstlern ist er sehr gewogen.

Maler: Warum denn hält er sich von ihnen fern?

Pädagog: Das ist nun so die Art der großen Herrn!

Philosoph: Ich denke doch, es will schon viel besagen,
Daß der Präfekt auf die Idee verfiel
Auch uns um unsre Meinung zu befragen,
Die „Tafelrunde“. —

Musikus: — — — Das beweist nicht viel!

(Man hört auf der Straße draußen drei Tubenstöße; dann wird folgendes Edikt verlesen):

Prätor (liest): Der Stadtrat von Augusta Raurica
Nach gründlicher Erwägung hat beschlossen:
„Es sei das durch den Alemanneneinfall
Verwüstete Amphitheater künftig
Durch ein Theater zu ersetzen, um
Den Sinn des Volkes wieder zu erziehn
Zum würdigen und reinen Kunstgenuß!“

(Eine Weile herrscht unter den Künstlern allgemeines Staunen und Schweigen.)



Musikus: Das ist ein unerwarteter Beschluß!

Lydia: Gesiegt hat unsre,

Lalage: — — — unsere Idee!

Pädagog: Lang lebe der Präfekt Philagrius.

Chorus: Der Herr Präfekt soll leben! —

Dichter (zu den Zuhörern): — — — Plaudite!

(Der Vorhang fällt.)





Paul Kaegi.

Das tötende Lachen.

Es geht eine Sage:

In lauer Sommernacht
schlugen zwei Herzen
vereint
eine Brücke zum Mond,
der über den Bergen stand —
weite,
dufterfüllte
Täler hinweg.

Hoch über allen Welten
wandelten sie umschlungen,
hoch über Erdenweh
und Leid.
Von nahen Gestirnen
brandeten sphärische Chöre,
und erschauernd
senkten sie die Augen
vor der strahlenden Herrlichkeit
Gottes.



Da scholl aus Erdennacht
endlos wieherndes Gelächter auf,
daß die zarten Lichtwandler
erschreckt
fehl auf der schwanken
Brücke traten
und ins Abgründige stürzten — —

O, ich kenn's, das brutale Lachen!
Alles Lebende tötet's.
Alles Liebende trennt's.
Und so hat's denn auch dich
fortgetrieben von meiner Seite,
weg aus der dunklen,
heiligen Stille,
in die grellen Lampen,
den Lärm der Menge,
wo du dich verlierst
und mich.

— Das Lachen derer,
die keinen Glauben haben.



Menschen.

So oft den Waldgrund herab
ein Tag sich tastet,
stößt er irgend
auf die Trümmer eines Glücks.

Und um die Ruine
schleichend
und durch die Lottertür
schielend
sieht er dadrin
— eine wunderliche Heilige! —
immer die alte Sehnsucht am Herd,
die nicht weichen will.

Silhouette.

Vom Fenstersims lauscht
mein Weib
fernem Nachtvogelgesang.

Zärtlich an ihren Knieen
reibt sich die Finsternis
und leckt ihre hängende Hand.

Seltsam hebt sich
ins Mondsgeflimmer
das Frauenprofil.



Banges Erwarten.

Sonnstrahlen stechen hoch durch Tannenwipfel.
Jach auf der Schaukel schneidest du die Luft.
Und wenn dein Scheitel in die Strahlen stößt,
glänzt das Rabenhaar.

...Ob auf dem Heimweg, durch die Dämmrung, duldet
dein steiler Nacken meines Armes Joch?

...Ob du am End nur freier, adeliger gingst
den hohen Giebeln zu
durch die weiten, dunklen Alleen?

Am Kamin.

Die Winde gehen in der Nacht;
mein Feuer ausgebrannt, mich friert.
— such ich endlich Schlaf und Traum?

Ach! Schlaf und Träume — wann sie geschlichen kommen! —
stochern wie ich in Asche und frieren.
Denn wie der Herd so erlosch auch die Liebe.



Dichter-Testament.

Tragt mich Toten ohne Klang:
Weib und Kind und zwei, drei Freunde,
und wenn Einer noch am Weg ist,
der aus meinen Bechern trank.

Denn ich liebte nicht im Leben
glatte Bücklinge und hohlen Ruhm,
weniger im Tod.

Soll mir einzig nach vom Markt
helles Alltags-Hämmern dringen,
hell sein Lied und Spiel.

Werft drei Schaufeln — kehrt euch dann
frei dem Leben wieder zu
und der Liebe.

An die Geliebte.

In Nebel und Nacht —
meine Seele verlief sich in Nacht.

Hörst du fernher das verwehte Schluchzen?
Sie müht sich und sucht und sucht den Weg
und kann ihn nicht finden.

Du!
O du: hol sie heim!



Letzter Blick.

Der Abend läßt
die Gassen meines Dorfs
und steigt den Hang herauf.

Am Kruzifix
liebkost er im Vorüber
des Heilands Füße.

Sensendengeln
weht's ihm nach
und Kindersang.

Doch unaufhaltsam
stapft er über die Berge,
und still ich hintendrein.

Taucher.

Auf abendlichem Meer
treibt meine Seele
seltsam Handwerk:
läßt sich tief hinab
und holt aus Dämmertagen
Perlen herauf
und meint die Närrin,
auch noch auf den tiefsten
Grund zu stoßen,
wo das Rätsel ihres Werdens
schimmert.



Widerspruch.

Ich redete vom Himmel
und ging hoch einher,
warf meine Güter schiefernd
— um Mädchengelächter! —
über dunkle Wasser.

Oft in der Nacht
fuhr die betrogne Mutter
aus Träumen auf —
nicht war's mein Schritt,
nur eines Bahnzugs Rollen,
ferner Ströme Gang,
Nachtvogelflug
und Stundenschlag.

Indes ich lärmte mit den Zechgesellen
weitab
durch fremde Dörfer
bis zum Morgen.

Doch a b e r nachts lag ich
in wilder Sucht
nach einer Menschenseele,
einer einzig-gütigen,
der ich mich gäbe
ohne Hehl
noch Schaden.

Und T a g e brütete ich einsam
über Dingen, die verworren-dicht
und tief



im Herzen liegen,
als in wassergrünem Grund
Seetang und Schlinggewächs.

Gott, Tier und Teufel!
Wer die Rätsel einer Seele löste!

Aber niemand löst's,
nur fromme Liebe
duldet, deckt
und hüllt.

Sommertage.

1. Verirrt.

Ich brach durch's Gestrüpp dir Bahn.
Mit gerafftem Kleid
schlüpftest du leicht mir nach.

Tief sang ein Schwarzkopf.
Sonnenstreifen
fielen schräg durch's Buchenlaub auf uns nieder.

Und mit einmal fanden wir uns
schroff überm See.

Weit kein Laut.
Einzig wir beide
im Abendglanz.



2. Abend.

Vom Kursaal zitterte
Geigenspiel.
Und das Leuchten der Berge
erlosch.

Nebelkobolde
krochen herauf aus dem Wasser.
Fester zogst du
das Tuch um die Schultern,
und schweigend saßen wir.

Bis des Abendschiffs Lichter aufblitzten,
da erhobest du dich:
die Mutter warte.
Und unter den dunklen Kastanien hin
huschte deine helle Gestalt.

All' meine Gedanken aber
waren um dich,
gaukelnden Nachtfaltern gleich.

3. Bergsee.

Abendwinde
kräuseln das tanndunkle Wasser.
Herdengeläut
klingt vom Ufer herüber
manchmal in unser
tiefes Glück.

Und langsam verglüht
hinter ragenden Bergen
ein jugendverklärter
Sommertag.



4. Nun bist du gegangen.

Tief loht hinterm Wald der Himmel.

Du! jetzt müßtest du kommen,
wollten wir wieder ums Betzeitläuten
unseren Weg hin wandern zum Waldsee
mit den gelben Seerosen.

Warum kommst du denn immer nicht?
Schon verglüht ja der brennende Westen,
dunkelt's den Waldweg herauf.

War das dein — — —
nein, flüchtigen Tieres Tritt.

Da weiß ich plötzlich:
du bist gegangen,
ohne Abschied,
und kommst nie wieder.

5. Sehnsucht.

Nun steht in Vollmondnächten
meine Sehnsucht auf
und irrt umher.

Noch voller Schlaf
Gerät sie über tiefe Truhen.

Und nach Kinderart
wühlt sie heraus
und streut herum,
was in die Hände kommt.



Nach Kinderart
vertändelt sie die Zeit
und sieht nicht, wie der Mond am Himmel
blasser wird.

Erst unterm vollen, harten
Morgenschein
schrickt sie zusammen, die Gestalt,
und sucht
verstört und hilflos und beschämt
die dunkle Lagerstatt.



Tote Liebe.

Jedwede Blüte
geknickt.

Leuchtend liegt's noch
herum
im zertretenen Rasen.

Jedweden Morgen
wie weh,
wie weh:

blendendes Licht,
und entblätterte Rosen
blutrot im Rasen.





Marg. Stähelin.

Felix Platter, der Basler Stadtarzt.

Personen:

Felix Platter.
Magdalena, seine Frau.
Bürgermeister von Brunn.
Kaspar Bauhin, Ein Franzose, Ein Ungar: Studenten.
Ein Bote aus Württemberg.
Eine alte Spitalpfründerin.
Ein Träger.

Zeit: Um 1572. Ort: Platters Studierzimmer.

(Der Stoff ist in den Einzelheiten folgenden Quellen entnommen: D. A. Fechter Thomas u. Felix Platter. R. Heman, Felix Platters Erinnerungsblätter. Ch. Wurstisen, Basler Chronik. F. Ochs, Gesch. der Stadt und Landsch. Basel. Buxtorf, Seuber, Basler Taschenbuch 1850. F. Miescher, Rektoratsprogramm 1860.)

Aufgeführt am Bazar zu Gunsten der Poliklinischen Hilfskasse „Arzt und Freund“ am 12. Dezember 1906.



Platter (sitzt schreibend an seinem Schreibtisch; seine Frau tritt ein).

Magdalena: Schon wieder bei der Arbeit! Gönnst du dir, Mein Felix, auch am Abend keine Muße?

Platter: Dies ist Erholung mir und ruht mich aus.

Magdalena (ihm über die Schulter sehend): Ein fein geschrieben Reimlein! Und an wen?

Platter: Frau Dore gilt's, Herrn Gemusäi Hausfrau, Zum Dank, der ihr gebührt für solchen Meßkram (reicht ihr zwei silberne Löffelein).

Magdalena: Zwei Löffelein, gar kostbar und gar fein!

Platter: Die sie, wie es ja bei ihr zu erwarten,
Mit wohlgereimten Worten tut begleiten,
Worin es unter anderm also stehet (liest):

„Daß ich aber zwei genom,
Das soll der Herr also verstohn:
Wann der Herr brauchen will das sin
Daß dann auch die Frau Doktorin
Dem Herrn könn ein Gesellen geben.“

Du siehst, sie hat auch dein dabei gedacht.

Magdalena: Ja, sie weiß Geist und Güte zu verbinden.
Gelt, wenn dir eine solche Frau geworden!

Platter: Du bist gerade recht mir, wie du bist.
Wohl unterhält, nach ernstem Tagewerk,
Der Arzt in Witz und Scherz mit Frau'n sich gern;
Jedoch im ganzen hat er lieber eine,
Die ihm Rezepte schreibet, statt Gedichte.



Magdalena: Wo hast du denn so fein sie überlistet,
Und ihr so schönen Meßkram abgewonnen?

Platter: Am Kornmarkt war's, wo sie herbeigeeilt,
Neugierig, wie's den Frau'n nun einmal eigen —

Magdalena (schelmisch): Warst du nicht auch dabei?

Platter: Mich führt' vorüber
Mein ärztlicher Beruf!

Magdalena: So nenn' es so!
Und was geschah allda?

Platter: Sie führten grad'
Den armen Sünder hin zu seiner Strafe —
Jedoch wie's weiter ging, steht hier geschrieben:

„Als ich do stund by andren Frauwen,
Den armen Sünder zu beschaun
Und darob war betrübet sehr,
Da betrübtend Ihr mich noch mehr,
Rufend unterm Volk herfür:
„Frau Dorothea, kromend mir!“

Magdalena: Es hätte wohl die Höflichkeit erheischet,
Daß du der Frau den Vorrang überließest!
Du willst ihr wohl gereimte Abbitt senden?

Platter: Mit nichten, grad' im Gegenteil, ich sage: (liest):

„Ich sage drum Gott Lob und Dank,
Daß ich abgloffen hab den Rang
Bim Richthuß, uf dem weiten Platz,
Es war Euch domol gar ze watz
Den armen Menschen anzuschauwen,
Welches sich nit gebürt den Frauwen,
Drum kam Euch druf das Unglück an,
Daß ich den Meßkrom Euch abgwann!“



Beim Messewünschen gilt nicht Höflichkeit,
Da gilt allein, wer größer ist an List,
Und da weiß ich von einer zu berichten!!

Magdalena (die sich unterdessen an ihr Spinnrad gesetzt hat):
Ja! jenes freut mich wahrlich all mein Leben!
Es war die letzte Meß im Vaterhause,
Vom Rathaus hatt' sie eben eingeläutet,
Da kamst du heimlich durch das Hintertürlein,
Vermeinend, ich sei drinnen in der Schärstub,
Schreist in die leere Stube: „Kromend mir!"
Ich hatt' derweil versteckt mich bei der Stegen,
Und da du mitten in der Stube standest,
Sprang ich herfür und g'wann dir ab den Meßkram!
Ein Testamentlein, schön gebunden, war es.

Platter: Das Kettelein, das ich dir geben wollte,
Das wiesest du zurück bis auf die Hochzeit.

Magdalena: Ei ja! War auch zu fein für einen Meßkram.
Es soll ein junger Doktor wohl sich hüten,
Daß er nicht prahl', bevor es etwas einbringt!

Platter: Hatt's in Paris für dich gekauft, im Heimweg,
Als ich von Montpellier zurückgeritten.
Dort hatt' gelernt ich feine welsche Sitten
Und wie den Jungfrau'n man gefallen möge.
Mußt manchem zum Begleit die Laute schlagen,
So eine Demoiselle wollt hofieren;
„L'allemand du lute", so hat man mich geheißen.
Gefiel mir selber wohl bei solchem Leben.
Hab' bei Musik und Tanz viel Nächt' durchwachet.
Soll der Student die Jugend nicht genießen?

Magdalena: Mir klopfte oft das Herz in Angst und Bangen
Wenn sie berichteten, wie wohl dir worden
Z'mitzt unter all den welschen Demoisellen!



Platter: War doch mein Herz voll Sehnsucht stets gewesen,
Voll Angst, ob du auch meiner noch gedenkest,
Ob einem andern dich der Vater gebe!

Magdalena:
War nah oft dran! Und war drum oft in Sorge!
Der Vater hatt' oft allerlei Bedenken,
Diweil in Basel gar so viel Doktores,
Du möchtest nie genug zu leben haben.

Platter: Wie's einem weisen Basler wohl geziemet!

Magdalena:
Doch da er hört, wie männiglich dich rühmte,
Daß du ein großer Doktor mögest werden,
Da war er alsobald dir wohlgesinnet.
Wie könnt ein Vater besser auch versorgen
Die Tochter, als bei einem guten Arzte!

Platter: Hab' drum so ernstlich stetsfort mich beflissen,
Daß den cursum studiorum ich vollende,
Um möglichst bald nach Basel heimzukehren,
Zu rüsten dann mit Eile auf den gradum
Wie freut' ich mich, wenn in des Vaters Briefen
Mir ward von Jungfrau Jeckelmann berichtet,
Wie sie des Vaters Haus so wohl versehe!

Magdalena:
Wie freut' ich mich, wenn durch die Freienstraße
Ich den Magister Platter schreiten sahe
Nach unserm Haus, Nachricht vom Sohn zu geben!

Platter: Und doch, wenn er getrachtet zu erkunden,
Wie du mir wohl gesinnt, hast allzu schamhaft
Du ihm Bescheid gegeben, drob ich sorgte!



Magdalena:
Es ziemt der Jungfrau nicht, ihr stilles Wünschen
Zu künden, eh' sie weiß, ob sie begehrt ist —
Auch meint' der Vater, daß du gar so jung noch.

Platter: Es muß der Arzt beizeiten sich bedenken,
Auf daß er ja nicht unbeweibet bleibe.

Magdalena:
Dran dacht' ich wohl und war darum mir bange,
Du würdest schon die Braut in Frankreich suchen.

Platter: Und doch, da ich nach Haus dann kam geritten
Und an der Schol am Scholbank dich sah stehen
Und einen Willkomm nun von dir erhoffte —
Da bist ins Martinsgäßlein du geflohen!

Magdalena: Ja, weil die Metzgergsellen mich genecket,
Ich hätt', als ich dich sah, die Farb' gewechselt.

Platter: Als abends durch die Freienstraß' ich gangen
Und dich am Fenster sah und grüßen wollte —
Wand'st du dich um!

Magdalena: Weil in der span'schen Kappe
Du gar so führnehm mich und stolz bedünktest!

Platter: Und hatt' sie doch nur an, dir zu gefallen!
Wie ich ja schon als Knabe dir zuliebe
Hab' schmucker, saubrer Kleidung mich beflissen.

Magdalena: Ist solche stets dir auch gar wohl gestanden,
Und ist für einen Doktor gar von Nöten,
Daß er auf äußern Anstand recht bedacht sei,
Diweil dies seinen Kranken sehr erwünscht ist
Und ihm bei seiner Kundschaft Ansehn giebet!



Platter:
Wie auch, daß früh ums Maul die Härlein sprießen,
Hab' drauf schon als Student viel Fleiß verwendet,
Und ein Rezept dazu mir abgeschrieben,
Mir nachts die Lippen fleißig eingerieben.
Weiß nicht — wär wohl auch ohne das gewachsen!
Doch als ich promoviert, war's schier ein Bärtlein!

Magdalena: Wie prächtig hast du damals ausgesehen,
Als du im Zug zum Doktorate zogest,
In roten Hosen und im roten Wamse,
Voran die Bläser, so den Zug anführten,
Bliesen vom Münster bis zum Haus des Vaters.
Und dann die hochgelahrten Herren alle,
Der würd'ge Doktor Amerbach darunter;
Und mitten drin, als Hauptperson: mein Felix!
Wie war ich stolz! Und doch dabei voll Bangen
Wie dir der große Vortrag wohl gelinge,
Diweil ich wußt', daß du gar arg erkältet;
Ist nicht gut reden, wenn die Nase fließet!
Es zuckt verächtlich wohl der Arzt die Achsel,
Wenn bei den Kranken er nichts Schlimmres findet,
Doch geht's ihn selber an — dann ist es anders!

Platter: Und damals hab' dazu ich noch gefürchtet,
Du woll'st den wohlverdienten Kuß verweigern!

Magdalena:
Hast ihn bekommen, nicht? War viel zu glücklich,
Daß du zum Doktor rühmlich promovieret,
Und nun der Vater endlich willens würde,
Daß die Zusammengebung werd' gefeiert,
Diweil er wollte, daß geheim es bliebe,
Bis daß du doktoriert!



Platter: Konnt's doch nicht hindern,
Daß schöne Stunden wir zusammen hatten!

Magdalena: Wenn wir im Gäßlein hinten, an der Türe,
Gar manches liebe Wort zusammen red'ten!

Platter: Wenn vor dem Spalentore wir uns trafen,
Bei der Bulacherin, und Kirschen aßen!

Magdalena:
Wenn du von Gundoldingen heim mich brachtest,
Wo auf des Vaters Gute wir geweilet!

Platter: Wenn wir am Abend vor dein Haus gezogen
Und eine zierliche Musik dir brachten,
Mit Lauten und Violen und der Harfe;
Und Goldschmied Hagenbach, der führt' die Pfeife,
Bis schier die Wächter uns von dannen trieben. —

(Man hört Schritte: ein Träger mit einem kleinen Faß und einem Sack tritt ein.)

Träger: Ihr seid der Doktor Platter?

Platter: Ja, der bin ich.

Träger: So ist dies hier für euch!

Magdalena: Ei sieh', wie schön!

Träger: Ein paar Maß Wein und hier ein Säcklein Haber,
Das schickt Euch der, den Ihr gesund gemacht
Am Fischmarkt unten, werdet ihn ja kennen!

Platter: Ich laß ihm herzlich danken! Doch am meisten
Freut mich, daß ich ihm habe helfen können.

Träger:
Schon, schon! Doch seid ihr Doktorn, denk', nicht anders
Als andre Menschen, nehmet euren Lohn auch,
Wo er euch zukommt! — Nehm' den Sack, denk', gleich



Mit in den Stall, wohin er ja wohl soll?
Den Wein schafft selber, wo er hingehört!
(Schickt sich eilig an, zu gehen.)

Platter: Habt Ihr's so eilig?

Träger: Ja, es ist schon spät,
Muß noch zum Spalentor hinaus, eh's zugeht. (ab)

Platter (auf das Faß deutend):
Weiß schon, da ist ein guter Tropfen drin!

Magdalena: Es finden, hoff' ich, bald sich gute Freunde,
Um würdig ihn auch mit dir zu genießen.

Platter: Ach, denk' ich, wie wir jetzt so gut es haben,
Und wie mein Vater sich bei unsrer Hochzeit
So plagen mußte, alle zu traktieren!
Denn wenn ein Basler Doktor Hochzeit feiert,
So muß es doch ein lustig, reiches Fest sein!

Magdalena: Ist's auch gewesen, Felix! Sind dabei
Gar große Herren doch zu Gast gewesen.

Platter: Der Werdenberg, der Gengenbach, der Lotz.

Magdalena: Ei ja, der durft' bei keinem Feste fehlen,
Wer hätte sonst die Gäste unterhalten?

Platter: Doch war die ernste Würde auch vertreten:
Frobenius, Oporinus, Pfarrherr Sulzer —

Magdalena: Und Herr Myconius, der dich sogar
Bewogen, die Gaillarde selbst zu tanzen.

Platter: Ich weiß noch wohl die Weise. War's nicht also?
(Platter hat die Laute von der Wand genommen und macht die ersten Schritte einer Gaillarde.)
(Während dessen ist der Bürgermeister von Brunn in die Türe getreten und erstaunt stehen geblieben.)

Magdalena: Der Bürgermeister!

Platter: Ah! Mein lieber von Brunn,
Ihr kommt zu guter Stunde!



Bürgermeister: Ja, so scheint mir.

Platter: Erinnerungen aus vergangner Jugend
Ließen auf Augenblicke jung mich werden.
Doch setzt Euch, von Brunn, lasset uns verbringen
Den Abend, wie gewohnt, bei Red' und Trunk.
(Auf das Faß deutend): Dies für das nächste Mal, (zu Magdalena):
Heut noch vom alten! (Sie setzen sich und Frau Platter setzt Wein vor.)

Bürgermeister:
Wohl dem, der gleich, wie Ihr sich jung beflissen
Der edeln Musika, sie schmückt das Alter!

Platter: Und bringt dem Arzte manche gute Stunde!

Bürgermeister:
Und läßt in ernsten Zeiten froh uns werden!

Magdalena: Ihr bringet uns doch keine trübe Kunde?

Bürgermeister: Es künden ernste Zeichen ernste Zeiten.
In der St. Jakobsstraße sah ich eben
Den Wunderstern, zunächst der Kassiopeia.
Es steht das Volk und redet hin und her,
Ob Kriegsgeschrei, ob Pest, ob Teurung drohe!

Magdalena: Was alles gnädig Gott verhüten wolle!

Bürgermeister: Doch soll an seinem Teil sich jeder rüsten,
Wie nah'ndem Unheil er begegnen möge!
Der Teuerung, die wiederum uns drohet,
Sucht man im Rate allbereits zu steuern;
Und läßt in Straßburg unten Weizen kaufen
Und auf dem Rheine her gen Basel führen —

Platter:
Denn wozu dient der Fluß uns, als zur Schiffahrt! —

Bürgermeister: Wo unter armes Volk er wird verteilet.



Platter: Hab' in der Fremde oft es rühmen hören,
Wie unser Basel groß im Wohltun heiße.

Magdalena:
Gut, daß es Fremde künden, hier verschweigt man's.

Bürgermeister: Doch züchtet man damit das Bettelwesen,
Und ist nun darum ein Erlaß ergangen,
Vom Rat, das Bettelvolk uns abzuhalten.

Platter: Ein weises Unternehmen! Denn von diesem
Wird meist die Pestilenz uns eingeschleppet,
Die unsre arme Stadt so vielfach heimsucht!

Bürgermeister: Daß solches künftighin verhütet werde,
Hat Euch zum Stadtarzt ja der Rat ernennet.

Platter: Es ist die Ehre groß, doch auch die Bürde.

Bürgermeister: Doch seid dazu vor allem Ihr befähigt:
Es ziemt dem Stadtarzt ein gefällig Wesen,
Daß das Vertraun der Bürger er erwerbe.

Platter: Auch des Vertrauns der Obrigkeit bedarf es,
Denn nur mit ihr allein gelingt sein Streben.
So hat Antistes Sulzer mir geholfen,
Die Zahl der Toten sicher festzustellen,
Die bei dem Sterbend anno vierundsechzig
Sind hingeraffet worden von der Seuche.

Bürgermeister:
Ihr tut gar wohl, daß Ihr Euch auch die Hilfe
Der hohen Geistlichkeit zu Nutze machet;
Wohl einer Stadt, da Staat und Kirche eins sind!
Und wieviel Tote habt Ihr da geschätzet?

Platter: An die viertausend!

Magdalena: Wahrlich!



Platter: Und darunter
Viel angeseh'ne Männer unsrer Stadt,
Wie Martin Huber, Ulrich Iselin.
Wär' man beizeiten kräftig eingeschritten,
Es hätt' nicht also schrecklich um sich griffen.

Bürgermeister: Und wie gedenkt Ihr's fürder zu verhüten?

Platter: Als unlängst man mir einen ins Spital bracht',
Der von der Seuche ist ergriffen worden,
Hab' ich genaue Forschung angefangen,
Wo sich zuerst die Krankheit hat gezeiget —
S' war in der Weißen Gaß, im Haus des Botten —
Und konnt' zur rechten Zeit noch Einhalt tun,
Daß sie nicht weiter sich im Volk verbreite.

Magdalena: Gott gebe, daß es immer dir gelinge!
Ach, es war schwere Zeit, beim großen Sterbend,
Da er bei Tag und Nacht nicht Ruhe hatte,
Als selbst im eignen Haus die Seuche herrschte,
Der Vater krank lag und auch das Gesinde,
Ja, auf der eignen Hand die Beule anwuchs!
Nie wollte er, wie andere, sich schonen,
Da Ärzte selbst, wie Bodenstein, geflohen —

Bürgermeister:
Frau Doktorin, das Wohl des Ganzen geht
Dem treuen Arzte über das des Hauses!

Magdalena:
Das Weib des Arztes lernt's in vielem Zagen.

Platter: Und lernt es so, daß es den Mann noch stützet!

(Eine alte Frau tritt ein und sieht sich suchend im Zimmer um.)

Magdalena: Was wollt Ihr, gute Frau, wollt Ihr zu mir?

Frau: Ist hier des Doktor Felix Platters Hof?



Magdalena: Ihr seid am rechten Ort, hier ist er selber!

Platter: Wollt Ihr für einen Kranken mich befragen?

Frau: Hab' niemand mehr, der mir erkranken könnte.

Magdalena: So wollt für Euch von ihm Ihr Rat erbitten?

Frau: Bim einundachzig Jahre nun geworden
Und habe keinen Doktor je gebrauchet,
Werd' wohl auch ohne einen sterben können!

Magdalena: So saget denn, warum Ihr hergekommen?

Frau (dumpf): Ich suche meinen Sohn!

Platter: Der ist nicht hier.

Bürgermeister:
Die scheint nicht recht bei Sinnen, schickt sie fort.

Platter: Verwirrt der Geist sich, ist's auch eine Krankheit,
Die man mit Sorgfalt heilen soll und Vorsicht;
Sie ist nicht nur als Narrheit zu belachen —
(zur Frau, freundlich): Er ist nicht hier, der Sohn, Ihr seht es ja.

Frau: Doch, er ist hier, man hat es mir gesagt.

Magdalena: Die Arme!

Platter (gütig): Redet, wo soll er denn sein?

Frau (die unterdessen ein in einem Gestell befestigtes Totengerippe entdeckt hat, vor dem sie in resignierter Ergriffenheit stehen bleibt, zu sich, wie in schmerzlichem Erinnern): Sie haben ihn gehängt!!

Platter (zum Bürgermeister): Es ist die Mutter
Des, den Ihr anno neunundfünfzig hängtet!

Magdalena: Ihr arme Frau!

Frau: Ja, sie sind streng verfahren.

Bürgermeister:
Ward er gehängt, so war es sein Verschulden;
Läßt man in Basel jeden Spitzbub laufen,
So wären bald die Bürger nicht mehr sicher.



Frau: Ihr könnet doch nicht jeden Spitzbub hängen,
Sonst brauchtet Ihr die ganze Hard zu Galgen!

Bürgermeister: Nicht viele tun ein also schwer Vergehen
Hat den Almosenstock mit G'walt erbrochen,
Im Münster! Zwanzig Gulden draus genommen!

Magdalena: Das ist wohl schwere Schuld!

Frau: Ja, ja. Ach Gott,
Daß eine Mutter nicht ihr Kind kann ziehn,
Wie sie wohl möchte, das ist schwere Prüfung!
(zum Gerippe): Hätt'st mir gefolget, müßtest hier nicht hangen.
(zum Bürgermeister, vorwurfsvoll)
Doch hätt' ein ehrlich Grab er wohl verdienet.

Bürgermeister:
Da müßt an Doktor Platter Ihr Euch wenden,
Der hat den Leichnam sich vom Rat erbeten.

Frau: Weiß wohl, und einem andern würd' ich fluchen
Ihm nicht! Wer sich der Kranken also annimmt,
Kann auch den Toten, denk', nichts Böses wollen,
Wenn's unsereiner schon nicht recht verstehen kann.
Mein Mann, der hatt' viel Jahre die Malzei.
Und war im Siechenhause zu St. Jakob;
Hat's bös gehabt, und war nicht wohl besorget,
Bis Ihr die Sach' dem Platter übergeben.
Da war er draußen schier so gut versorgt,
Wie ich jetzt im Spital, bis an sein End.
Und ist er kommen mit dem Klingelsack
Vor dieses Fenster, ward ihm reich bescheret.
Hat mir am Gitter oft erzählt, am Sonntag.
(Auf das Gerippe deutend): Ist dem schier wohl geschehen noch bei Euch,
Ist hier am End so gut als wie im Grab.
Das hat mich halt bei Tag und Nacht geplagt,



Was aus ihm worden, drum hab' ich gedacht,
Ihr würdet wohl erlauben, daß ich komme,
Bei Nacht, daß sie es im Spital nicht merken;
Wird dort gar viel geredt was einer macht!

Magdalena: Ihr habet recht getan. Kann ich Euch nicht
Mit etwas nutzen oder Freude schaffen?
Habt Ihr zu essen, habt Ihr warme Kleider?

Frau: Behaltet's andern, die es länger brauchen,
Mit mir geht's bald zu End'; ist mir nicht leid,
Seit ich jetzt weiß, daß auch mein Bub versorgt ist.

(Nachdenklich im Fortgehen:)

Und jedes Glied noch hat zur Auferstehung.

Platter: Und wenn Ihr mein bedürft, so laßt mich rufen.

Frau: Ich dank' euch, dank' euch allen, gute Nacht.

Platter (sie hinausgeleitend):
Ist eine Stufe, sorgt, daß Ihr nicht fallet!

Magdalena: Ist doch schier grausam, einer Mutter so
Den Sohn nicht einmal in das Grab zu legen!

Platter: Wie sollten wir denn sonst dem Körper helfen,
Wenn wir nicht wüßten, wie er ist beschaffen?
Nie könnten wir von Grund die Krankheit heilen!
Nur, wie bisher geschah, durch viel Arzneien,
Durch Aderlaß und fälschliches Purgieren
Den Schmerzen wehren, aber nicht der Ursach.
Hab' schon als Knab', wenn ich ein Säulein antraf,
Das sie zur Schol zum Schlachten hingeführet,
Gedacht: was wird der Metzger wohl drin finden?
Bin oft darum hinter die Schul' gelaufen,
Um zuzusehen, was sie draus entnahmen,
Herz, Lunge, Leber und die andern Dinge.



Und waren doch nur Tierlein, wie viel mehr
Nutzt uns, zu wissen, wie der Mensch gebildet!
Die Einsicht dank' ich unserm Paracelsus.
Nur schade, daß so früh er uns verließ!

Bürgermeister:
War ein Genie, und das ist nichts für Basel.
Da um den Leichnam Ihr den Rat gebeten,
Um ihn zu St. Elsbethen zu sezieren,
Dazu viel Volks aus Neugier drauf herzulief;
Denn seit Vesal war solches nicht geschehen,
Doch staunte männiglich ob Euerm Können.

Platter: Ich lernt's zu Montpellier, da im Collegium
Ich nie gefehlet, wenn die Herrn Doctores
Mit Meisterschaft Anatomie getrieben.
Nur wollte nimmer es mir dort gefallen,
Daß Demoisellen auch zugegen waren.

Magdalena: Das waren welsche, Felix; wird in Basel
Ein solcher Brauch dir sicher nie begegnen!

Bürgermeister (indem er sich von Magdalena frisch einschenken läßt:)
Hier sorgen für die Lebenden die Frau'n,
(Es läutet an der Haustür; gleich darauf Schritte.)

Magdalena:
Ein Kranker wohl, der noch in später Stunde
Dich holen will

Bürgermeister: Wie schad' um unsern Abend!

Platter (ist ans Fenster getreten):
Ein Bote scheint's zu sein aus ferner Gegend,
Das Roß ist staubbedeckt, doch reich gerüstet.

Magdalena: Er scheint in Eil', schon hör ich seine Schritte!
(Ein Bote tritt ein.)

Bürgermeister: Ein Schwabe ist es traun!



Bote: Jawohl, das bin ich.
Von Württemberg der Herzog läßt Euch bitten,
Hier dieses Schreiben alsogleich zu lesen.
Die Herzogin liegt krank an schwerem Fieber,
Und es vertraut mein Herr, daß Ihr ihr helfet.
Auch aus der Ferne, meint er, sei's Euch möglich,
Da er genau Bericht gibt von der Krankheit,
Wie er in anderm Fall ja schon erprobte.

(Er hat ein Fläschlein und einen Brief übergeben.)

Magdalena (setzt ihm Wein und Brot vor):
Nehmt einen Trunk derweil, er wird Euch not tun,
Vom langen Ritte seid Ihr wohl ermüdet.

(Währenddem geht Platter an den andern Tisch, wickelt aus einer Hülle ein Fläschlein mit „Wasser" aus und weist es von Brunn.)

Platter: Selbst hohe Herrschaft läßt es sich nicht nehmen,
Daß hieraus sich der Arzt belehren könne
Was ihre Krankheit sei, und wie zu helfen.
Es ist dies überall, bei hoch und niedrig,
Zu starker Glaube, um ihn auszurotten,
Und lang wird's gehn, bis daß es einmal möglich.

(Liest nachdenklich das Schreiben.)

Bote: Es schmeckt das Brot, das ihr in Basel vorsetzt!
Bei uns muß in so teurer Zeit das Volk sich
Das Brot halb Mehl und halb mit Äpfeln backen.

Magdalena: Ei, hat bei uns man solches je erhöret!
Und wie geschieht dies, könnt Ihr mir's berichten?

Bote: Es werden erst die Äpfel fein geschälet,
Drauf weich gekocht und abgetropft aufs beste,
Darauf so mit dem Teige untermenget,
Daß sich's ansieht, als ob es lauter Mehl wär'.
Doch wenn man's ißt, so merkt man schon die Tücke.



Bürgermeister:
Zu Basel sparen wir halt, wenn's uns gut geht,
Dann haben wir bei Teurung etwas übrig.

Bote: Nur ist's vielleicht ein wenig gar langweilig.

Platter (hat den Brief gelesen und verabschiedet den Boten, der kauend abzieht): Ihr werdet wohl die Nacht hier bei uns rasten,
Daß Roß und Reiter ausruhn, wie es nötig,
Und morgen steht vor Tagesanbruch fertig
Ein Tränklein und ein Brief, den ohne Säumen
Ihr Eurem Herrn von mir zu bringen habet.
Führt Euer Roß nur drüben in die Stallung;
Und alles übrige wird man Euch geben.
Ich wünsch' Euch gute Ruh nach langem Ritte.

(Bote ab.)

Bürgermeister (setzt sich wieder):
Gemütlich sind die uns verwandten Schwaben.

Magdalena (zu Platter, der ernst und nachdenklich auf und abgeht):
Bedünkt dich ernst der Herzogin Befinden?

Platter: Ernst, ja — gefährlich scheint es mir mit nichten.

Magdalena:
Du siehst besorgt, zerstreut und schier bedrücket.

Platter: Es gibt des Herzogs Brief mir zu bedenken!
In ehrenvollen, wohlgemeinten Worten
Fragt er, ob ich nicht willens könnte werden,
Als sein Leibmedicus zu ihm zu ziehen,
An ehrenvolle Stelle, frei von sorgen.

Magdalena (erschreckend): Mein Felix!

Bürgermeister: Platter, das wollt nicht uns antun!

Platter: Nicht vorschnell läßt mit nein sich das entscheiden.

Magdalena: Weh einer Baslerin am Herzogshofe!



Platter: Gar fein und lustig ist's an solchen Orten,
Ich hab' es ja mit eignem Aug' gesehen,
Und weiß man dort die Frau'n gar wohl zu ehren!

Magdalena:
Begehr' nicht mehr der Ehre als mir hier wird.

Platter: Ich könnt' euch langerweis davon erzählen,
Wie dazumal ich an des Herzogs Hofe
Beim Ritterspiel und Ringelrennen weilte,
Wie allesamt so köstlich angetan,
Und wie an hundert Tafeln, reich gedecket,
Man feine Speisen, Wein und Nachtisch auftrug!

Bürgermeister:
Ah, Platter, darum wollt zu Hof ihr ziehen,
Daß solche feine Speis' Euch täglich werde!
Denn dafür war er schon als Kind empfänglich:
Er hat genascht!! Hat er es nie gebeichtet?

Magdalena:
Ei doch! und wie er selbst noch als Studiosus
Den Magen sich mit Süßigkeit beladen!

Platter: Als Arzt bin ich nun weis' und mäßig worden.
Kann Mäßigkeit man seinen Kranken raten,
Wenn man nicht selber ihnen darin vorgeht?

Bürgermeister:
So denkt nicht jeder Doktor leider, Platter!

Magdalena: Auch er mag lieber Gutes noch als Schlechtes.

Bürgermeister:
Und kann sich solches, traun, auch hier erlauben!
Umgibt nicht Wohlstand Euch und traut Behagen?
Heißt Euer Haus hier an der Neuen Vorstadt
Des „Doktor Felix' Hof“ nicht unterm Volke?



Magdalena: An diesem Hofe bist dein eig'ner Herr du!

Platter: Und du die Herrin, wie es dir behaget!

Bürgermeister:
Selbst Fremde rühmen als das „schönste Haus“ es,
Mit seinem Garten bis zum Petersplatz hin.

Magdalena: Drin selt'ne Pflanzen, die du selbst gezogen.

Platter: Wenn eines mäß'gen Wohlstands wir uns freuen,
Und mag mir aus den Zeiten harten Darbens
Die Lust nach Reichtum wohl noch übrig bleiben.

Bürgermeister:
Was selbst errungen, Platter, ist von Wert nur.

Platter: Als unsern Hausstand wir gegründet haben,
Besaßen wir, im Hause meines Vaters,
Nur eine einz'ge Kammer für uns beide.

Magdalena:
Drin etzlich wenig Stücklein schlechten Hausrat.

Platter: Dazu ich ein Gestell gedrechselt habe.

Magdalena: Dasselbe, das hier steht!

Platter: Und meine Kranken
Verhört im Saal ich, drin's im Winter kalt war.
Statt daß man sie, wie billig, warten lässet
In einem Raum, der schön dem Auge dünket.

Bürgermeister:
Der Wartraum macht den Doktor nicht, mein Platter.

Platter: Es galt mit Mühe das Vertrau'n gewinnen
Der Leute, die sich stetsfort lieber hielten
Zu Künsten, die das Weib im Gerbergäßlein,
Der alte Jud in Alschwyl üben taten.

Bürgermeister:
Es hängt das Volk mit Macht an dem Geheimen.



Platter:
Meint Ihr nicht auch die Großen, guter von Brunn?
Ich könnt' Euch davon manch ein Stücklein sagen,
Drob Ihr Euch sicher baß verwundern würdet!
Oft werd' ich in der letzten Zeit gerufen
Vom Adel unsrer Landschaft.

Bürgermeister: Ja, ich sah Euch
Erst kürzlich noch zum Äschentor ausreiten
Und vorne auf dem Rößlein die Frau Doktor!

Magdalena: Ja, das sind meines Lebens schönste Stunden,
— Und solches soll fortan mir nimmer werden? —
Wenn so wir durch das Land zusammen reiten
Nach Olsberg zur Äbtissin, und gen Muri,
Zum Herrn auf Landskron und gen Brugg rheinaufwärts,
Wo unser Rhein sich durch die Berge windet.
Mein Felix! gibt es Schön'res denn als Basel?

(Man hört draußen Musik; alle drei gehen ans Fenster und sehen hinaus.)

Bürgermeister (unwillig):
Ei, das ist gegen unsres Rats Gesetze,
Zu später Stunde noch zu musizieren.

Magdalena: Es sind Studenten, eine große Menge,
(zu Platter): Und dir gilt wohl der Aufzug, laß dich sehen!

Die Studenten (von draußen laut):
Hoch Doktor Platter, Doktor Platter hoch!

Bauhin (mit zwei anderen Studenten eintretend):
Herr Bürgermeister, wollt diesmal verzeihen,
Daß die Gesetze gröblich wir verletzen,
Um unsern Rektor durch Musik zu ehren.

Platter: Ei, Caspar Bauhin, mein begabter Schüler!

Bauhin: Das Beste ja verdank ich meinem Lehrer,
Dem ich auch fürderhin mich anvertraue.



Bürgermeister: Das hoffe ich, das wollet mit mir hoffen
Und zum Verweilen unter uns ihn bitten.

Studenten: Verweilen??

Bürgermeister: Ja; sie wollen unsern Platter
Am Württemberg'schen Herzogshofe haben!

Studenten (Platter bestürmend):
Herr Doktor, redet, wollt Ihr uns verlassen?
Das darf nicht sein, nein, das kann nicht geschehen!

Franzose: Ich bin gekommen ja daher von Frankreich,
Weil selbst Doktores dort so sehr es rühmen,
Daß Doktor Platter mehr weiß, als sie alle;
Sonst kämen wir nicht nach langweilig Basel.

Magdalena (hat den Studenten inzwischen Wein eingeschenkt):
Dich konsultieren jetzt sogar Doktoren!
Dich, der sich anfangs mußt, gefallen lassen
Daß jeder Scherer dich belehren wollte,
Und du dich nicht dagegen wehren durftest,
Weil es dem jungen Arzt geziemt, zu schweigen!

Ungar: Von Ungarn bin ich so weit hergekommen.
Man hat gesagt, daß man aus allen Ländern
In Menge herströmt, diesen Mann zu hören.
Und geht er fort, so geh' ich wieder heim.

Bürgermeister:
Euch, der am Anfang nur zwei Schüler hatte,
Und diese täglich noch traktieren mußte,
Daß sie Euch das Kollegium nicht versäumten!

Bauhin: Von keinem andern nehm' den Doktorhut ich!
Es gilt als höchste Ehr', ihn hier zu holen,
An dieser Hochschul'! Doch verläßt ihr Stern sie,



Versinkt in Nacht sie und Vergessenheit.
Ja, die Hochschule hält Euch dauernd fest!

Bürgermeister: Es hält Euch auch der Staat.

Magdalena: Und auch das Haus.
Hast du nicht selber an die Wand geschrieben:
„Hoflebens wird man auch bald satt“?
O Felix, sicher würdest du's bereuen!

Platter (der sichtlich mit dem Entschluß gekämpft, erst zögernd, dann bestimmt): Fest sind die Bande, allzufest zum Brechen!
Es sei! es hängt das Herz an meinem Basel!

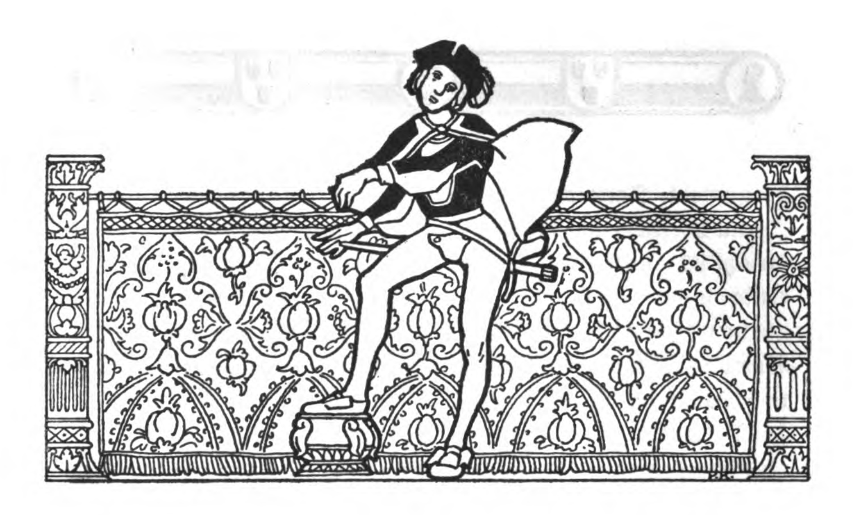
Bürgermeister (bewegt):
Das es Euch lohnen wird in ferne Zeiten!

Bauhin (begeistert):
An Euren Schülern sollt Ihr Freud' erleben!
Sie werden Euern Ruhm ins Weite tragen!

Magdalena: Du sollst im Hause nicht den Hof entbehren!

Bürgermeister:
Hebt eure Gläser! bringt ein dankbar Hoch aus:
Solange unsres Basels Mauern stehen,
Und drinnen die Doktoren sich vereinen,
Wird man den Namen nennen: Felix Platter.





Das künstlerische Leben in Basel.

Vom 1. November 1907 bis zum 31. Oktober 1908.

Von
Albert Geßler, Ernst Th. Markees u. Adolf Visscher van Gaasbeek.

A. Theater.

Im September 1909 wird man in Basel wieder Theater spielen; der Bau am Steinenberg steht nahezu fertig und die Kunstfreunde warten mit Freuden auf den Tag der Neueröffnung.

Zwar hat das staatlich subventionierte Interimstheater unter der Direktion des Herrn Edmund-Bömly sich mit Eifer in die empfindliche Lücke gestellt und hat manches Gute geboten; aber ganz hat es sie selbstverständlich nicht auszufüllen vermocht.

B. Literarische Abende.

Für den Winter 1907/08 hatte die Allgemeine Lesegesellschaft in verdankenswerter Weise wieder literarische Abende



arrangiert. Im ersten las Max Halbe eine prächtige Novelle „Frau Meseck“, im zweiten sprach Otto Ernst, indem er ein Bruchstück aus seinem Roman „Semper der Jüngling“, ferner einige humoristische oder gemütvolle Kleinigkeiten aus seinen übrigen Schriften bot. — Der dritte Vortragende war Henri Bordeaux mit einer Abhandlung über „La femme honnête dans le roman français contemporain.“

C. Konzerte.

Für das öffentliche musikalische Leben in unserer Stadt waren wieder, wie immer, eine Menge von Gesellschaften besorgt, und unser Bericht würde sehr lang werden, wenn wir jede einzelne Erscheinung registrieren wollten. So können wir jeweilen nur eine Auswahl treffen und das Bedeutendste herausgreifen. Wir beginnen, wie alljährlich, mit den 10 Symphoniekonzerten der Allgemeinen Musikgesellschaft. Sie ließen neben den bekannten klassischen Meistern auch moderne Komponisten zu Wort kommen. Dagegen ist durchaus nichts einzuwenden; zu bedauern ist dabei nur die Tatsache, daß bei der verhältnismäßig geringen Anzahl unserer Symphoniekonzerte die großen Klassiker der Symphonie, unter ihnen besonders Haydn und Mozart, immer weniger Berücksichtigung finden. Die junge musikalische Generation sollte, wie dies früher der Fall war, in den Konzerten vor allem an diesen Meistern — natürlich auch an Beethoven — zum Verständnis der großen Formen in der Orchestermusik erzogen werden. Nur auf diesem festen Fundament basierend, ist überhaupt ein Verstehen auch der modernen Kunst denkbar. Und abgesehen hiervon, wieviel Herrliches, das man absolut kennen sollte, wird dadurch der jungen Generation entzogen, nicht bekannt und bewußt! Und



wieviele von den aufgeführten neuen Sachen haben überhaupt bleibenden Wert, so daß sich die Mühe der Aufführung auch wirklich lohnt? Hier liegt ein Problem vor, dem eine glückliche Lösung sehr zu gönnen wäre. Wir möchten namentlich wünschen, daß in den Programmen der Volkskonzerte die genannten Meister in erster Linie berücksichtigt würden, daß in diesen noch mehr als bis jetzt Musik gemacht würde, die dem Verständnis des diese Konzerte besuchenden Publikums nahe steht, näher als Werke modernster Herkunft, bei denen von „Erfassen" seitens nicht für die Kunst erzogener Hörer überhaupt keine Rede sein kann. — Von Künstlern, die sich als Solisten in den Symphoniekonzerten besonders auszeichneten, nennen wir gerne Pablo Casals, Ernst von Dohnanyi, Elsie Playfair, Felix Senius und Henri Marteau. In den Volkskonzerten werden, wo es möglich ist, einheimische solistische Kräfte zugezogen. Außer diesen Konzerten gab es, wie in den letzten Jahren regelmäßig, vier populäre Symphoniekonzerte. Auch die Kammermusikabende brachten, wie gewohnt, viel Schönes und Interessantes. In einem Extrakonzert (24. Januar 1908) produzierte sich das Petri-Quartett aus Dresden mit glänzendem Erfolg.

Der Gesangverein — um zum vokalen Element überzugehen — hatte in der vergangenen Saison viel Arbeit. Das erste ordentliche Saisonkonzert (10. November) brachte uns Haydns Schöpfung (Solisten: Mary Münchhoff, George Walter, Hendrik van Oort); im zweiten, am 23. Februar 1908 abgehaltenen Konzert im Münster wurde mit bedeutendem Erfolg die Messe in D-Moll von Friedrich Klose aufgeführt. Hier waren die Solisten Johanna Dick, Frieda Hegar, Robert Kaufmann und Paul Böpple, während Adolf Hamm



die Orgel meisterte. Zwischen diesen beiden Aufführungen fand ein Extrakonzert statt, das eine Reihe kleinerer A cappella Gesänge verschiedener Meister und Komponisten enthielt, Chorwerke von Sebastian Bach, Grieg, Hausegger und Soli von Bach, Beethoven, Sinding und Courvoisier. Einen sehr großen Umfang nahm die vom 13. bis 15. Juni veranstaltete Bach-Feier des Gesangvereins an. Als Hauptwerk wurde im Münster die „Johannespassion" geboten (mit Messchaert, Else Rosenmund, Ludwig Heß, Anna Hindermann und Hendrik van Oort als Solisten). In einer Kammermusikmatinee und in einem Kantatenkonzert wurden dann eine Anzahl kleinerer Werke des großen Meisters, instrumentaler wie vokaler Natur, zur Aufführung gebracht. Als Solist erregte dabei besonders Pablo Casals allgemeine Bewunderung. Des weiteren beteiligte sich der Gesangverein auch an dem am 22. März 1908 abgehaltenen Extrakonzert der Allgemeinen Musikgesellschaft, indem er die Chöre in Schumanns „Manfred" übernahm. Die Deklamation in diesem Werke fiel Ernst von Possart zu.

Unter den Männerchorkonzerten heben wir folgende hervor: die beiden Konzerte der Liedertafel am 9. Februar 1908 und am 17. Mai, sowie des Basler Männerchors am 24. Nov. 1907 und am 10. Mai 1908. Die „Liedertafel brachte in ihrem Winterkonzert als Novität eine Komposition von Fr. Hegar, „Das Herz von Douglas", im Frühjahrskonzert eine neue kompositorische Arbeit von Hermann Suter, „Die Vigilien". Die Solisten in diesen beiden Konzerten waren die Herren Richard Fischer aus Frankfurt a. M., Oskar Hartmann (Basel) und Frau Adrienne Nahm-Fiaux aus Freiburg i. B.



Der Basler Männerchor trat, wie schon angedeutet, ebenfalls zweimal auf. Zuerst am 24. November 1907. Unter den vorgetragenen Chorstücken befand sich Hegars „Rudolf von Werdenberg“. Die instrumentalen Soli besorgte das Bläsertrio der Herren Buddenhagen, Gold und Wetzel. Das zweite Konzert (10. Mai) brachte das ganze Programm, das der Verein bei seiner Wiener Sängerfahrt in der Kaiserstadt zu Gehör brachte. Solistisch waren dabei tätig Fräulein Anna Hegner (Violine) und Herr J. Schlageter (Klavier).

Zu den Ereignissen, die mit unserem musikalischen Leben in Zusammenhang stehen, gehört auch der im Sommer vollzogene Umbau und die Restauration unserer Münsterorgel. Für die Aufführung großer geistlicher Vokalwerke bedeutet dies einen bedeutenden Gewinn, über den man sich freuen darf. Hiemit sei die kleine Übersicht geschlossen.

D. Bildende Kunst.

Die erste Ausstellung der Berichtsperiode vereinigte lauter Werke der Basler Künstlergesellschaft, vieles wirklich Gute, zu dem sich Basel Glück wünschen darf: Es gaben: Jakob Billeter kolorierte Zeichnungen und Radierungen, Ernst Breitenstein Landschaften und ein Genrebild, Emanuel Bürgy eine Federzeichnung „Laufenburg“, Max Bury einen „Brienzersee“, Alfred Chatelain Meerstudien, Wilh. de Goumois Meerbilder, Hans Frei Medaillons, Plaketten und kunstgewerbliche Metallarbeiten, Gottfried Herzig Landschaften, Christian Knaus einen Holzschnitt (nach Nik. Manuel), Franz Krauß Juralandschaften und ein Damenporträt, Otto



Mähly Alpenlandschaften, Burkhard Mangold eine Temperalandschaft „Rheinfall“, Carl Theodor Meyer Landschaften (z. T. Steinzeichnungen); Fritz Mock war mit Landschaften und Genrefiguren, z. T. in Aquarell, Amélie Mons-ImHof mit leicht kolorierten Kinderszenen, Christian Öhler mit einem „Herbstabend“, Odger Roust mit Nordlandszenerien, Emil Schill mit Landschaften, Adolf Siegrist, Hans Süffert, E. A. Völlmy, Albert Wagen, Jakob Wagner und J. B. Weißbrod ebenfalls mit Landschaften vertreten. — Zu gleicher Zeit waren im untern Saale Bilder von Prof. Wilhelm Trübner: Landschaften, Porträts und Genrestücke, sowie eine Landschaft von Prof. Ludw. Dettmann zu sehen.

Gleich auf diese Veranstaltung folgte die Weihnachtsausstellung baslerischer Künstler. Von den oben Genannten figurierten darin Gottfried Herzig mit Landschaften, Burkhard Mangold mit einem „Rheinfall“, Alfred Chatelain mit Meerstücken, Adolf Siegrist mit Landschaften, ebenso Emil Schill, Otto Mähly, J. B. Weißbrod, O. Roust, Fritz Mock, Franz Krauß und Ernst Breitenstein, die beiden letztgenannten auch mit Figürlichem, ferner Emanuel Bürgy mit Federzeichnungen und Hans Frei mit Plastischem. Dazu kamen Flußlandschaften von Fredy Hopf, Dachauer Motive von Annie Lierow, Küstenlandschaften von Wilhelm Barth, ferner Landschaften von Ernst Seifert, Rudolf Dürrwang, Maria La Roche, Gertrud Dietschy, Arnold Fiechter, Adolf Kron, Julius Moos, Fritz Voirol, Charlotte Weiß, Emil Alder, Wilhelm Balmer (Liestal), der auch Kunstgewerbliches ausgestellt hatte, ferner von August Bauer, Alice Bauder, Elisabeth Brenner, Luise David, Louis Dischler, Hermann Egger, Wal-



ther Enholtz, Frau Haßler=Ernst, Jean Kern, Marguerite Junod, Emil Himmelsbach, Prof. Julius Piccard, Lorenz Rüdisühli, Louis Saugy, Maria Sandreuter, Ernst Schieß, Rosalie Schlup, A. Fäsch und Emil Gysin. Porträts stammten von Albert Kohler, Paul Kammüller, Fritz Burger, Hedwig Scheuermann, Luise Spreng, Valerie Wieland, Frau Abys=Lotz. Genrebilder hatten ausgestellt Alfred Peter, Georg Niederhauser, Theodor Barth, Werner Koch; Tiere gab Arthur Riedel, Blumen Louise Berlinger, Charles Bulffer, Minna Siebenmann und Hedy Thoma, Plastisches boten Frau Sophie Burger, C. Gutknecht, Elise Reinle, Kunstgewerbliches Martha Wackernagel und Marey Schider. Neben den Baslern hatte ein in Paris arbeitender Schweizer, Carlos Schwabe, ein großes symbolisches Bild „Die Welle" ausgestellt.

Im Februar waren in der Kunsthalle Werke von deutschen und von schweizerischen Künstlern zu sehen: Landschaften und Blumen von Karl Montag (Paris), Romantische Genrebilder von Hermann Frobenius in Pasing, Landschaften von Albert Schäfer in Karlsruhe, von Hermann Daur in Ötlingen und von Rudolf Sieck in München, Plastik von Aug. Kraus in Charlottenburg und B. H. Mayer in Pforzheim. Die Schweizer gaben Landschaften, Tierstücke und Genre, nämlich Neumann=St. George in Zürich, Paula Häberlin in Kreuzlingen, Henri Girardet in Brienz, Joseph Clemens Kaufmann in Luzern, Ernst Geiger in Bern. Plastisches, d. h. kleine Bronzekarikaturen, hatte Hans Baldin in Zürich gesandt.



Dann kam eine außerordentlich interessante Ausstellung. Sie brachte, aus dem Besitze der Galerie Heinemann in München, Werke alt-englischer Künstler und zwar fast lauter ganz gute Sachen von Walker, Lely, Reynolds, Gainsborough, Wilson, Romney, Lawrence, Hoppner, Beechey, Opie, Newton, Raeburn, Morland, Bristow, Stark, Vincent, Singleton, Crome, Cotman, Barret, Turner, Webb, Constable, Bonington. — Gleichzeitig waren, vom selben Kunsthändler, moderne Bilder, meist Münchner Kunst, ausgestellt: von Stäbli, Courbet, Wenglein, Thoma, Thomas, Kaiser, Canal, Fink, Kubierschky, Strützel, Grützner, Max, Firle, Defregger, v. Blaas, H. Kaulbach, Menzler, Kauffmann, Kronberger, Löwith, Seiler, Scheuerer, Schleich, Schmitz, Wopfner, Willmanns, Adam, Mali, v. Kowalski, v. Bartels, Hengeler, F. A. Kaulbach, Lenbach, Geffcken, Buchner, Baisch, v. Brandt, Zügel, Boulard, Stuck und Buchser. — Neben diesen zwei Ausstellungen ging eine dritte her: ein Basler, Walther Enholtz, hatte 12 landschaftliche Aquarelle zu zeigen.

Diese dreifache Ausstellung wurde abgelöst durch die zweite „Sonder-Ausstellung baslerischer Künstler", d. h. jener Gruppe jüngerer und jüngster Talente, die sich im letzten Jahre zum erstenmal hervorgewagt und, zum Ensetzen des Publikums, eine Kunst gezeigt hatten, welche, großenteils vom neuesten Pariser Neo-Impressionismus ausgehend, noch vielfach nur Experiment und Studie gewesen war. Diesmal stellten sie bedeutend weniger Problematisches und Versuchsmäßiges aus; es ließ sich ruhige und stete Entwicklung konstatieren. Die Aussteller waren: Hermann Meyer mit Kartons zu Kirchenfenstern, Esther Mengold mit Porträts, Paul Burckhardt mit Landschaften, J. J. Lüscher mit Genrebildern, Karl Dick mit Bildnissen, Paul Barth mit Porträts und Landschaften, Numa Donzé mit Landschaften und Genrebildern,



Hans Schwabe mit Landschaften, Karl Hänny (Bern(mit Plastischem.

Im untern Saale war zu gleicher Zeit von der Firma Georges Petit in Paris eine erlesene Sammlung französischer farbiger Radierungen ausgestellt; dazu sah man Skulpturen des in Paris arbeitenden Solothurner Bildhauers Hermann Peter.

Es folgte eine Ausstellung von holländischen und belgischen Bildern; daneben hatten J. Palmié und Franz Hoch in München Landschaften, Hans Lendorff (Basel) Studien aus Italien, Albert Gos in Clarens ebenfalls Landschaftsstudien ausgestellt. Sehr interessant waren Genrebilder und Radierungen von Heinrich Vogeler in Worpswede; Porträts boten Wilhelm Füßli (Zürich) und Creszenz Bächer, Temperalandschaften Fritz Voirol (Basel), ein Genrebild Henry Kläui, landschaftliche Aquarelle Hanna Socin (Basel) und James Vollschweiler (Zürich), eine Öllandschaft G. Niederhauser (Basel).

Noch im Juni gab es eine Ausstellung von Zeichnungen zu der bekannten Zeitschrift „Simplizissimus“. Die besten Blätter von E. Thöny, Th. Th. Heine, Wilh. v. Schulz, F. v. Reznicek, Ernst Heilemann, Olaf Gulbransson, Rudolf Wilke und Bruno Paul in den Originalien zu sehen, war gewiß für manche ein Genuß.

Dann kam das künstlerische Hauptereignis des Jahres, die Neunte Nationale Kunstausstellung der Schweiz. Sie war in den Räumen der Kunsthalle, des Kasinos und im Musiksaal untergebracht und umfaßte 1055 Ausstellungsobjekte. Sie wurde sehr verschieden beurteilt; namentlich erregten die Hervorbringungen der neueren schweizerischen Schule, deren Haupt Ferdinand Hodler ist,



vielen Widerspruch. Außer der ernsthaften Kritik, die zu verstehen und klarzumachen suchte, meldeten sich noch andere Leute öffentlich zum Worte, sodaß die Ausstellung, die vom 6. August bis zum 20. September dauerte, die Geister in beständiger Bewegung hielt. — Auf einzelnes kann hier nicht eingetreten werden; es sei nur erwähnt, daß ein Hauptbild, die allseitig anerkannten „Drei Eremiten“ von Albert Welti, unserer öffentlichen Kunstsammlung gehört. Mit dieser Ausstellung schloß eines der reichsten Ausstellungsjahre im Basler Kunstleben.

Eine größere dekorative Arbeit ist die Ausmalung der Sitzungszimmers der „Zinstragenden Ersparniskasse“ durch Paul Burckhardt mit Landschaften und Figuren.

E. Architektur.

Im Innern unserer Stadt vollzieht sich beharrlich der Wechsel vom Alten zum Neuen; so haben sich auch dieses Jahr wieder die Straßenbilder an mehreren Stellen geändert. Der Marktplatz hat mit der Vollendung der mit den Hauptfassaden ihm zugewandten Häuser „zum roten Turm“ und „zur Laute“ seiner endgültigen Gestaltung einen großen Schritt näher getan. Beide Bauten zeigen einen verwandten Stil und bilden einen einheitlichen Abschluß des Platzes. Ihre beidseitige Selbständigkeit spricht sich beinahe nur in der Form der Giebel und Dächer aus. Die zentrale Lage und der dieser entsprechende hohe Wert des Bodens verlangte die möglichste Ausnutzung durch Anlage vieler Stockwerke, sodaß ein Bau von bedeutender Höhenwirkung entstand; da die beiden in den Marktplatz einmündenden Straßen stark verbreitert wurden, so lag die Gefahr nahe, daß die übrigbleibende Fassade einen schmalen, turmartigen Eindruck machte. Dem wurde durch An=



ordnung mächtiger Seitenerker begegnet, welche die Breitenwirkung wesentlich vermehren und durch ihre schon an der Unterkante des obersten Stockwerks beginnende Bedachung die senkrechten Eckkanten der Front in einer Höhe zum Abschluß bringen, die in einem guten Verhältnis zur ganzen Baumasse sowohl als zu den seitlich gegenüberliegenden Häuserfassaden steht.

Der Eindruck eines kräftigen Abschlusses für den Marktplatz wurde auch durch einfache Detailbehandlung der Fassaden gefördert.

Die Architekten La Roche, Stähelin & Co. zeigen in der Durchführung ihres Werkes einen neueartigen Stil, auch Anklänge an's 18. Jahrhundert.

In innerer Verbindung mit dem einen dieser Eckhäuser stehend, hat das Haus Gerbergasse Nr. 5 eine im gleichen Stil gehaltene Fassade, wie jenes.

Gleichzeitig mit diesen Neubauten wurden auf der Liegenschaft Freiestraße Nr. 2 A von Architekt Neukomm ein Geschäftshaus errichtet und die Fassade des Hauses Nr. 4 durch eine neue ersetzt. Während hier bei der stilistischen Ausbildung auf bekanntere Motive zurückgegriffen worden ist, hat der Architekt der Fassade vom Hause Freiestraße Nr. 3 zu einer Verkleidung der die großen Montren flankierenden Pilaster mit weißen Marmorplatten und zum weiteren Schmuck auf Kupfer, farbiges Glas in Tafeln und in mosaikartiger Verwendung gegriffen, um eine plakatartige Wirkung zu erreichen.

In der Umgebung des Marktplatzes, in der Eisengasse, erregt unsere Aufmerksamkeit das im Äußern ziemlich vollendete Haus „Zum Tanz" von Architekt A. Romang. Die Durchbildung der Fassaden und ihre Bekrönung mit dem mäch-



tigen Ziegeldach und kupfernen Firstaufsatz kommt bei der günstigen Lage des Gebäudes zu einer vorteilhaften Wirkung. Eine Reminiszenz an vergangene Zeiten sollen die drei kräftigen Reliefs auf den Balkonbrüstungen der Mittelpartie im dritten Stockwerk geben. Zu beachten ist ferner die Ecklösung, welche den Übergang von der Hauptfassade zur Seitenfassade an der nunmehr auch verbreiterten Tanzgasse bildet. In dieser bemerken wir, anstoßend an das eben erwähnte Haus „Zum Tanz", das Eckhaus gegen die Marktgasse. Mit seinem Giebelaufbau, mit Erker, Balkon und dem gotisierenden Detail bereitet dieses Werk uns auf die Nähe des Fischmarktbrunnens vor, jenes Meisterwerks gothischer Bildhauerkunst, das zurzeit zwecks Wiedergeburt von seinem alten Standort entfernt ist.

Das Dreifassadenhaus Gerbergasse = Pfluggasse = Falknerstraße ist ein Beispiel dafür, wie wirkungsvoll in einer zum Teil engen Umgebung eine verhältnismäßig so hoch sich auftürmende Architektur mit Risaliten, Erkern, Konsolen und eigenartigen Dachformen sein kann, wozu die Farbengebung, das Gelb der Steine und Weiß des Putzes, das Blaugrau des Schieferdaches und das Grün des Holzwerkes wesentlich beitragen. (Architekten Flügel & Widmer.)

In der Falknerstraße, schräg gegenüber dem eben besprochenen Bau, gewahren wir die dreistöckige Fassade eines bis zur Weißengasse durchreichenden Hauses, dessen beide Fronten je dem Charakter der vorbeiziehenden Straße entsprechend gestaltet sind. In der Falknerstraße etwas großstädtisch, modern, von schlanken Verhältnissen und lichteren Farbtönen, in der Weißengasse, den kleineren Dimensionen und Verhältnissen sich anpassend, das Breite mehr betont und die Färbung naiver. Bemerkenswert ist auch die Freiheit, die sich der Erbauer in der Achseneinteilung bei



beiden Fassaden genommen hat; sie wechselt mit den Etagen. (Architekt W. Bernoulli.)

Das in barockem Charakter gehaltene, von Architekt Rob. Leitner entworfene Eckhaus Gerbergasse-Lohnhofgäßlein, an Wiener Vorbilder erinnernd, ist fertiggestellt.

Von der Steinenvorstadt aus gewahren wir den hochgelegenen Bau des Frauenblindenheims, das nach dem bis jetzt zu Beurteilenden eine erfreuliche Wirkung im Stadtbild geben wird.

Der Wiederaufbau des Stadttheaters ist nun soweit gediehen, daß die durch das Brandunglück entstandene Lücke in der Häuserreihe des Steinenbergs wieder ausgefüllt ist. Der Architekt Fr. Stehlin hat sich in der Gestaltung des Äußern getreu an die Schöpfung des Erbauers J. J. Stehlin angelehnt. Eine Änderung gegen früher besteht nur in der Verbreiterung des Gebäudes, wobei die Ausbildung der Hauptfassade gegen die Theaterstraße um eine Achse bereichert wurde. Das Nebengebäude des Theaters ist fertig und schon der Benutzung übergeben.

Den Steinenberg beherrscht, ein Werk dieses Jahres, der imposante Neubau des schweizerischen Bankvereins, Ecke St. Albangraben und Äschenvorstadt, ein Haus von monumentalem Zug. Im Äußern beinahe vollendet, steht diese Schöpfung in der Reihe der im verflossenen Jahrzehnt hier entstandenen Bankgebäude als ein gewichtiger neuer Zeuge von der Bedeutung des geschäftlichen Lebens unserer Stadt. In der künstlerischen Ausbildung des Werkes haben die Architekten Suter & Burckhardt sich an einen Stil angelehnt, der geeignet ist, diese Bedeutung bildlich wiederzugeben.

Im Kern der alten Stadt ist der Umbau des Domhofs zu erwähnen, als diesjährige Fortsetzuug der Umgestaltung der staatlichen Verwaltungsgebäude auf dem Münster-



plateau. Das ursprüngliche Projekt für diesen Umbau mußte infolge veränderter Ansprüche der maßgebenden Behörden umgearbeitet werden, was eine Verzögerung der Bauarbeiten zur Folge hatte und deren Beendigung auf diesen Herbst unmöglich machte. Die Fassaden sind zwar in der Hauptsache fertiggestellt, sie zeigen die Formen des alten Domhofgebäudes. Am südlichen Treppenturm ist der aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stammende Zinnenaufbau entfernt und an dessen Stelle ein pyramidenartiger Turmhelm gesetzt worden, wie er gemäß alten Abbildungen früher bestanden hat. Der nördliche Treppenturm wurde ganz abgetragen, weil sich die neue bequeme Treppe zum Zivilstandsamt darin nicht unterbringen ließ. Der Umbau des Vorderhauses, das in seiner äußeren Erscheinung keine Änderung erfahren wird, kann erst im nächsten Jahr in Angriff genommen werden. (Architekt Th. Hünerwadel, Hochbauinspektor II.)

Wir wenden uns gegen den St. Alban-Stadtteil durch die Rittergasse und Dufourstraße. Am Dufourplatz ist seit mehrjähriger Ruhe endlich die Bautätigkeit eingezogen. Nach den Plänen der Architekten Prince & Béguin in Lausanne ist dort auf der Ecke gegen die Brunngasse ein Wohnhaus entstanden, dessen Äußeres, im Rohbau fertig, ein Bestreben nach einer ungezwungen malerischen Lösung bekundet, wobei eine gewisse Unregelmäßigkeit in der Form des Grundstücks vielleicht mit Veranlassung war.

In der Malzgasse, die wir nunmehr durch die in Ausführung begriffene neue Straße über das Lautengartenareal erreichen können, sind zwei kleinere eingebaute Wohnhäuser, von den Architekten Preiswerk & Co., zu vermerken.

Zu einem, wenn auch nicht umfangreichen Werke hat die vielbesprochene Umwandlung des Äschenplatzes in einen großen



Trambahnhof Anlaß gegeben. Nach den Plänen der Architekten G. und J. Kelterborn wird dort eine Wartehalle errichtet.

Im äußern St. Albanquartier ist in diesem Jahre nicht viel entstanden. Die von Architekt R. Linder in der Gartenstraße erbaute Dreihäusergruppe ist fertiggestellt. Der Gesamteindruck dieses vom Garten umschlossenen, gegen die Straße durch eine Pergola verzierten Gebäudes fesselt durch außergewöhnlich ansprechende Gesamtwirkung.

In der Grellingerstraße hat die auf der östlichen Seite zwischen Hardtstraße und Engelgasse im vorigen Jahre gebaute Häuserreihe mit einem im Rohbau kürzlich vollendeten Eckhaus von Architekt Hipp ihren Abschluß erhalten.

Im Gundeldingerquartier ist die Errichtung einer größeren Anzahl Neubauten zu verzeichnen. Beim Überschreiten der Münchensteinerbrücke gewahren wir auf der rechten Seite der Tiersteinerallee das imposante Verwaltungsgebäude des Verbands schweizerischer Konsumvereine, das von den Architekten Gebr. Stamm ausgeführt worden ist. Die Fassade weist eine großzügige Teilung auf; sie lehnt sich in Einzelheiten etwas an Vorbilder der Renaissance an, hat aber doch ein neuzeitliches, unabhängiges Gepräge. Giebelaufsätze und Erker beleben den Eindruck.

Etagenwohnhäuser entstehen in diesem Quartier alljährlich in nennenswerter Zahl. In der Delsbergerallee, Neuensteinerstraße, Dornacherstraße finden wir fertiggestellte und im Rohbau befindliche Häuser, von denen mehrere interessante architektonische Bestrebungen aufweisen. Ein größeres Einfamilienhaus, nach Plänen von Architekt Hans Stamm, ist in der Dornacherstraße im Rohbau begriffen.

Auf dem Dreispitzareal ist das einfache Verwaltungsgebäude für die Materiallagerplätze zu erwähnen, das mit seiner malerischen Dachgruppierung, den weißgeputzten Flächen



und grünen Läden gut in die Landschaft paßt; ein einfacher Materialschuppen schließt das Ganze gegen Südwesten ab. Es ist mit einer gefälligen, verputzten, mit hölzernen Staketen versehenen Einfriedigung umzäumt. Ein Waghäuschen, im Charakter der übrigen Anlage gehalten, unterbricht die lange Linie in wohltuender Weise. (Architekt C. Leisinger, Hochbauinspektor I.)

Auf dem innern Teil seiner Liegenschaft an der Sempacherstraße läßt der Allgemeine Konsumverein durch Architekt R. Pfrunder ein stattliches Magazingebäude für sein Milchgeschäft bauen.

Die von Architekt Dettwiler an der Gundeldingerstraße gegründete Villenkolonie Sternenbergerstraße ist um ein neues Beispiel seiner malerischen Werke erweitert, das sich, bei neuen Formen, den bisher dort entstandenen Häusern harmonisch anschließt.

Am Batterieweg hat die Bautätigkeit nun auch begonnen: 2 Gruppen von je 3 Einfamilienwohnhäusern; die eine ist im Rohbau nahezu vollendet, sodaß sie von einer ausgesprochen modernen Wirkung schon einen Begriff gibt, während die andere noch an der Ausführung der Umfassungsmauern ist. (Architekt E. Heman.)

Beim Verlassen des Gundeldingerquartiers über die St. Margarethenstraße fällt uns, am Viadukt über den Birsig, das neue Wirtshaus der Brauerei zum Kardinal ins Auge, von den Architekten Suter & Burckhardt in einem an bernländische Motive anklingenden Stil erbaut.

Jenseits des Birsigtales erblicken wir, auf der Ecke von Steinenring und Bachlettenstraße, den Rohbau eines stattlichen Hauses, das, mit einem kleineren Einfamilienhaus, die ansehnliche Reihe der bis zur Oberwilerstraße reichenden Wohnhäuser beschließen wird. Während es sich in den Stockwerken



gleichfalls als für Wohnzwecke bestimmt, charakterisiert, zeigen die großen montreartigen Öffnungen im Erdgeschoß die Absicht an, dort ein komfortables Restaurant oder dergleichen zu eröffnen. (Architekten Gebr. Stamm.)

In dem vom Steinenring stadtwärts gelegenen Bezirk erwähnen wir 2 Wohnhäuser in der Holbeinstraße von Gebr. Stamm und die von Architekt Mark erbaute Stallung für die Firma Danzas.

Ferner von Architekt Emil Fäsch Ecke Au- und Rütlistraße und Spalentorweg 2 Wohnhäuser. In dem seit Jahrzehnten unveränderten Bilde des Spalentorwegs ist mit dem Neubau Nr. 18 neuzeitliche Architektur in Erscheinung getreten. Der in heimischer Gesamtform gehaltene Bau ist durch seine aus dem Raumbedürfnis entwickelten Erker und durch einfache dekorative Putztechnik zu malerischer, freundlicher Wirkung gebracht. Das ehemalige Eckhaus Austraße 93 ist nach der Rütlistraße wesentlich erweitert worden mit Verlegung des Haupteinganges dorthin. Der Anbau schließt sich in der Gesamtwirkung dem ursprünglich Bestehenden möglichst harmonisch an, zeigt jedoch eine zweite Bauperiode mit selbständiger, den modernen Anforderungen entsprechender Durchbildung. Die malerische Gruppierung seiner Bauteile ist der Ausdruck einer breiten räumlichen Disposition.

In der Umgebung der Pauluskirche haben wir eine neue Gruppe von drei Einfamilienhäusern von Architekt W. Bernoulli zu erwähnen: Arnold Böcklinstraße 38—42, welche modernen Stil zeigen.

Architekt Dettwiler tritt in der Neubadstraße mit zwei noch im Rohbau befindlichen Häusern auf.

In der Marschalkenstraße und der Rütimeyerstraße füllen sich rasch die Reihen der hier offenbar gut besetzten Mietwohnhäuser und Einfamilienhäuser.



Jenseits der Schützenmattfestwiese, an der Militärstraße, ist mit 3 Etagenwohnhäusern der Anfang gemacht; die Fassade eines derselben, Nr. 12, ist im modernen Sinn entworfen. Im Quartier außerhalb des Spalenrings ist, außer dem Rohbau Ecke Allschwiler- und Friedrichstraße, vor allem der Neubau des Straßburger-Schulhauses zu erwähnen, der mit Ablauf des Jahres unter Dach gebracht wurde. Der Hauptbau, an der Straßburger-Allee gelegen, wird in der Mitte von einem kräftigen Uhrturm bekrönt, welcher zugleich den Aufgang zu einer Terrasse bildet. Die beiden vorspringenden Flügel werden durch gedeckte Vorhallen und einen Mittelbau verbunden. An der Hagenthalerstraße sind, an einen Zwischenbau angegliedert, die übereinander gelegenen Turnhallen, sowie die Abwartwohnung angeordnet. Die Architektur zeigt einfache barocke Formen; da das Gebäude erst im Rohbau vollendet ist und die Vorhallen zc. noch nicht erstellt sind, wird der Gesamteindruck erst nächstes Jahr zur Besprechung kommen können. (Architekt Hochbauinspektor C. Leisinger.)

Wir nähern uns dem St. Johannquartier; uns tritt behäbig der Neubau Ecke Entenweidstraße und Mittlere Straße entgegen. Die im Erdgeschoß domizilierte Wirtschaft ladet durch die Ausbildung der Fassaden zum Eintritt ein. (Architekt G. Doppler.)

Ein bis zur Aufrichtung des Dachstuhls gediehenes Doppelhaus an der Mittlerenstraße, von der Basler Baugesellschaft errichtet, zieht unsern Blick über die Bahnlinie hinaus.

Wir folgen und gewahren, dort angelangt, daß diesen Häusern gegenüber das im vorigen Jahrbuch erwähnte Haus von Architekt Heman einen Nachbar bekommen hat, der von gleichem eigenartigem Charakter zu werden verspricht; ein gemeinschaftliches hohes rotes Dach birgt beide Häuser friedlich unter sich.



Beim Durchstreifen des äußeren St. Johannquartiers lenkt das noch im Rohbau befindliche Chemiegebäude auf dem ehemaligen Turnplatz St. Johann uns von unserm Wege ab, um die imposante Masse zu besichtigen. Es ist ein ausgesprochener Nutzbau und soll auch in seinem Äußeren diesen Charakter tragen. Über die Gestaltung der Fassaden mit ihrem flachen Dach wird nach Vollendung des Baues zu schreiben sein. (Architekt Fr. Hünerwadel, Hochbauinspektor II.)

Weiterschreitend gewahren wir unter einem einfachen großen Ziegeldach, uns mit seiner nachbarlichen Scheidemauer den Rücken kehrend, einen Neubau von beträchtlichen Dimensionen. Erst wenn wir weiter in der Vogesenstraße vorangehen und die gegen die Straße gekehrte Fassade überholen, sehen wir am Typ der gegen den Hof gewandten Seitenfassade, daß wir es mit einem Hause zur Beherbergung industrieller Tätigkeit oder dergleichen zu tun haben.

Durch die äußere St. Johannvorstadt gelangen wir ans Stadtende. Dort zeigt sich uns, in der Elsässerstraße, die fertiggebaute und bezogene Anlage der A.-G. Bell, die durch ihre Art der Gruppierung von verschiedenen Gebäuden die Aufmerksamkeit der Passanten in hohem Maße auf sich lenkt. Ein unmittelbar an der Straße stehendes und ein im etwas tiefer liegenden Hofe zurückstehendes größeres Gebäude geben durch ländlich anmutenden Charakter dem Ganzen einen besonderen Reiz. Auf dem hinteren Teil der Liegenschaft befinden sich Magazin und Betriebsgebäude. (Architekten Suter & Burckhardt.)

An der Voltastraße ist, auf hohem Ufer des Rheins, ein Gebäude von ansprechend silhouettiertem Äußern entstanden; so, wie es sich vom andern Rheinufer darbietet, ein malerisches Moment in der Nachbarschaft der mächtigen Gaszylinder. Ein mit Ziegeln gedecktes Satteldach, die barocken Giebel der beiden



Kurzseiten des Hauses, der für Ventilationszwecke durch einen Längsaufbau erhöhte First des Daches, ein runder Eckturm von mäßigerer Höhe geben dem Bau den malerischen Eindruck, den dieses Werk der Architekten E. Vischer & Sohn besonders auch vom rechten Rheinufer aus bietet.

Mittels Fähre hinüber gelangt, ergehen wir uns auf dem unteren Rheinweg, von wo aus wir einen guten Überblick über die industriellen Anlagen des linken höheren Rheinufers haben bis zu den beiden mächtigen Krahnen hin, welche die Vermittlung zwischen Schiffahrt und Eisenbahnfrachtverkehr bewirken.

Wir benützen die für Spaziergänger angenehme rechtsrheinische Uferstraße und genießen, stromaufwärts wandernd, das schöne Bild, welches das großbasler Ufer, besonders an der ältesten Stelle der Stadt, bietet. Nach dem Passieren der drei Brückenunterführungen sehen wir, daß der alte Letziturm in den fürsorglichen Händen von Bauleuten ist, die, aus Pietät maßgebender Behörden für diesen Jahrhunderte alten Zeugen längst vergangener Kriegszeiten, beschäftigt sind, ihn wieder in wetterfesten Zustand zu bringen.

Der Schaffhauserrheinweg, mit seiner hohen schrägen Ufermauer, soll nun wieder eine Verlängerung erfahren, und ein großer Teil früher an den Rhein stoßenden Gartenareals ist der Öffentlichkeit preisgegeben. Wir gelangen durch verlassene, zerzauste Gärten von der Seite her auf die gewundene Alemannengasse und auf die Anfänge der Peter Rothstraße, die einmal den kleinbasler Zugang der künftigen . . . Brücke bilden soll.

Sobald wir, die Richtung dieser Straße bis über die Grenzacherstraße und die Bahngeleise hinaus verfolgend, den Blick ins Wiesental schweifen lassen können, bemerken wir das geschäftige Treiben, das dort in der letzten Zeit herrscht. Alte heimische Gärten und Häuschen, die, zerstreut auf weiten Wiesen und Äckern, den Blick erfreuten, sind schon zum Teil verschwun-



den. In diesem östlichen Grenzbezirk der Stadt hat eine weit um sich greifende Bautätigkeit eingesetzt, seit Jahresfrist. Sie gilt hauptsächlich Ingenieurbauten: der Neuanlage des badischen Bahnhofs mit seinen vielen, weithin sich erstreckenden Arbeiten an Brücken, tunnelartigen Unterführungen, Futtermauern usw. Alte Landstraßen müssen verlegt werden, vertraute Feldwege müssen verschwinden. Diese massiven Beton- und Erdbauten dringen mit Dimensionen in die Landschaft, vor denen alles Heimelige zurückweicht.

Als in diesem Jahre erstelltes Architekturwerk bemerken wir in jener Gegend nur die im Äußern so gut wie vollendete Eilguthalle, einen dreigeschossigen Bau von beträchtlicher Länge. Die Fassade gegen die städtische Straße weist 29 Axen auf. Die an der entgegengesetzten Längsfassade erstellten mächtigen Betonpfeiler lassen die große Differenz zwischen dem Niveau der Straße und dem der Eisenbahngeleise erkennen; diese liegen in der Höhe des dritten Geschosses. Das Äußere des Gebäudes zeigt einfache Formen ohne ausgesprochene Stil-Reminiszenzen. (Architekt Otto Scherer.)

Wir wenden uns, angezogen durch die weithin sichtbaren Gerüste, nordwärts gegen die langen Erlen, wo die Arbeiten zur Überbrückung der Wiese im Gange sind. Hier tritt uns noch ein Hochbauwerk von ansprechender Erscheinung entgegen, auf dem Areal des badischen Güterbahnhofs, nächst der Mauerstraße, die uns zur Klybeckstraße und in enger bebaute Gegenden führen soll.

Wir passieren in einiger Entfernung die noch spärlich bebauten Areale am Wiesendamm und an der Färberstraße. Hier sind noch ländliche Eindrücke zu finden. Dagegen sind auch dieses Jahr wieder in den der Klybeck- und Kleinhüningerstraße angrenzenden Gebieten einige Neubauten von Etagenwohnhäusern entstanden. Als ein



Zeichen der Bevölkerungszunahme betrachten wir die Schaffung des Knabensekundarschulhauses an der Inselstraße. Der infolge der Streiks vom Jahre 1907 rückständige Bau konnte erst im Sommer 1908 unter Dach gebracht werden. Er steht jetzt im Äußeren fertig da, bis an die Einfriedigung, die noch nicht hat erstellt werden können. Die ganze Baugruppe umfaßt den Hauptbau, 2 Turnhallen, die Abwartwohnung und einen gedeckten Spielplatz. Der Hauptbau enthält 23 Klassenzimmer und mehrere gemeinsame Säle und Zimmer. Um den Dachraum besser auszunutzen, ist er z. T. zu Klassenzimmern ausgebaut. Die Fassaden sind durchaus schlicht gehalten, in der Hauptsache verputzt. Nur an den Portalen ist ein gewisser Reichtum entfaltet. Die Dachflächen sind mit Nasenziegeln gedeckt und ein Terassenaufbau überragt die höchste Dachfirst. Der Entwurf und die Bauleitung lag in den Händen des Architekten Hünerwadel, Hochbauinspektors II.

Als ein weiteres Zeichen der öffentlichen Fürsorge sei hier kurz erwähnt, daß in Kleinhüningen mit dem Bau eines öffentlichen Brausebades begonnen ist, von dem nächstes Jahr zu berichten sein wird.

Der Vergrößerungsbau des Marienhauses in der Horburgstraße ist nach Plänen von Architekt Doppler ausgeführt; das Gesamtbild dieser Anlage ist fesselnd.

Im Horburg- und Bläsiquartier sind von den ziemlich zahlreichen Neubauten mehrere, die sich hinsichtlich ihrer Fassadenausbildung auszeichnen; so die Häuser Horburgstraße 78 und 80, die Eckgruppe Hammerstraße 200 und Brombacherstraße 4, 6 und 8. (Architekt A. Romang.) Ferner die Häuser Horburgstraße 78 und 80, die wieder zusammen mit den Häusern Brombacherstraße 1 und 3 ein zusammengeschlossenes Ganze vorstellen. Wir finden bei diesen Bauten moderne Architekturmotive, wirkungsvoll durch die Behandlungsart der Stein-



und Putzflächen und die Anwendung von sichtbarem Holzwerk, vor allem aber auch von gut gestimmten Farbentönen.

Als Abschluß einer Reihe von Mietshäusern an der Hammerstraße ist am Wettsteinplatz mit dem diesen Herbst im Rohbau errichteten dreistöckigen Bau die letzte so lange unbebaut gebliebene Liegenschaft in Benutzung genommen, allerdings vorläufig erst zur einen Hälfte; aber die andere wird wohl im nächsten Jahre folgen. (Architekt Pfrunder.)





Basler Chronik.

Vom 1. November 1907—31. Oktober 1908.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1907.

1. Die Gemeinnützige Gesellschaft nimmt eine Stiftung der Frau Gemuseus-Riggenbach in Spiez von 150,000 Fr., die ihr aber erst nach geraumer Zeit zufallen werden, zur Gründung eines Tierasyls und eine solche von 100,000 Fr. vom Schweiz. Bankverein, die als „Bank in Basel-Stiftung" der kaufmännischen Bildung dienen soll, in den Kreis ihrer Tätigkeit auf.

2. u. 3. Die Abstimmung über die neue Militärorganisation brachte in Basel mehr stimmberechtigte Bürger an die Urnen als seit langem eine Wahl oder Abstimmung. Es wurden 17,308 Stimmen abgegeben bei einer Zahl von 21,247 Berechtigten. Davon stimmten 11,894 Ja, 5320 Nein; in der ganzen Schweiz wurde die Vorlage gleichfalls angenommen mit 327,000 gegen 265,000 Stimmen.



Es war dem Entscheidungstag eine ungewöhnlich lebhafte Agitation vorausgegangen. Für das Gesetz traten die bürgerlichen Parteien, die militärischen und die patriotischen Vereine ein, dagegen die Sozialdemokraten, die sich, in Baselstadt wenigstens, nur der unkontrollierbaren Bundesgenossenschaft von allerlei Malkontenten erfreuten. Große und kleine Versammlungen wurden hüben und drüben abgehalten, gelegentlich auch gestört. Mit einem erheblichen Aufwand von Anschlagzetteln wurde die Preßpolemik unterstützt. Ihren Höhepunkt erreichte die Bewegung am Samstag Abend, wo ein ungeheurer Zapfenstreich, gefolgt von Tausenden in geordnetem Zug die Stadt durchzog, um mit dem Trommelgedröhne „die Stillen im Lande herauszuklopfen". Als am Sonntag das erfreuliche Ergebnis bekannt wurde, da erkrachten Freudenschüsse, man sah auf dem Bruderholz Freudenfeuer, noch am Montag hingen aus den Fenstern die Flaggen.

3. Die Reformationskollekte für den Kirchenbau in Biberist-Gerlafingen ergibt in Basel netto 5298.97 Fr.

7. Großer Rat. Der Rat wählt zum Untersuchungsrichter Dr. Welti, nimmt den Antrag der Regierung an für Einleitung des Expropriationsverfahrens zu dem Verbindungsgeleise zwischen Schiffmühlestraße und Kohlenstraße, beschließt Ankauf der Liegenschaft Kohlenberg 10 und fährt dann fort in der Beratung der revidierten Geschäftsordnung des Großen Rates.

8. Im ehemals La Rocheschen Gundeldinger Schlößchen hat die Heilsarmee ein Mädchenheim eingerichtet, das mit einer bescheidenen Feier eingeweiht wird. Es nehmen daran auch Leute teil, die der Heilsarmee nicht angehören, u. a. Pfarrer der evangelischen Landeskirche.

9. Im Alter von 75 Jahren stirbt nach kurzer Krankheit Bernhard Wermuth-David, ein tüchtiger Lehrer, der über



ein halbes Jahrhundert lang treu im Dienste der Schule gestanden hat.

14. Großer Rat. Der Antrag der Regierung betr. Teilung des Ertrags der Chr. Merianischen Stiftung 1907 bis 1914 ($^3/_5$ der Bürger-, $^2/_5$ der Einwohnergemeinde, 100,000 Fr. Zuschuß der Stiftung an den Bau der Friedmatt) wird genehmigt, der Ankauf eines Schulhausplatzes an der Burgstraße in Riehen beschlossen, für den Bau einer chemischen Anstalt, für den von privater Seite mehr als 200,000 Fr. gespendet wurden, ein Kredit von 825,000 Fr. bewilligt, die Staatsrechnung für 1906 gutgeheißen und die erste Lesung der revidierten Geschäftsordnung des Großen Rates zu Ende gebracht.

15. Der Dies academicus wird in hergebrachter Weise gefeiert. Beim Festakt am Vormittag in der Martinskirche, bei dem der abtretende Rektor John Meier über das Volksepos sprach, wurde die Promotion des Gasdirektors Paul Miescher zum Ehrendoktor der Philosophie verkündet. Am Nachmittag folgte das Zunftessen der akademischen Zunft und ein Umzug der Studentenschaft, am Abend ein großer Kommers.

16. Es ist eine Sammlung für den Neubau eines Kunstmuseums auf der Elisabethenschanze in Angriff genommen worden. Die Mitglieder eines großen Komitees haben sich aufgemacht, um die Bürger einzeln aufzusuchen und um deren Beiträge zu werben. Nach wenigen Tagen waren schon über 400,000 Fr. beisammen, darunter freilich eine Gabe von 100,000 und mehrere von 50,000 Fr. Man hofft, wenn möglich, die Gesamtkosten von nahezu einer Million durch freiwillige Beiträge zu decken.

In Augst ist ein merkwürdiger Rundbau auf der Kastelenhöhe freigelegt worden, über dessen Bedeutung und Zweck die Archäologen einstweilen nicht Bescheid wissen. Am



heutigen Tag hat ihm die Historische Gesellschaft einen Besuch abgestattet.

16. u. 17. Die Einwohnergemeinde Kleinhüningen erklärt sich mit Stimmenmehrheit für die Einverleibung in die Stadt, ebenso hernach die Bürgergemeinde für Verschmelzung mit der Bürgergemeinde Basel.

17. Im benachbarten Riehen wird ein mit der Diakonissenanstalt in Verbindung stehendes neu erbautes Krankenhaus, das nach den neuesten Erfordernissen der Wissenschaft und der Technik eingerichtet ist, feierlich eingeweiht und soll nächstens dem Betrieb übergeben werden. Der bisherige Diakonissenspital wird als Altersasyl für die Schwestern eingerichtet werden.

19. Der Weitere Bürgerrat genehmigt das Gesetz betr. Verschmelzung der Gemeinde Kleinhüningen mit Basel und setzt damit den Schlußpunkt hinter die Einverleibung der Einwohnergemeinde Kleinhüningen in die Stadt und der Bürgergemeinde Kleinhüningen in die Bürgergemeinde Basel. Sodann werden eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht erledigt.

Der neue Ordinarius für Chirurgie, Prof. Max Wilms, hält seine Antrittsvorlesung über die verschiedenen Formen des schmerzlosen Operierens.

Zum Rektor der Universität für das Studienjahr 1908 wählt die Regenz Prof. Mezger, als Schreiber bestätigt sie Prof. Wendland.

21. Die Freiwillige Schulsynode wählt neu infolge Abbitte zum Präsidenten Dr. Th. Moosherr, zum Vizepräsidenten Sek.-Lehrer E. Wenk und zum Aktuar P. Baumann. Es wird diskutiert über den Vortrag von Dr. O. v. Greyerz, „Gedanken über unsern Deutsch-Unterricht" am Vormittag, und von Dr. Oskar Frey von der Töchterschule



über „Schulwanderungen" am Nachmittag. Am Abend folgt wie üblich ein Bankett mit Reden und Produktionen.

23. u. 24. Es werden periodische Richterwahlen vorgenommen und gleichzeitig eine Anzahl Stellen neu besetzt, die im Laufe der Amtsdauer durch Tod oder Rücktritt frei geworden waren. Die freisinnige und die liberale Partei hatten gemeinsame Vorschläge gemacht, so weit möglich, im Sinne der Bestätigung; die Katholiken hatten die Stimme freigegeben, die Sozialdemokraten für die 17 Richterwahlen 3 Vorschläge gemacht, für die Präsidenten Enthaltung empfohlen. Es wurden bei einer Beteiligung von 3500—4300 Wählern (je nach den zu besetzenden Stellen) die Kandidaten der freisinnigen und der liberalen Partei gewählt, d. h. als Zivilgerichtspräsidenten die DDr. H. Abt, G. Börlin und H. Veith, und ferner 8 Zivilrichter, als Strafgerichtspräsidenten die DDr. W. Altermatt, K. Hübscher und O. Schär, ferner 9 Strafrichter.

25. Die Generalversammlung der Basler Konsumgesellschaft beschließt auf Antrag des Verwaltungsrates für das abgelaufene Geschäftsjahr Ausrichtung einer Dividende von 6%.

26. Prof. Dr. Hedinger hält seine Antrittsvorlesung über Chromaffine.

27. Die Positiven Gemeindevereine halten in der Burgvogtei ihre Jahresversammlung ab. Pfr. Miescher (St. Leonhard) spricht in einem der Trennung von Kirche und Staat sehr günstigen Sinn, ohne Opposition zu finden.

28. Großer Rat. Der Rat beschließt Anlegung des Albanrheinwegs, Ankauf der Ochsenmühle und Überweisung des Advokaturgesetzes an eine Kommission, erledigt einige Gesuche und Beschwerden und nimmt den Prüfungsbericht für 1906 an Hand.



30. Witterung. Der November 1907 übertraf ähnlich den Novembern der vorangegangenen Jahre den normalen November an freundlicher Witterung und an Wärme; nur zwei Mal wurde leichter Frost verzeichnet. Als Kehrseite dieses Charakters machte sich beängstigende Trockenheit geltend, der dann freilich vor dem Einwintern noch die reichlichen Niederschläge des folgenden Monats entgegen wirkten. Die Hauptwerte des Novembers 1907 waren: Mittel der Temperatur 5,75°, mittleres Temperatur-Maximum 8,8°; mittleres Temperatur-Minimum 3,5°, Mittel des Luftdrucks 738,8 mm, Summe der Regenmenge 11,3 mm. Die Sonne schien während 67 Stunden (Mittel 64 Stunden).

Dezember 1907.

1. Die Missionskollekte in den Gottesdiensten der evangelisch-reformierten Landeskirche ergibt netto 6828.87 Fr. gegen 5602.93 Fr. i. J. 1906, dazu etwas über 400 Fr. in der französischen Kirche für die Mission romande.

2. Im Nationalrat wird zum Präsidenten für 1908 gewählt der Basler Vertreter Regierungsrat Speiser, im Ständerat gleichfalls ein Basler, Dr. Scherrer, beide bisher Vizepräsidenten.

3. Es wird ein Verein gegründet, der den Bau einer Kirche im Gundeldinger Quartier für die evangelisch-reformierte Landeskirche betreiben soll. Es werden Beiträge erhoben werden und man wird an die Regierung gelangen mit der Bitte, sie möge das Werk an die Hand nehmen.

4. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor für pathologische Anatomie den bisherigen Extraordinarius Prof. Dr. E. Hedinger. — Im Alter von nahezu 80 Jahren stirbt J. J. Linder-Hopf, früher ein namhafter Bandfabrikant,



und auch in christlichen Liebeswerken sowie in politischen Behörden (Großer Rat) tätig.

7. Die Regierung wählt zum Konservator des historischen Museums Dr. Rudolf Burckhardt von Basel.

Vor Appellationsgericht wird das strafgerichtliche Urteil bestätigt, das die Frau Peissard zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, weil sie ihr Stiefkind zu Tode mißhandelt hatte. Der Fall rief eine Bewegung hervor betr. schärfere gesetzliche Bestimmungen für den Kinderschutz.

9. In Riehen bricht in der Morgenfrühe ein Brand aus, der drei Firsten in Asche legt und mehrere Mann von der Löschmannschaft nicht unbedenklich verletzt.

11. Der Personendampfer Musmacher verläßt Basel, nachdem er ein Vierteljahr hier geweilt hat, an der Talfahrt gehindert durch außergewöhnlichen Tiefstand des Rheins.

12. Großer Rat. Eine Interpellation und ein Anzug fordern anschließend an die Behandlung des Falles Peissard (s. zum 7. ds.) in der Presse bessern Schutz der Kinder vor Mißhandlungen jeder Art. Dann werden die Richterwahlen vom 23./24. November validiert und je 10 Ersatzrichter für das Zivil- und für das Strafgericht nach den gemeinsamen Vorschlägen der freisinnigen und der liberalen Fraktion vorgenommen. Zwischen hinein kam die freudige Botschaft, daß die vereinigte Bundesversammlung eben Bundesrat Brenner von Basel zum Bundespräsidenten für 1908 gewählt habe, und wurde vom Vorsitzenden mit einigen passenden Worten angezeigt. Es folgte die Ratifikation einer Reihe von Bürgeraufnahmen und die Annahme einiger Neuerungen im Vermessungswesen. Der ganze übrige Teil der Sitzung wurde mit der Besprechung des Verwaltungsberichts der Regierung für 1906 ausgefüllt.



13. Im Alter von 83 Jahren stirbt J. Hieron. Socin-Molzheim, der s. Z. eine lange Reihe von Jahren als freisinniger Vertreter des Spalenquartiers dem Großen Rat angehörte.

14. u. 15. Die Wahl der gewerblichen Schiedsgerichte auf eine neue sechsjährige Amtsdauer besetzt im 1. Wahlgang 114 von 120 Sitzen, bei geringer Beteiligung der Wählerschaft.

15. Jahresfeier der Pestalozzi-Gesellschaft in der Pauluskirche.

17. Die Frequenz der Universität im laufenden Wintersemester weist auf 605 immatrikulierte Studenten (darunter 16 Damen) und 119 (57) Hörer. Von den Studenten sind Theologen 43, Juristen 56, Mediziner 171, Philosophen 335; Schweizer 455 (14) und Ausländer 150 (2). Von den 215 (7) Angehörigen von Baselstadt, die immatrikuliert sind, studierten Theologie 9, Jurisprudenz 33, Medizin 42 (2), Philosophie I 67 (2), Philosophie II 64 (3).

18. In der Morgenfrühe brennt das Klybeckschlößchen nieder, das in letzter Zeit zahlreichen Italienerfamilien als Quartier gedient hatte.

19. Der Weitere Bürgerrat setzt die Verteilung des 1907 auf die Bürgergemeinde entfallenden Anteils der Chr. Merianschen Stiftung an die bürgerlichen Armenanstalten fest und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

21. Zu Ehren der aus der Wintersession der Bundesversammlung nach Basel zurückkehrenden drei Basler Präsidenten (Bundespräsident für 1908 B. R. Brenner, Nationalratspräsident Speiser, Ständeratspräsident Scherrer) veranstalten die politischen und geselligen Vereine Basels mit Behörden und Korporationen, Studentenschaft



u. s. f. unter Kanonenschüssen, Musik und Trommelklang eine feierliche Einholung. Unter dem Scheine zahlloser Lampions gings auf den Markt zu einem kurzen patriotischen Akt. Im Musiksaal bei einem Bankett kam jeder der Gefeierten einzeln, ferner Regierungsrat Alb. Burckhardt und die Nationalräte Buser, David und Müry zum Wort. Sehr günstige Witterung trug zum Gelingen der Veranstaltung wesentlich bei.

21. u. 22. Im 2. Wahlgang wird die Wahl der gewerblichen Schiedsgerichte vollständig durchgeführt.

28. Am 1. Januar 1908 wird Kleinhüningen aufhören als selbständige Gemeinde zu bestehen. Die Einwohnergemeinde geht in der Einwohnergemeinde Basel auf, und die Bürgergemeinde wird mit der Bürgergemeinde Basel verschmolzen (s. zum 10. Okt., 16./17. und 19. Nov.). Zur Feier dieses Ereignisses veranstaltet das verschwindende Gemeinwesen ein Bankett, dem seine sämtlichen männlichen Angehörigen sowie zahlreiche hervorragende Vertreter der städtischen und bürgerlichen Behörden von Basel beiwohnen.

30. Im Alter von 70 Jahren stirbt Christian Gaß-Sturzenegger, ursprünglich aus Rothenfluh, seit 1871 im Basler Schulwesen tätig als Mädchenprimar- und Sekundarlehrer, Mitglied des Großen Rats, der evangelischen Synode und des Erziehungsrats, ein Haupturheber der Bundessubvention der Volksschule und Gründer der baselstädtischen freiwilligen Schulsynode. Gaß war auch ein Hauptförderer des Allgemeinen Konsumvereins Basel.

31. Die Witterung des Dezembers zeigt als Hauptmerkmal eine sehr große Wärme: Das Mittel der Temperatur betrug 3,61°, das mittlere Temperaturmaximum 6,5°, das mittlere Temperaturminimum 1,3°, das Barometer, das außergewöhnlich rasche und hohe Sprünge aufwies, stand im Durch-



schnitt auf 735,7 mm. Die Regenmenge des Monats war 33,5 mm, die Bewölkung 7,5 Zehntel des Himmels mit 20 trüben Tagen. An 20 Tagen mit Sonne hatten wir eine Sonnenscheindauer von 61,5 Stunden.

Januar 1908.

1. In den ersten Stunden des neuen Jahres stirbt 72jährig Elisabeth Hetzel-Hetzel, die sich als geschickte und gemütliche Schriftstellerin unter den Freunden baslerischer Art und baslerischer Sprache beliebt und bekannt gemacht hat.

Die Hauptzahlen des baselstädtischen Zivilstandverkehrs i. J. 1907 sind folgende: es wurden total 1153 Trauungen vorgenommen (inbegriffen 146 auswärts vollzogene Trauungen hiesiger Paare), die meisten im Oktober (172), die wenigsten im März (53); Geburten kamen vor 3418 (inbegriffen 390 Passantengeburten); 111 Kinder kamen tot zur Welt; von den Lebendgeborenen waren 1702 Knaben und 1605 Mädchen, legitim 2999; Todesfälle kamen vor 1943, darunter 212 Passanten-Todesfälle und 111 Totgeburten; von den 1832 Gestorbenen (ohne Totgeburten) waren 898 männlichen, 943 weiblichen Geschlechts. Der Heimatangehörigkeit nach waren 608 Neugeborene und 471 Gestorbene hiesige Kantonsbürger;
(davon 9 Pass.) (davon 91 Pass.)
1148 Neugeborene und 679 Gestorbene Ausländer;
(davon 251 Pass.) (davon 117 Pass.)
Durch Überschuß der Zahl der Geburten über die Todesfälle hat sich die ortsanwesende Kantonsbevölkerung 1907 vermehrt um 804 männliche und 671 weibliche Personen und zwar 137 Kantonsbürger, 466 Schweizer anderer Kantone, 872 Ausländer, total 1475 Personen.

6. Im neuen Börsensaal auf dem Fischmarkt wird zum ersten Mal Börse gehalten, nachdem der Konsumverein die



Verkaufläden im Erdgeschoß schon vor einem Vierteljahr bezogen hat.

9. Im Alter von 78 Jahren stirbt Stadtmissionar J. Lutz-Heß, der in jahrzehntelanger Arbeit in Basel viel Gutes gewirkt hat.

11. Der Regierungsrat beruft als ordentlichen Professor für Mathematik Dr. Rudolf Fueter, z. Z. Privatdozenten in Marburg.

13. Es wird eine Schlittenfahrt nach Lörrach veranstaltet.

15. In Rovigno stirbt plötzlich 42 Jahre alt der Leiter der dortigen zoologischen Station des Berliner Aquariums, Dr. Rudolf Burckhardt von Basel, bis vor kurzem außerordentlicher Professor an unserer Hochschule, der sich durch verschiedene Werke über Biologie und Geschichte der Biologie in der Wissenschaft einen angesehenen Namen gemacht hat.

16. Großer Rat. Der Rat validiert die Wahlen in die gewerblichen Schiedsgerichte, bewilligt einen Kredit für Umbau der Zäslinschen Liegenschaft zu Schulzwecken und ändert das Gesetz betr. das Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerk in dem Sinn, daß das Elektrizitätswerk vom Gas- und Wasserwerk getrennt wird. In der Nachmittagsitzung beendigt er den Prüfungsbericht 1906, nimmt das kantonale Vollziehungsgesetz zum Bundesgesetz betr. Erfindungspatente an, bewilligt den Kredit für Erstellung einer Straßenbahnstation auf dem Äschenplatz, beschließt Änderung des Gesetzes über den Betrieb der kantonalen Straßenbahnen, lehnt das Postulat betr. die Verzinsung zur Veräußerung bestimmter Staatsliegenschaften ab und tritt ein auf die Vorlage betr. Bau einer Badeanstalt am Riehenteich.

22. Zum Substituten des Strafgerichtsschreibers wird gewählt Dr. Paul Röhrl.



25. Die deutsche Kolonie feiert mit Festmahl und Ball den 49. Geburtstag des deutschen Kaisers.

27. Umzug der drei Ehrenzeichen Klein Basels und Greifenmähli.

29. Zum deutschen Generalkonsul an Stelle des wegen Krankheit sich zurückziehenden Dr. Marschall v. Biberstein wird ernannt Legationsrat Dr. Jentzsch.

30. Großer Rat. Der Rat bewilligt einen Kredit für Ankauf einer Liegenschaft an der Grenzacherstraße, weist das Geschäft „Bau einer Badeanstalt am Riehenteich" an die Regierung zurück, beschließt die Korrektion der Hüningerstraße und nimmt das Budget für 1908 in Angriff.

In Liverpool stirbt 64 Jahre alt Karl Courvoisier aus Basel, der als Musiker eines guten Rufes genossen hat.

31. Die Hauptwerte der Witterung im Januar 1908 waren: Mittel der Temperatur — 2,33, mittleres Temperaturmaximum + 0,9°, mittleres Temperaturminimum — 5,3°, Mittel des Luftdrucks 742,5 mm, Regenmenge 25,3 mm. Der Monat hinterläßt seines sonnigen Charakters wegen trotz der manchmal ansehnlichen Kälte eine gute Erinnerung. Er war mit seinen 124,3 Stunden Sonnenscheindauer der sonnigste Januar seit 1864.

Februar 1908.

6. Dr. August Buxtorf hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent der Mineralogie über „Oberflächengestalt und geologische Geschichte des nordschweizerischen Juragebirges".

7. Die venia legendi wird erteilt an der philosophischen Fakultät für Philosophie Dr. Paul Häberlin, an der medizinischen für Augenheilkunde Dr. Paul Knapp.



13. Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation (i. S. Straßenbahner) wird als 1. Staatsanwalt Dr. Müller bestätigt, als Ersatzrichter für das Strafgericht gewählt N. Höchstetter, die Summe von 100,000 Fr. bewilligt für Korrektion der Ecke Äschenvorstadt-St. Albangraben, die Vorlage betr. Baulinien für eine Lautengartenstraße an die Regierung gewiesen und endlich die Beratung des Budgets 1908 zu Ende geführt. Dieses erzeigt an

Ausgaben	16,583,993
Einnahmen	13,653,889
somit ein mutmaßliches Defizit von	2,930,104 Fr.

Zum Schluß wird die Vorlage der Regierung betr. Korrektion der Freien Straße zwischen Ringgäßlein und Streitgasse angenommen.

16. Am Jahresfest der Evangel. Stadtmission redet als Festprediger Pfr. G. Benz von St. Matthäus. Als neuer Präsident an Stelle des im letzten Jahr verstorbenen Hans Sarasin-Thurneysen amtet Aug. Raillard-Schmidt.

17. Vor dem Basler Handels- und Industrieverein spricht Dr. Jak. Steiger aus Bern über den Entwurf zu einer schweizerischen Kranken- und Unfallversicherung. Es wird eine Resolution angenommen, die die Krankenversicherung begrüßt, zur Unfallversicherung eine Anzahl von Forderungen aufstellt.

20. Im Alter von 76 Jahren stirbt der Kunsthändler Hermann Wirz, Konsul von Uruguay.

24. Jakob Amberg, Betriebschef des II. Kreises der S.B.B. stirbt im Alter von 55 Jahren.

27. Großer Rat. Nach einer Interpellation über die Zustände unter den Offizieren des Polizeikorps wird die Anfügung einer neuen obersten Klasse an die Handelsabteilung der Obern Realschule provisorisch beschlossen, das Gesetz betr.



Steinsetzungen und -Enthebungen und das betr. ein kantonales Einführungsgesetz zum Bundesgesetz betr. Erfindungspatente in 2. Lesung angenommen, für Erstellung eines Industriekanals am Elsässer Rheinweg ein Kredit von 65,000 Fr. bewilligt, das Postulat der Rechnungskommission betr. Revision des Kleinkinderschul-Gesetzes abgewiesen, das betr. Erhebung eines Schulgeldes von auswärts wohnenden Schülern der Regierung überwiesen und ein Antrag betr. Reduktion der Stundenzahlen in der Primarschule angenommen.

29. Aus den Regierungsratsverhandlungen wird bekannt, daß die Sammlung von privaten Beiträgen für ein neues Museumgebäude (s. zum 16. Nov. 1907) die Summe von über 1,005,000 Fr. ergeben hat. Das Komitee, das die Beiträge im Laufe des letzten Winters sammelte, ersucht die Regierung um Ausarbeitung von Plänen.

Witterung. Das Mittel der Temperatur betrug 1,72°, das mittlere Temperatur-Maximum 4,9, das mittlere Temperatur-Minimum — 1,2°, das Mittel des Luftdrucks 720,2, die Summe der Regenmenge 71,9 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 2,80 Stunden. Trüb und naß war die Witterung des Februar. Das Bewölkungsmittel beläuft sich auf 74% statt normal 68. Die Sonne schien 81,1 Stunden, doch war der Sonnenschein so verteilt, daß 12 Tage, vom 17.—28. im ganzen nur 7,2 Stunden aufwiesen.

März 1908.

4. An einem Schlaganfall stirbt im Alter von 94 Jahren Margarethe Burckhardt, früher eine geschätzte Privatlehrerin.

5. Die Diskussion über die progressive Gestaltung der Erbschaftssteuer, die schon vor 8 Tagen im Großen Rat begonnen hatte, endigt mit Überweisung des Geschäfts an die



Regierung; ebenso wird überwiesen ein weiteres Postulat der Rechnungskommission betr. Erhöhung der Gebühren für öffentliche Wagen und Sinnanstalt. Eintreten wird beschlossen auf die Revision des Brandversicherungsgesetzes.

7. Zum 1. Ingenieur und Chef des technischen Bureaus des Gas- und Wasserwerks wird gewählt Edwin Fröhlich, z. Z. in St. Gallen.

Dr. Gustav Binz, Bibliothekar an der Universitätsbibliothek und außerordentlicher Professor für englische Philologie an der Universität wird als Oberbibliothekar an die Stadtbibliothek in Mainz gewählt.

Es bricht wegen Streitigkeiten um Lohn und Arbeitszeit ein Zuckerbäckerstreik aus, den die Arbeiter als allgemeine, die Meister als nur von wenigen mitgemachte kleine Bewegung darstellen.

9. ffg. Die Fastnacht hat sich lange vor dem eigentlichen Anfang schon angekündigt. Die große Hauptprobe gleichsam war am Montag vor Aschermittwoch das von einer zahllosen Menge besuchte Monstre-Trommelkonzert in der Burgvogtei; gleichzeitig erschien die erste Fastnacht-Literatur; am Samstag der nämlichen Woche veranstalteten unsre führenden Männergesangvereine ihre Narrenabende; am Sonntag gaben die Feuer rings auf den Höhen das Zeichen zum Anfang. Der Montag-Morgenstreich verlief belebt, flauer und unter geringerer Gunst der Witterung der Nachmittag, während die Bälle am Abend und die Wirtschaften eher zu stark als zu schwach besucht waren. Leider war am Mittwoch die Witterung noch minder günstig. Die Leistungen der 1908 er Fastnacht an Witz sowie an Glanz der Darstellung werden sehr gelobt.

12. Großer Rat. Der Rat bewilligt die Kredite für Anlegung der Metzerstraße und für Umbauten am Domhof, genehmigt die Regierungsvorlage betr. Vollziehung des



Bundesgesetzes über Schutz der gewerblichen Muster und Modelle und erledigt in erster Lesung die Revision des Brandversicherungsgesetzes. Ferner wird die revidierte Geschäftsordnung des Regierungsrates in 1. Lesung durchberaten.

13. Das Testament der am 2. März gestorbenen Frau Prof. M. Steffensen-Burckhardt wird veröffentlicht. Es vergabt eine Gesamtsumme von rund 110,000 Fr. für religiöse, wohltätige und gemeinnützige Anstalten und vermacht das Wohnhaus der Erblasserin, Münsterplatz 4/5 der Akademischen Gesellschaft.

14. Die Regierung wählt zum Stellvertreter des Direktors der Allgem. Poliklinik Dr. Rudolf Dietschy.

Der Verein für Schiffahrt auf dem Oberrhein hält seine Generalversammlung ab. Zum Präsidenten wird gewählt an Stelle des zurückgetretenen Regierungsrats Dr. P. Speiser Direktor Werner Stauffacher. Im übrigen wird die Kommission bestätigt. Vorträge halten Kommerzienrat Strohmeyer aus Konstanz, Dr. Hautle aus St. Gallen, Alt-Staatsrat Romieux aus Genf und Ingenieur Rud. Gelpke aus Basel. Ein hübsches Bankett beschloß den Tag.

16. Dr. J. J. David aus Basel, Angestellter einer Bergwerkunternehmung im Kongostaat, stirbt in Bamanga, in der Nähe der Stanleyfälle, im Alter von erst 37 Jahren. Er hatte sich durch Reisen in Afrika seit einer Reihe von Jahren einen Namen gemacht. Die Sammlungen des Museums verdanken ihm viele wertvolle Bereicherungen.

19. Der Große Rat beschließt auf Antrag der Regierung in einer Nachmittagsitzung den Ankauf folgender Immobilien: 1. Gärtnerstraße 130; 2. Kronengasse 5; 3. Binningerstraße 25 und 4. von Landstücken zur Erweiterung der Kiesgrube am Niederholzweg. Weiter wird das Gesetz betr. Besteuerung der anonymen Erwerbsgesellschaften in erster

Lesung erledigt und die zweite Lesung des neuen Großratsreglements in Angriff genommen.

Der Sekretär der Staatskassaverwaltung und Stempelkommissär Paul Thommen wird wegen Unterschlagungen im Betrag von 30—35,000 Fr. verhaftet.

21. Zum Hausvater der Anstalt Klosterfiechten wählt der Regierungsrat Joh. Ulr. Baumgartner, z. Z. in Heimenhausen (Bern).

22. Schluß der Kaufmännischen Lehrlingsprüfungen mit einem festlichen Aktus im Schoß des Kaufmännischen Vereins.

Der Verein Christlicher junger Kaufleute feiert sein 25jähriges Bestehen mit einem gut besuchten Familienabend im Gundeldinger Kasino.

26. Der Weitere Bürgerrat nimmt einen Bericht des Engern Bürgerrats über Ausrichtung von Teuerungszulagen an Beamte und Angestellte der bürgerlichen Verwaltungen für 1906 und 1907 entgegen, bewilligt einen Nachtragskredit von 7000 Fr. für die neue Scheune in Brüglingen und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

Am Nachmittag hält der Große Rat Sitzung. Nach einer Interpellation über die Unterschlagungen im Finanzdepartement beschließt der Rat Verkauf der Liegenschaft Ecke Hammerstraße-Wettsteinplatz-Klaragraben, nimmt nach 2. Beratung das Gesetz betr. Besteuerung anonymer Erwerbsgesellschaften und das neue Großratsreglement an und überweist einen Anzug betr. Kinderschutz.

28. In Riehen stirbt der langjährige Hausvater der Bettinger Anstalt für Taubstumme, Heinrich Germann-Sulger, 85 jährig. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er im Ruhestand zugebracht.



30. Der greise Leiter der Heilsarmee General Booth hält vor überfülltem Musiksaal einen Vortrag über sein Lebenswerk.

31. Witterung. Die Hauptwerte dieses Monats sind: Mittel der Temperatur 4,32°, mittleres Temperatur-Maximum 8,2°, mittleres Temperatur-Minimum 1,2°, Mittel des Luftdrucks 735,9, Summe der Regenmenge 31,2 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 3,47 Stunden. Der Charakter des Monats war trüb, feucht, unfreundlich. Schneefall war nicht selten. Die Sonne schien weniger lang als sogar im Januar. Die Bewölkung betrug 77%. Die ganze Vegetation wurde unter diesen Umständen zurückgehalten, und noch Ende des Monats waren Wald und Flur vollständig kahl.

April 1908.

2. Im Alter von 63½ Jahren stirbt der Gymnasiallehrer Dr. Joh. Jakob Oeri, früher in Deutschland, dann in Schaffhausen, seit 1882 in Basel als Lehrer hauptsächlich der alten Sprachen tätig. In der philologischen Welt war er bekannt durch seine Untersuchungen über Responsion bei den griechischen Dramatikern. Noch weiter wurde sein Name getragen, als er das Wichtigste aus dem Nachlaß seines Oheims Jakob Burckhardt herausgab, die 4 Bände Griechische Kulturgeschichte und die Weltgeschichtlichen Betrachtungen. Unserm Großen Rat gehörte er ein Jahrzehnt lang an. Er ließ sich namentlich die proportionale Wahvertretung angelegen sein.

5. Auf dem Landhof wird vor zahlreichen Zuschauern bei naßkalter Witterung von einer auserlesenen deutschen gegen eine auserlesene schweizerische Mannschaft ein internationaler Footballmatch gespielt. Die Schweizer werden mit 5 : 3 Goals Sieger.



8. Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Wilh. Wick zum Vorsteher der Handelsschule und Konrektor der Obern Realschule.

9. Großer Rat. Nach einer Interpellation werden neue Baulinien für die Lautengartenstraße und das Brunngäßlein angenommen und wird das revidierte Gesetz betr. die Allgemeine Gewerbeschule durchberaten und genehmigt, angenommen wird ferner die Vorlage betr. Subventionierung der Lehrerwitwen- und Waisenkasse, entgegengenommen der Bericht des Regierungsrates über Straßenpflästerung, endlich in 2. Lesung zu Ende geführt und endgiltig genehmigt die Geschäftsordnung des Regierungsrats.

11. Die Regierung wählt zum Direktor des Elektrizitätswerks Ingenieur Emil Oppikofer, z. Z. in Bern.

15. Zum Direktor des Gas- und Wasserwerks wird gewählt Dr. Paul Miescher, d. Z. Direktor des Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerks, von Basel.

Der Genossenschaftsrat des Allg. Konsumvereins beschließt, für 1907 den Mitgliedern einen Gewinn von 8% ihres Konsums auszurichten.

17. In seiner Heimatgemeinde Riehen stirbt 68 jährig Heinrich Weißenberger-Wenk, der als Präsident der Einwohner- und der Bürgergemeinde und langjähriges Großratsmitglied in unserer größten Landgemeinde eine einflußreiche Rolle gespielt hat.

18. Dr. Wilh. Respinger, ein viel versprechender Arzt, der sich auch wissenschaftlich hervorgetan hat, stirbt erst 35 jährig nach langem Leiden.

23. Großer Rat. In dieser letzten Sitzung der laufenden Amtsdauer, einer außerordentlichen, wird der Rückständebericht erledigt, werden der Ankauf der ehemaligen Brauerei Merian für das Elektrizitätswerk und der Vertrag mit der



Firma Gebr. Clar betr. Korrektion der Eisengasse ratifiziert; weiter wird das Nachtragskreditbegehren betr. Anbringung von Nummern an den Uniformen der Polizeimänner abgelehnt, zwei fernere Nachtragskredite bewilligt, für den Bau eines Brausebades für Kleinhüningen 178,000 Fr., für die interkantonale Schule für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil ein Jahresbeitrag von 540 Fr. auf weitere 6 Jahre, und für Landerwerbungen zur Matten- und Sandgrubenstraße 44,026.55 Fr. gewährt. Zum Schluß werden einige Petitionen verschiedenen Inhalts abgewiesen.

25. Im Alter von 44 Jahren stirbt Dr. Hans Rudin, ein viel beschäftigter Anwalt von ungewöhnlicher allgemeiner Bildung.

29. Pfr. Alb. Wenger-Girtanner, der frühere Hausvater des Missionskinder-Mädchenhauses, stirbt nach kurzer Krankheit im Alter von 71 Jahren.

30. Witterung. Der Monat April 1908 brachte abnorm kalte Witterung und hielt die ganze Vegetation um 2—3 Wochen zurück. Sie konnte sich im folgenden ausnahmsweise schönen und z. T. hochsömmerlich warmen Mai um so üppiger entwickeln. Die wichtigsten Zahlen sind: Mittel der Temperatur + 7,18°, mittleres Temperatur-Maximum 11,5°, mittleres Temperatur-Minimum 3,5°, Mittel des Luftdrucks 734,0 mm, Summe der Regenmenge 49,6 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 4,82 Stunden. Die Bewölkung mit 74% betrug 10% mehr als im 40 jährigen Mittel.

Mai 1908.

1. Die Maifeier der Arbeiterschaft verläuft bei günstiger Witterung in den hergebrachten Geleisen ohne Unruhe.



3. Das Schwingfest beider Basel, durchgeführt vom Bürgerturnverein, nimmt seinen ordnungsgemäßen schönen Verlauf bei günstiger Maiwitterung.

9. u. 10. Die Integralerneuerungswahlen von Großem Rat und Regierung für die Amtsperiode 1908/1911 gehen vor sich. Das Proportionalverfahren bewies noch deutlicher als vor 3 Jahren, daß unter seinem Einfluß der Wahlkampf gemildert und abgekürzt wird. Dennoch ging die für unsere Verhältnisse große Zahl von 65% der Stimmberechtigten — 13,000 von 20,000 — zur Urne. Die Großratswahlen ergaben folgende Zusammensetzung des Großen Rates: 43 Sozialdemokraten (im abtretenden Großen Rat 36), 41 Freisinnige (52), 28 Liberale (31), 17 Katholiken (10), 1 Wilder (1). In die Regierung wurden gewählt bei einem absoluten Mehr = 6131 die bisherigen Mitglieder: Dr. Paul Speiser mit 7471, Dr. C. Chr. Burckhardt-Schazmann mit 7188, Dr. Alb. Burckhardt-Finsler mit 7168, Dr. Richard Zutt mit 7076, Dr. Heinr. David mit 7035, Armin Stöcklin mit 6925 Stimmen (sämtliche von beiden bürgerlichen Parteien und den Katholiken vorgeschlagen), und Eug. Wullschleger mit 6536 Stimmen (von Sozialdemokraten und Katholiken vorgeschlagen).

10. In Hausen wird bei größerer Beteiligung als gewöhnlich, weil das Fest auf einen Sonntag fiel, das Hebelmähli gefeiert. Zum ersten Mal amtete als Präsident der Basler Hebelstiftung an Stelle des zurücktretenden Prof. Fritz Burckhardt: Prof. Alb. Geßler; die Kommission hatte die durch Tod von Dr. J. Oeri entstandene Lücke in ihrer Mitte ergänzt durch Wahl von dessen Sohn Dr. Albert Oeri.

12. Die Jahresversammlung des Handels- und Industrievereins behandelt die regelmäßigen Geschäfte und hört einen Vortrag des Sekretärs der Handelskammer



Dr. Traugott Geering über „den gegenwärtigen Stand der Rheinschiffahrt“.

14. Die erste Sitzung des neu gewählten Großen Rates wird eröffnet durch Prof. Ed. Hagenbach=Bischoff als Alterspräsidenten. Hierauf nimmt der Rat die Wahlen der ständigen Kommissionen nach übereinstimmenden Vorschlägen der Fraktionen vor. Präsident der Behörde wird Dr. Chr. Rothenberger, Präsident des Regierungsrates Dr. C. Chr. Burckhardt. Weiter werden Kredite bewilligt für einen Kanal in der Wiesenstraße und für Korrektion der Hegenheimerstraße, und die Übereinkunft mit der Akadem. Gesellschaft betr. Neubau der chemischen Anstalt wird ratifiziert.

18. Es wird eine demokratische Partei des Kantons Baselstadt gegründet. An der Spitze der provisorischen Kommission, die ein Parteiprogramm ausarbeiten soll, stehen Dr. O. Schär und Dr. A. Huber. Die weitere Organisation soll später folgen.

20. Der erste Schleppzug dieses Sommers mit 6000 Zentner Kohlen trifft auf dem Rhein von Straßburg her ein. Schon am 21. Mai folgte ein zweiter. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird das Jahr 1908 einen regen Schiffverkehr auf dem Rhein zwischen Basel und Straßburg sich entwickeln sehn.

21. Großer Rat. In einer Nachmittagsitzung werden die Wahlen validiert. Dabei erleidet das oben (zum 9. u. 10.) erwähnte Resultat insofern eine Veränderung, als nach genauer Feststellung des Ergebnisses den Liberalen ein Sitz verloren geht an den einzigen vorgeschlagenen demokratischen Kandidaten. Eine zweite Rektifikation betrifft Personen, nicht aber das Verhältnis der Parteien. Hierauf wird für Erweiterung der Kraftstation des Elektrizitätswerks ein Kredit von 960,000 Fr. bewilligt und die Anstellung eines Beamten für Finanz=



kontrolle beschlossen; die Organisationsgesetze des Polizeidepartements, des Bau- und des Sanitätsdepartements werden an eine Kommission gewiesen. Der Erziehungsrat wird zusammengesetzt aus 3 Sozialisten, je 2 Freisinnigen und Liberalen und 1 Katholiken; ferner gehört ihm von Amtswegen an der derzeitige freisinnige Vorsteher des Erziehungsdepartements. Im Bankrat werden zwei bisherige bürgerliche Mitglieder durch Sozialisten ersetzt.

22. u. 23. Es findet die 74. Hauptversammlung des ärztlichen Zentralvereins der Schweiz in Basel statt. Vorträge, Demonstrationen in den Kliniken, auch gesellige Vereinigungen werden den Gästen geboten.

23. In den Regierungsratsverhandlungen wird die Staatsrechnung für 1907 veröffentlicht. Sie weist auf an Einnahmen 14,893,837.78 Franken, an Ausgaben 14,946,565.91 Fr., schließt also ab mit einem Defizit von 52,728.13 Fr., wozu noch 907,180.30 Fr. für Eisenbahnumbauten zu Lasten des Staatsvermögens kommen.

Der Basler Männerchor verreist in einer Stärke von 310 Mann, Aktive und Passive, in einem Extrazug mittags 1.40 Uhr zu einer auf 15 Tage berechneten Sängerfahrt nach Wien und Pest. Den Abstecher nach dieser Stadt machten noch 170 Mitglieder. Die Sänger wurden von Landsleuten und Sangesbrüdern sowie von den Behörden des Nachbarlandes in schmeichelhaftester Weise gefeiert. — Die Liedertafel unternahm eine zweitägige Maifahrt mit Konzert nach Straßburg. Doch wurde der für den zweiten Tag geplante Ausflug nach Hohkönigsburg durch die Ungunst der Witterung vereitelt.

23. u. 24. Beinahe in der ganzen Schweiz tritt nach einer Reihe von Tagen mit hochsommerlicher Temperatur plötzlich starker Schneefall ein und richtet an Bäumen und



auf Feldern gewaltigen Schaden an. In Basel fiel meistens Regen und der wenige Schnee schmolz sofort.

27. Eine Broschüre von Architekt E. Heman und Dr. H. Kienzle, begleitet von Planskizzen, redet einem Museumneubau das Wort, der zunächst nur die Gemäldegalerie aufnehmen, aber für spätere Vergrößerung eingerichtet werden soll, so daß in ihm mit der Zeit auch sämtliche Bestände des historischen Museums untergebracht werden können.

29. Die Gemeinnützige Gesellschaft wählt zum Vorsteher für 1908/09 Pfr. Karl Stockmeyer, zum Schreiber Dr. Rudolf Miescher.

31. In der Sonntag-Morgenfrühe ereignet sich in Birsfelden zwischen aus der Hardt heimkehrenden jungen Baslern und einigen Bewohnern des Dorfes eine Schlägerei, bei der einer der letztern, Malermeister Fritz Mangold-Wirz den Tod findet.

Witterung. Die hauptsächlichen meteorologischen Werte des Monats sind: Mittel der Temperatur 14,96°, mittleres Temperatur-Maximum 21,0°, mittleres Temperatur-Minimum 9,7°, Mittel des Luftdrucks 739,1 mm, Summe der Regenmenge 106,6 mm. Die Sonnenscheindauer betrug 252 St. Der Monat ist denkwürdig durch seine durchschnittlich viel zu hohe Temperatur (sein Mittel übertrifft das normale um 1,63°), die am 23. und 24. durch einen bei uns und in dieser Jahreszeit unerhörten Temperatursturz auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Er brachte in höhern Lagen so starken Schneefall, daß an Bäumen und Feldern nicht wenig Schaden angerichtet wurde. Doch erwies sich zum Glück, daß der erste Schrecken, der allgemein von einem großen Landesunglück gesprochen hatte, viel zu schwarz gesehen hatte.



Juni 1908.

1. Der Chef des Basler Telegraphenbureaus Anton Lanicca tritt nach mehr als 50 jährigem Dienst in der Telegraphenverwaltung, nach 35 jähriger Vorsteherschaft am Telegraphenamt Basel in den Ruhestand. — Red. F. Brändlin begeht das Jubiläum seiner 25 jährigen Wirksamkeit an der Nationalzeitung.

3. Im Alter von 84 Jahren stirbt Joh. Jak. Riggenbach-Bernoulli, das älteste Mitglied der Basler Geistlichkeit, früher Pfarrer in Schiers und Helfer bei St. Leonhard. Er hat im Beginn der kirchlichen Kämpfe in Basel zu Anfang der 1870 er Jahre durch seine streng orthodoxe Haltung von sich reden gemacht.

5. Das Ergebnis der Ergänzungswahlen für den Genossenschaftsrat des Allg. Konsum-Vereins lautet dahin, daß bei geringer Beteiligung (nicht 30% der Berechtigten) die kleine bürgerliche Mehrheit gewahrt bleibt.

6. Der Männerchor kehrt von seiner erfolg- und genußreichen Reise nach Wien und Budapest heim, im Triumph eingeholt von den Zurückgebliebenen, mit denen er im Café Spitz das Wiedersehen feiert.

7. u. 8. Die Pfingsttage leiden unter der Ungunst einer kalten und unfreundlichen Witterung.

9. Die jährliche Kirchenkonferenz der reformierten Kantone der Schweiz tagt in Basel. Sie behandelt Fragen über Stellung der Geistlichen, die über die zunächst beteiligten Kreise hinaus wenig Interesse bieten.

11. Großer Rat. Nach zwei Interpellationen bewilligt der Rat einen Kredit für Verlegung des Fischmarktbrunnens, beschließt endgültige Straßenlinien für die Blumengasse und gewährt verschiedene Nachtragskredite. Zum Schluß



beschließt er nach längerer Diskussion Überweisung der Vorlage betr. Maßregeln zur Fürsorge für Arbeitslose an eine Kommission.

12. Der Verwaltungsrat des Allg. Konsum-Vereins wählt zu seinem Zentralsekretär Dr. Rudolf Niederhauser aus Basel, bisher Redakteur des „Basler Volksblatt".

13. Die Regierung bestätigt die vom Erziehungsrat getroffene Wahl von Dr. G. Ryhiner zum Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek. — Für den Bau eines neuen Kunstmuseums schlägt die Regierung dem privaten Initiativkomitee die Niedersetzung einer besondern Baukommission vor.

Bei dem Wettbewerb für Pläne zu einem öffentlichen Schwimmbad in den Wettsteinanlagen erhält den 1. Preis Architekt Eugen Probst aus Basel in Zürich, den 2. Architekt E. Heman in Basel.

In der sog. Schlächtereiaffäre des Allg. Konsum-Vereins hatte s. Z. der Verwaltungsrat der Genossenschaft die Beleidigungsklage gegen die „Schweiz. Metzgereizeitung", die gegen das Schlächtereigeschäft den Vorwurf unappetitlicher Praktiken erhoben hatte, vor den Zürcher Gerichten zurückgezogen. Darauf klagte die Staatsanwaltschaft in Basel gegen zwei Beamte des Geschäfts auf Nahrungsmittelfälschung. Sie wurden vom Strafgericht heute freigesprochen, da sich ergab, daß die gegen sie erhobenen Anklagen auf Racheakte zurückgeführt werden müssen.

14. Die schweizerischen Athleten halten ihr vom Athletenklub Helvetia geleitetes Jahresfest in der Burgvogteihalle ab. Die Meisterschaft der Schweiz für 1908/09 erringt Ulrich Blaser (La Chaux de Fonds).



18. Der Weitere Bürgerrat bewilligt einen Nachtragskredit von etwas über 80,000 Fr. für den Umbau des Männerkrankenhauses im Spital, gibt der Bürgerkorporation Kleinhüningen eine Organisation und erledigt 126 Begehren um Aufnahme in Bürgerrecht.

Die Frequenz der Universität im Sommersemester 1908 beträgt 621 immatrikulierte Studenten, darunter 20 Damen, und 97 nicht immatrikulierte Hörer (47 Damen). Theologen sind 47, Juristen 75, Mediziner 172 (6), Philosophen I 168 (10), Philosophen II 142 (4). Schweizer sind 482 (17), Ausländer 139 (3). Von den 229 (8) Angehörigen des Kantons Baselstadt studieren Theologie 12, Jurisprudenz 45, Medizin 43 (1), Philosophie I 65 (4) und Philosophie II 64 (3).

19. Die Synode der evangelischen Landeskirche genehmigt den Bericht des Kirchenrats für 1907, wobei es zu einer Debatte über das Proportionalverfahren kommt; außerdem wird eine Änderung in der Kirchenordnung für Kleinhüningen beschlossen.

20. Pfarrer Leonhard Ragaz am Münster nimmt einen Ruf als Professor an der theologischen Fakultät in Zürich und Nachfolger Paul Christs an.

20. und **21.** Die Delegiertenversammlung der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz unter dem Vorsitz von Reg.-Rat Albert Burckhardt-Finsler bereitet am 19. die Traktanden vor, die am Sonntag durch die Generalversammlung erledigt werden: Statutenrevision, Annahme von Resolutionen 2c. Der geschäftliche Teil schloß ab mit einem Vortrag von Prof. Daniel Burckhardt über Basels Kunst im 18. Jahrhundert und war umrahmt von gelungenen geselligen Anlässen.

22. ffg. Die religiösen Anstalten und Vereine der Stadt feiern wie gewohnt die Woche der religiösen Jahresfeste.



23. Dr. Paul Häberlin hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der philosophischen Fakultät I über die Aufgabe der Philosophie.

29. Pfr. Kinzler, seit 30 Jahren theologischer Lehrer im Missionshaus, der sich von diesem Amte nunmehr zurückzieht, wird von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald zum Dr. theol. hon. c. ernannt.

30. Witterung. Das Mittel der Temperatur im Monat Juni betrug 18,77°, das mittlere Temperatur-Maximum 24,6, das mittlere Temperatur-Minimum 13,5°; das Mittel des Luftdrucks 738,1, die Summe der Regenmenge 62,5 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 9,23 Stunden; die Bewölkung betrug 55% (das 40jährige Mittel 59%) = 277 Stunden.

Juli 1908.

1. Die Regierung ernennt zum a. o. Professor für englische Sprache an der Universität Dr. Hans Hecht, d. Z. Privatdozent in Bern.

2. Großer Rat. Die Behörde, in außerordentlicher Sitzung versammelt, wählt zuerst die Feriensuppleanten des Appellationsgerichts und die Kontrollstelle der Kantonalbank samt deren Suppleanten und bestätigt eine Reihe Bürgeraufnahmen. Hierauf genehmigt der Rat das revidierte Brandversicherungsgesetz, willigt in die Aufnahme eines Anleihens von 10 Millionen und erteilt Kredite für Kanalisation der Birsstraße und andere Bauten. Es folgt die Behandlung des Ratschlages betr. Erhebung von Steuerzuschlägen, die zu Beginn der Nachmittagsitzung durch Beantwortung zweier Interpellationen unterbrochen wird. Sie schließt mit Überweisung des Geschäfts an die Rechnungskommission.

In der Burgvogteihalle findet eine Volksversammlung statt zugunsten des Initiativbegehrens gegen den Absinth, über das am 4. und 5. ds. wird abgestimmt. Es sprechen Nat.-Rat Gobat, Dr. Dardel, Direktor von Prefargier, Nat.-Rat Brüstlein und Nat.-Rat Ming.

3. Die Kuratel erteilt Dr. B. Bloch die venia legendi für Dermatologie.

4. Die Kommission für Vorberatung der Angelegenheit der Museumsbauten wird vom Regierungsrat unter Vorsitz von Reg.-Rat Stöcklin bestellt aus Reg.-Rat Albert Burckhardt, Dr. Hermann Blocher und Architekt Leonhard Friedrich; da der letztere die Wahl ablehnte, wurde am 15. an seiner Stelle gewählt Architekt F. Fäsch. Das Initiativkomitee ergänzt die Kommission durch Abordnung von Dr. Fritz Sarasin, Dr. Karl Stehlin und Jak. Sarasin-Schlumberger.

4. und 5. In der eidgenössischen Abstimmung über die Absinth-Initiative gab Baselstadt 4717 Ja, 2522 Nein, in der über den Gewerbeartikel 5111 Ja, 660 Nein ab. Beide Vorlagen wurden auch in der gesamten Schweiz angenommen, jene mit 235,232 gegen 135,702, diese mit 224,931 gegen 88,728 Stimmen.

5. Am 8. baselstädtischen Kantonalturnfest, das der Turnverein Klein-Basel als festgebende Sektion ausrichtete und das auf dem großen Exerzierplatz der Klingenthalkaserne vor sich ging, beteiligten sich 19 Sektionen und etwa 400 Einzelturner. Das Fest litt einigermaßen unter der Ungunst der Witterung, nahm aber hievon abgesehen einen gelungenen Verlauf.

6./7. In der Nacht wird mit großer Kühnheit ein Einbruch in den Dietrich'schen Goldladen an der untern Gerbergasse ausgeführt und das Geschäft ausgeplündert. Die Täter blieben vorläufig unbekannt.



7. Prof. Dr. Rud. Fueter hält seine Antrittsvorlesung über die kritische Methode der modernen Mathematik.

8. Das Komitee für das Basler Diakonenhaus hat den Beschluß gefaßt, die Anstalt wegen Mangels an Arbeitern auf den 1. Oktober eingehen zu lassen.

9. Der Weitere Bürgerrat genehmigt die für 1908 vorgeschlagene Verteilung des Ertrags der Christ. Merian'schen Stiftung zwischen der Bürgergemeinde ($^3/_5$) und der Einwohnergemeinde ($^2/_5$) und erledigt eine Reihe Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

13. Die Ankunft eines größeren Schiffzuges, des größten, den Basel je gesehen — 2 Dampfer und 2 Kähne — erregt nicht geringes Aufsehen.

Es beginnt die Zeit der diesjährigen Jugendfeste.

14. In gewohnter Weise findet im Sommerkasino die Nationalfeier der französischen Kolonie von Basel statt.

15. Das Strafgericht des Kantons Baselland in Liestal hatte zu urteilen über 4 junge Handlungsangestellte von Basel und 3 Birsfelder, die in der Nacht vom 30. zum 31. Mai an einem Raufhandel in Birsfelden beteiligt waren. Da diesem ein Menschenleben zum Opfer gefallen ist, erregte die Sache großes Aufsehen. Die Leute kamen sämtlich glimpflich davon; die Birsfelder und ein Basler wurden freigesprochen, die übrigen der einfachen Körperverletzung schuldig erklärt, zur ausgestandenen Untersuchungshaft und zu den Kosten verurteilt.

18. Ein Regierungsbeschluß gestattet den Droschkenanstalten die Einführung von Automobildroschken.

19. In der Nacht vom 19. zum 20. brennt die meist von Italienern bewohnte sogen. Innere Milchsuppe nieder.

20. Das Initiativbegehren der Hausbesitzer im Sinne



einer Revision des Expropriationsgesetzes ist mit 1444 gültigen Unterschriften zustande gekommen.

25. und 26. In Basel findet die Delegiertenversammlung der schweiz. Football-Assoziation statt.

31. Witterung. Das Mittel der Temperatur blieb mit 18,40° C. um 0,70° unter dem 40jährigen Mittel für den Juli, die Regenmenge mit 166,3 mm beträgt nahezu das Doppelte des 40jährigen Mittels. Das mittlere Temperatur-Maximum war 24,0, das mittlere Temperatur-Minimum 13,7°, das Mittel des Luftdrucks 738,2 mm, das Mittel der Sonnenscheindauer 8,54 Std. Trotz den zuerst angegebenen Werten war der Gesamtcharakter des Monats keineswegs ein regnerischer. Der große Regenüberschuß konzentrierte sich auf wenige ergiebige Tage. Im ganzen brachte er Sonnenschein und Regen in der Weise abgewogen, wie es der Landwirt wünscht. Felder und Gärten stehen schön und versprechen erfreuliche Ernte und reichen Herbst.

August 1908.

1. Die Bundesfeier gewinnt mehr und mehr an Boden. Im Jahr 1908 vollzog sie sich unter der Gunst der schönsten Sommerwitterung. Als größte Veranstaltungen setzen sich fest die Feier der Landsmannschaften in der Burgvogteihalle (diesjähriger Festredner Dr. Albert Oeri) und die der freisinnig-demokratischen Partei im Sommerkasino (Nat.-Rat E. Göttisheim). Daneben feierten einzelne Quartiere, Vereine und sonstige gesonderte Kreise für sich.

2. Der Wasserfahrverein St. Johann begeht die Feier seines 25jährigen Bestehens mit einem Wettfahren auf dem Rhein und mit nautischen Spielen und verbindet damit die feierliche Weihe einer neuen Fahne.



4. Am Vormittag $^1/_2$10 Uhr fliegt, von Friedrichshafen kommend, das schon wiederholt mit Spannung erwartete lenkbare Luftschiff des Grafen Zeppelin auf seiner großen Fahrt nach Mainz bei prachtvoller Witterung über Basel hin. Der Luftschiffer wird von der gesamten Bevölkerung mit begeistertem Jubel begrüßt. Die Regierung sendet ihm ein Glückwunschtelegramm. Leider traf am folgenden Tag die Nachricht ein, daß das Luftschiff auf der Rückreise in Echterdingen bei Stuttgart, wo es hatte landen müssen, explodiert und verbrannt ist.

7. Der neue Tram nach Riehen wird mit entsprechenden Feierlichkeiten eingeweiht und dem Betrieb übergeben.

15. Eine Schlägerei zwischen Metzgerburschen an der Klarastraße erregt großes Aufsehen, obwohl die Folgen nicht sehr schwere zu sein scheinen. Schon im Sommer 1907 waren von der Arbeiterschaft einige Fleischereien boykottiert worden, weil ihre Besitzer nur nicht organisierte Burschen anstellten. Dieser Boykott wurde jetzt wieder in Erinnerung gerufen. Organisierte verteilten vor den boykottierten Geschäften Zettel mit der Aufforderung, hier nicht zu kaufen. Nachdem die Meister, wie sie behaupten, vergebens bei den Behörden gegen diese Schädigung Hilfe gesucht hatten, griffen sie zur Selbsthilfe, und so kam es zu dem wüsten Auftritt.

20. In der Morgenfrühe bricht im Petroleumlager der Basler Lagerhausgesellschaft am Bad. Bahnhof Feuer aus. Große Vorräte verschiedener feuergefährlicher Stoffe lassen von Anfang an Löschversuche als aussichtslos erscheinen. Man muß sich darauf beschränken, die angrenzenden Bauten zu schützen. Der Brandherd ging unter wiederholten Explosionen zugrunde. Es wurde sehr beträchtlicher Schaden angerichtet.



23. ffg. Der Verein der Tier- und Naturfreunde veranstaltet eine sehr gelobte Ausstellung in der Kardinalhalle.

26. Das St. Jakobsfest wickelt sich bei günstiger Witterung in den herkömmlichen Formen ab. Festpräsident war Regierungsrat Stöcklin, Festredner Regierungsrat David, der in seiner Ansprache die eidgenössischen Tagesfragen — Mehlzollkonflikt mit Deutschland, Auslieferung Wassilieffs — streifte. Es mag erwähnt werden, daß beim Rückmarsch des Festzugs in die Stadt der Springbrunnen auf dem Äschenplatz zum letzten Mal seinen Strahl in die Luft sandte. Das Becken wird in diesen Tagen ausgeebnet, und darüber werden die Schienen des Trambahnhofs hingehen.

31. Witterung. Die hauptsächlichsten Witterungswerte des Monats August 1908 waren folgende: Mittel der Temperatur 15,90°, mittleres Temperatur-Maximum 15,0°, mittleres Temperatur-Minimum 11,8°, Mittel des Luftdrucks 738,4 mm, Summe der Regenmenge 74,8 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 8,10 Stunden. Der August brachte schöne, helle Witterung, viel Sonnenschein und wenig Regen, war aber der stets wehenden kühlen Winde wegen der zweitkälteste der ganzen auf 60 Jahre zurückgehenden Beobachtungsreihe.

September 1908.

5. u. 6. Die Pfarrwahl an der Münstergemeinde zum Ersatz für den an eine Professur nach Zürich berufenen 1. Helfer L. Ragaz nahm einen ungewöhnlich lebhaften Verlauf. Entsprechend langjähriger Übung hatte die Kommission des Positiven Münstergemeinde-Vereins beschlossen, auf die Stelle nicht Anspruch zu erheben. Sie sollte ohne Kampf der freisinnigen Richtung zufallen, die den aus-



scheidenden Geistlichen s. Z. vorgeschlagen hatte. Die Mehrheit des Freisinnigen Gemeindevereins schlug Pfr. J. Täschler zu St. Theodor als Vertreter der altfreisinnigen Richtung vor. Eine Minderheit suchte einen Geistlichen von der sogenannten religiös-sozialen Richtung. Ein Zwölferkomitee wurde gebildet, auch aus Sozialdemokraten und Positiven. Es schlug Pfr. Rud. Liechtenhan in Buch a. J. vor. In der Presse wurde ein heftiger Wahlkampf geführt. Es beteiligten sich an der Wahl 25% der Stimmenden, obwohl die Positiven sich mit verschwindenden Ausnahmen scheinen enthalten zu haben. Gewählt wurde bei einem absoluten Mehr von 506 Pfr. Täschler mit 635 Stimmen; Pfr. Liechtenhan machte 369; nur 6 Stimmen zersplitterten sich.

6.—8. Im Vestibüle des Steinenschulhauses wird eine Ausstellung von Pilzen veranstaltet, die in der Nähe Basels gedeihen, mit Belehrung über deren Nährkraft oder Giftigkeit und Zubereitung.

8. Das neue Postgebäude am Bundesbahnhof wird dem Betrieb übergeben.

14. ffg. Der 25. Schweizerische Kongreß für Straf- und Gefängniswesen tagt im Großratssaal. Haupttraktanden sind die Ernährung der Gefangenen (Referenten Prof. Jaquet und Strafanstaltsdirektor Widmer) und Plazierung von Entlassenen (Dir. Stuber aus Solothurn und Pfr. Vauty aus Lausanne). Außerdem hält Bundesanwalt Kronauer Vortrag über Beteiligung des Bundes am Schutze verwahrloster Kinder, und am 16. fährt der Kongreß nach Freiburg i. B. zum Besuch der dortigen Strafanstalt.

14. Das Füsilier-Bataillon 54 unter Major Socin rückt zum Wiederholungskurs ein. Sein Vorkurskantonnement, das es zu Fuß erreicht, ist Frenkendorf. Die



Brigademanöver wickeln sich zwischen Schafmatt und Bötzberg ab.

15. Der Zirkus Sarrasani eröffnet seine Vorstellungen im eigenen Zelt auf dem alten Kohlenplatz beim Bundesbahnhof.

17. In seiner ersten Sitzung nach den Ferien erledigt der Große Rat eine Reihe von Anzügen: der betr. Änderung des Steuergesetzes (Veröffentlichung der Steuerregister) wird der Regierung überwiesen; über einen zweiten betr. Anlegung eines Industriequartiers, der auch die Frage der Wiedervereinigung mit Baselland streift, geht man zur Tagesordnung; ein dritter betr. Ausdehnung der Poliklinikberechtigung wird überwiesen; ein vierter betr. Aufstellung der Botenwagen in der Wallstraße zurückgezogen; endlich ein solcher, der Organisationsgesetze für das Finanz- und für das Justizdepartement forderte, abgelehnt. Der Rat genehmigt neue Pläne für die Industriegeleise im St. Johannquartier und bewilligt einen Kredit für Ankauf eines Hauses am Petersberg. Schließlich genehmigt er Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank.

17. ffg. In der Vorhalle des Steinenschulhauses wird ein interkantonaler Obst- und Samenmarkt mit Ausstellung und Preisverteilung abgehalten.

18. Zum Präsidenten der Liedertafel an Stelle des nach siebenjähriger Tätigkeit zurücktretenden Dr. Böniger wird gewählt Dr. E. Bucherer.

19. Eine außerordentliche Generalversammlung der Aktionäre der Birsigtalbahn beschließt Erhöhung des Kapitals auf 1 Million und Fortsetzung der Linie bis Rodersdorf.

25. u. 26. Die Spezialkommission der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz zur Beratung von Anträgen betr. Einschränkung der



Nachtarbeit von Jugendlichen arbeitet in zwei Sitzungen im Stadthaus eine Vorlage an die am 29. ffg. in Luzern stattfindende Delegiertenversammlung der Vereinigung aus.

26. Das Bataillon 54 wird nach seinem ersten unter der neuen Militärorganisation bestandenen Wiederholungskurs entlassen, nachdem es schon Tags zuvor aus dem friedlichen Krieg zwischen Aare- und Fricktal wieder heimgekehrt ist. Am 28. folgt ihm Bataillon 97, um im Kt. Zug und Luzern seine 14 Tage zu machen.

27. Das Verwaltungsgebäude des Vereins Schweizerischer Konsumgenossenschaften an der Thiersteiner-Allee, das schon seit einer Reihe von Wochen im Betrieb steht, wird feierlich eingeweiht. Ein zweiter Akt im Bottminger Schloß vereinigt Vorsteherschaft und Personal des großen Unternehmens.

30. Witterung. Als die hervorstechendsten Eigenschaften des Monats September 1908 sind die Kälte und Nässe der ersten Monatshälfte zu betrachten. Erst gegen das Ende bereitete sich eine Änderung por, und die günstige Witterung hielt dann ungetrübt an bis weit in den Oktober hinein. Die Hauptwerte sind: Temperaturmittel 13,62°, mittleres Temperatur-Maximum 18,1°, mittleres Temperatur-Minimum 10,1°; Mittel des Luftdrucks 740,3 mm; Summe der Regenmenge 112,1 mm; Mittel der Sonnenscheindauer 5,97 Stunden.

Oktober 1908.

4. Die Freunde des als Professor nach Zürich übersiedelnden Pfr. L. Ragaz veranstalten zu seinen Ehren eine Abschiedsfeier zu Safran.

8. Großer Rat. Zunächst wird der nach Davos zur Redaktion der „Davoser Zeitung“ übergesiedelte Dr. O. Zoller



als 2. Sekretär des Rats und als Mitglied der Petitionskommission ersetzt. Der Rat weist dann das Initiativbegehren betr. Revision des Straßen- und Expropriationsgesetzes an die Regierung, bewilligt einige Nachtragskredite sowie die zur Anschaffung einer Automobildrehleiter erforderlichen Kredite und tritt endlich in die artikelweise Beratung des revidierten Sonntagsgesetz-Entwurfes ein. Sodann wurde ein Hauskauf am Marktplatz beschlossen und die Beratung des Sonntagsgesetzes bis § 7 (gesetzliche Sonntagsruhe der Dienstboten) gefördert.

Der letzte Schleppzug dieses Jahres geht mit Dampfboot „Wilhelmshafen“, der am 7. eingetroffen war, rheinabwärts.

10. Das Füsilier-Bataillon 97, das am 9. aus einem bei ununterbrochen herrlicher Witterung in den Kantonen Zug und Aargau zugebrachten Wiederholungskurs zurückgekehrt ist, wird entlassen.

14. ffg. In der Kunsthalle wird eine Missionsausstellung eröffnet, verbunden mit öffentlichen Vorträgen, die das Interesse weiterer Kreise auf die Mission und ihre Wirksamkeit lenken sollen.

Dr. Wilhelm Bruckner wird auf sein Ansuchen mit Dank für die von ihm geleisteten Dienste von seiner außerordentlichen Professur entlassen.

22. Der Große Rat führt das Sonntagsgesetz weiter, bewilligt einen Kredit für Arbeiten, die mit der Verlegung des Fischmarktbrunnens zusammenhängen, beschließt Ankauf eines Hauses am Blumenrain und nimmt die Vorlagen betr. Teuerungszulagen i. J. 1908 und betr. Verteilung des Alkoholzehntels an.

In der Morgenfrühe brennt ein Nebengebäude der de Bary'schen Bandfabrik bei St. Jakob nieder.



24. Mit dem heutigen Tage geht die Rekruten-Aushebung dieses Jahres in unserm Kanton zu Ende. Es stellten sich 955 junge Männer mit Einschluß der Zurückgestellten und der Freiwilligen. Von ihnen wurden 606 = 59,9% tauglich erklärt und 140 = 14,7% zurückgestellt. Zum ersten Mal stellten sich, gestützt auf Art. 2 M. O., auch Freiwillige, die noch nicht das Alter von 19 Jahren im laufenden Jahr erreichten. Von diesen 43 wurden 40 tauglich erklärt.

24.—27. Das Quodlibet feiert am 24. und 25. sein 50jähriges Bestehen, am 24. mit einem großen Kostümfest in den als „Basel anno dazumal" dekorierten Räumen des Stadtkasino, zu dem alle Teilnehmer in Biedermeier-Kleid zu erscheinen hatten, ferner mit einem Festbankett am 25., an dem noch 2 Gründer teilnahmen; am 26. und 27. endlich waren die Festräume einem weitern Publikum geöffnet.

24. u. 25. Der erste Wahlgang der Nationalratswahlen für die Legislatur 1908—1911 brachte keine Wahl zustande. Die Parteien waren mit gebrochenen Listen, jede für sich zur Urne gegangen, und zwar die Liberalen mit den Namen Speiser (bish.), Iselin (bish.) und Ingenieur R. Gelpke (neu); die Freisinnigen mit Göttisheim (bish.), Müri (bish.) und Dr. Rothenberger (neu), letzterer an Stelle des zurücktretenden Nationalrat David; die Sozialisten mit Brüstlein (bish.) und Redakteur Frei (neu); die Katholiken hatten Enthaltung proklamiert, die neue Partei der Demokraten unterstützte die Sozialdemokraten. Bei einem absoluten Mehr = 5035 erreichten Brüstlein 5017, Speiser 4230, Frei 4077, Iselin 3958, Göttisheim 3720, Rothenberger 3521, Müry 3514 und Gelpke 3471 Stimmen.

Bei der Ständeratswahl stand dem von Freisinnigen und Liberalen zur Bestätigung vorgeschlagenen Dr. Scherrer der von den Sozialisten unterstützte Führer der



Demokraten Dr. Schär gegenüber. Bei einem absoluten Mehr = 4579 siegte Scherrer mit 5607 Stimmen; Schär machte 3393 Stimmen.

Die Abstimmung über den Wasserrechtartikel der Bundesverfassung (24bis) wurde mit 9359 Ja und 227 Nein angenommen. In der gesamten Schweiz ergaben sich rund 300,000 Ja gegen 52,000 Nein. Die Zahl der baselstädtischen Stimmberechtigten betrug 21,346.

25. An einer rasch verlaufenden Krankheit stirbt in seinem 66. Lebensjahr Dr. Theophil Lotz-Landerer, seit langen Jahren 1. Physikus, Mitglied der Universitätskuratel und zahlreicher anderer Behörden, in denen er überall eine tätige und allgemein anerkannte Rolle spielt. Lotz, als Mensch wie als Arzt gleich beliebt, hinterläßt eine Lücke, die nicht leicht auszufüllen ist.

27. Das Einläuten der Messe erfolgt nach alter Übung. Auf Peters- und Barfüßerplatz bietet die Messe nichts Außergewöhnliches.

Der Bundesrat entläßt Oberst Karl Köchlin auf seinen Wunsch vom Kommando der 2. Division.

29. Der Weitere Bürgerrat heißt den Verkauf eines Stückes Land der Christoph Merian'schen Stiftung an der äußern Gellertstraße gut, nimmt einen Bericht des Engern Bürgerrats entgegen über die Angelegenheit eines suburbanen Sanatoriums für Tuberkulöse und genehmigt und verdankt Verwaltungsbericht und Rechnung für 1907.

Architekt Paul Reber-Burckhardt stirbt nach schwerem Leiden in seinem 73. Altersjahr. Er hatte namentlich Ruf als Kirchenerbauer. Seiner Vaterstadt diente er in vielen Behörden. Seinen Mitbürgern im engern Sinne war er bekannt als gefälliger Gelegenheitsdichter.



31. Im Alter von 76 Jahren stirbt Georg H o n e s t a-Weber, der s. Z. als Tenorsänger in den Gesangvereinen der Stadt eine Rolle spielte.

31. u. 1. Nov. Der 2. W a h l g a n g d e r N a t i o n a l-r a t s w a h l e n ging unter dem Zeichen eines bürgerlichen Kompromisses vor sich. Beide bürgerlichen Parteien schlugen die Liste vor: Göttisheim, Iselin, Müry, Speiser und als Konzession an die Sozialisten Brüstlein; an die 6. Stelle schlugen die Freisinnigen Dr. Rothenberger vor; die Sozialdemokraten blieben bei ihrem Zweiervorschlag Frei und Brüstlein; Gelpke, der von der liberalen Partei war fallen gelassen worden, wurde von persönlichen Freunden neu portiert. Es gingen 11,123 Wähler, etwas mehr als beim ersten Wahlgang, zur Urne. Gewählt wurden B r ü s t l e i n (7837 St.), S p e i s e r (5962), I s e l i n (5800), G ö t t i s h e i m (5581), R o t h e n-b e r g e r (5314) und M ü r y (5189). Frei unterlag mit 4646 St., Gelpke machte 1869.

W i t t e r u n g. Die Witterung des Oktobers brachte folgende Werte: Mittel der Temperatur 9,05°, mittleres Temperatur-Maximum 14,1, mittleres Temperatur-Minimum 5,5; Mittel des Luftdrucks 741,7 mm, Summe der Regenmenge 13,3 mm, Mittel der Sonnenscheindauer 6,11 Stunden. Der Gesamtcharakter des Monats war ein äußerst angenehmer. Sonnenschein und Trockenheit herrschten vor. Gegen Ende des Monats, am 25., fiel der erste Schnee, 154 Tage nach dem letzten Schnee des vergangenen Winters!







